This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 731,920 DUPL

838
S327vn
v.1

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

1848 — 1851.

Erſter Band.

Von

37121

Achtundvierzig bis Einundfünfzig.

Eine Komödie der Weltgeschichte.

Von

Johannes Scherr.

All the world's a stage.
Shakspeare.

Erster Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1868.

838
5327vn
v.1

Prolog.

Urſprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Das, was die Menge glaubt,
Iſt leicht zu glauben.

Göthe.

1.

Stellt euch einen Gott vor, welcher eines Tages aus dem Weltenozean einen Waſſertropfen herausgreift, unſere Erde, und denſelben unter das Mikroſkop bringt. Was für ein Anblick wird ſich dem Verwunderten darbieten? Genau derſelbe, den euch ein millionenfach vergrößerter Tropfen Waſſer zeigt: — ein häßliches Gewimmel zahlloſer Weſen, welche in unaufhörlichem Kampfe einander zerreißen und verſchlingen.

Ich und Du, Mein und Dein: ſowie der Blitz dieſer Gegenſätze in das Gehirn des Menſchen einſchlug, ward er aus einem naiven Thier ein bewußtes. Damit hob der Krieg Aller gegen Alle an, welcher ſeither, die ganze Geſchichte der Menſchheit entlang, unter tauſendfach wechſelnden Formen ruhelos und ruchlos geraſ't hat.

Um aber dieſen Krieg in größerem Stile führen zu können, als die Beſtien des Urwaldes thun, mußte der Menſch ſich „civiliſiren“. Der kategoriſche Imperativ der Mutter Noth und die herben Rippenſtöße der Schulmeiſterin Erfahrung belehrten ihn mitſammen über die Unzulänglichkeit ſeines Könnens als Einzelweſen und in Folge dieſer Unterweiſung wurde das bewußte Thier ein geſelliges. Allein der einmal geweckte „Vervollkommnungstrieb“ ließ es auf dieſer Stufe des Gorillathums nicht ſtehen bleiben. Der ewige „Bruderkrieg“ der Menſchheit forderte ja gebieteriſch ſtets neue Hebel und Hilfsmittel; er mußte

daher förmlich organisirt werden und zu diesem Zwecke ward aus dem geselligen Thier ein gesellschaftliches, ein politisches, das „Zoon politikon" des Aristoteles.

Die ganze sogenannte Weltgeschichte ist nur eine fortwährende „Armeereorganisation", eine unumgänglich nothwendige. Denn Ich kriegt gegen Du, Mein gegen Dein, Persönlichkeit gegen Persönlichkeit, Familie gegen Familie, Volksstamm gegen Volksstamm, Nation gegen Nation. Immer und ewig Krieg! Allen Veden, Bibeln und Koranen, allen Rechtsbüchern, allen Friedensverträgen zum Trotz niemals auch nur ein stundenlanges Aufhören des „kleinen" Privatenkriegs oder des „großen" Kirchen- und Staatenkriegs.

Zum Glück oder zum Unglück fehlt es dieser ewigen Kriegsfurie nicht an Kanonenfutter, weil dem menschlichen Vertilgungstrieb der menschliche Zeugungstrieb das Gegengewicht hält. Jeder Hinz sucht ja bekanntlich seine Hanne, jede Käthe will ihren Kunz haben. Wie die Erde, das ewig gebärende und ewig verschlingende Ungethüm, in langweiligem Einerlei um die Sonne sich dreht, so dreht die Menschheit zwischen den beiden Polen Zeugung und Vernichtung hin sich und her. Dichter nennen das —

„Den Born, worin die Wesen alle gründen,
Das Meer, worein sie sterbend alle münden."

Gewiß, die Menschheit hätte, des ewigen Drehens satt, schon lange ein für alle Mal in das besagte „Meer" sich gestürzt, so sie nicht ein Spielzeug besäße, mittels dessen sie sich die Zeit vertreiben, sich zerstreuen, belustigen und trösten kann. Laßt dem armen alten Kinde sein Thonpfeifenrohr, sein Bißchen Wasser, sein Stückchen Seife und ihr werdet es mit rührender Beharrlichkeit jene buntschillernden Seifenblasen in die Luft treiben sehen, welche man Ideale nennt.

Die höchsten Aufschwünge des Menschengeistes, die edelsten Instinkte und die süßesten Affekte der Menschenseele, die Fanatismen der Religion und der Politik, die verzückte Glut der An-

dacht und die keuschen Wonneschauer der ersten Liebe, die blendenden Illusionen der Begeisterung und die stolzen Triumphe der Wissenschaft, in den Himmel hinaufstiegende Lust und in die Erde sich hinabwühlendes Leid, der stachelnde Hunger nach Rang und Reichthum, der lechzende Durst der Ehrsucht und die Sättigung mit Ruhm, der berauschende Hochmuth der Herrschaft und der entzückende Traum von Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, das Hochgefühl der Tugend und die Hoffnung auf Unsterblichkeit: — Seifenblasen!

Die Welt selbst ist nur eine solche, hat der Buddha vor 24 Jahrhunderten gepredigt, der große Prophet der Nichts-Religion. Es gibt nur das Eine: Nirwana, das Urnichts. Alles Andere ist ein Strom von Nichtigkeiten, welcher sich dem Ozean des Nirwana zuwälzt. Erde und Himmel, Götter und Menschen, Geist und Materie, Leben und Tod, Familie und Staat, Tugend und Laster, Glück und Unglück — Alles nur ein nichtiger Schein! Wie eine blühende Lotosblume ist die Welt aus dem Urnichts aufgestiegen, wie eine welke sinkt sie wieder in dasselbe zurück. Die Schaumblase des Erdendaseins platzt, das Fieber des Lebens hört auf, Alles verlischt in absoluter Leere. Wenn der hebräische Koheleth klagt:

„Oh, was wird dem Menschen für all' seine Mühsal,
Womit er sich abquält unter der Sonne?
Alle seine Tage sind ja voll Schmerzen
Und in der Nacht auch ruht ihm das Herz nicht" —

so stellt der Buddhist mit schwindelhoher Abstraktionslust der Welt sich gegenüber und sagt zu ihr: Du solltest nicht sein, wie du bist; weil es aber eine Unmöglichkeit, dich anders zu machen, so sollst du gar nicht sein. Und du bist nicht! Du bist nur Schein, Schaum, Traum, Gaukelei. Verblasse, schwinde, zerstiebe! Hinunter mit dir ins ewige Nichts!

Schade nur, daß diesem Bannspruch weltschmerzlicher Verzweiflung zum Trotz die Welt wirklich ist oder wenigstens sehr

fühl- und merkbar zu sein scheint: nicht als eine klösterlichstille und mönchfaule Lamaserie, sondern als ein tosender Kampfplatz; nicht als ein Gegenstand feiger Verleugnung, wie eine solche das Christenthum dem Buddhismus plagiatorisch nachgepredigt hat, sondern vielmehr als ein Gegenstand tapferer Bestreitung.

Mag der Gott, entrüstet oder angewidert, das Mikroskop wegthun und den Wassertropfen in den Weltenozean zurückschleudern; mag es sein, daß die Nichts-Religion schließlich recht hat; mag es geschehen, daß ein Tag kommt („dies irae, dies illa"), allwo —

„Die wolkenhohen Thürme, der Paläste Pracht,
Die heiligen Tempel und der große Erdball selbst
Mit Allem, was drauf hauf't, wird untergeh'n
Und, wie ein leeres Schaugepräng' erblaßt,
Spurlos verschwinden" . . .

noch rollt die Erde um die Sonne, noch sind die Menschen und — der gesundeste aller Dichter und Denker hat es gesagt, Wolfgang der Große — „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein".

Darum laßt uns kämpfen! Nicht, als ob es sich der Mühe lohnte, nicht um des Kampfpreises willen — es gibt keinen — sondern weil wir müssen, weil die „dira Necessitas", der noch Keiner ihr Räthsel abgefragt hat, es will. Und weil wir uns in vieltausendjährigem Kampfe nachgerade doch mälig aus der Bestialität herausgerungen haben sollten, so laßt uns so zu sagen menschlich kämpfen, laßt uns —

„Parcere subjectis et debellare superbos!"

2.

Erhebe deine Augen und blicke hell und heiter zurück auf die Bahn, welche durch Jahrtausende und wieder Jahrtausende

herab die Menſchheit gewandelt iſt bis heute, und du wirſt von den Idealen nicht mehr reden wollen als von „Seifenblaſen“.

Denn wie der bibliſchen Dichtung zufolge die Feuerwolke den Kindern Iſrael vorwandelte, nächtlicher Weile die Wege ihnen zu weiſen beim Auszug aus Mizraim, ſo leuchteten und leuchten die Ideale der Menſchheit voran beim Vorſchritt aus der Nacht der Barbarei in die leiſe anbrechende Morgendämmerung der Humanität. Wann der Tag kommen und was er bringen wird, wer weiß es? Aber kommen wird er und du brauchſt dich ja nicht um den Abend zu ſorgen: — lange, lange, bevor es dem Abend zugeht, wirbeln die Atome, „die ſich zu Luſt und Leid in dir gefügt“, fühllos mit in dem ungeheuren Staubwirbel von ewigem Werden und Vergehen.

Aber dieſer Staubwirbel iſt er nicht ein unendliches Trauerſpiel von bleierner Schwere und Monotonie?

Wohl, das wär' er, ſo nicht der Idealismus in die dicke, dumpfe, dunkle Maſſe Licht, Luft und Leichtigkeit brächte, ſo nicht ein Funke vom Centralſonnenfeuer in den trägen Erdenkloß gefallen wäre. Denn — weißt du? —

„Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Wär' in uns nicht des Gottes Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?“

Ja, „est deus in nobis“ — auch ſo eine Seifenblaſe.

Schelte mir ſie nicht! Geſegnet ſeien die „Seifenblaſen“. Das ſind die Montgolfièren, welche uns emportragen über die Noth des Lebens, über „die Angſt des Irdiſchen“ ...

Ins Blaue?

In die Aetherluft des Humors, von wo herab geſehen das hölliſche Trauerſpiel der Weltgeſchichte zum menſchlichen Luſtſpiel wird.

Ein Luſtſpiel dieſes entſetzliche Wirrſal von Dummheit und Schlechtigkeit, von Lug und Trug, von Raub und Mord, von

Laſter und Elend, von Tücke und Brutalität, von Thränen und Blut?

So ſieht und frägt der weinende Philoſoph; aber der lachende, welcher doch mindeſtens ebenſo berechtigt iſt, ſieht anders und ſagt ſo: — Da wir zu ohnmächtig ſind, einen vernünftigen Zweck zu verwirklichen, ſo brauchen wir uns auch nicht mit der Frage abzuquälen, ob unſer Daſein überhaupt einen vernünftigen Zweck habe oder nicht. Und weil das Menſchenleben mit der Flüchtigkeit eines Traumſchattens über die Erde hinſtreicht, ſo ſollten wir uns dieſe Flüchtigkeit nicht noch verkürzen und vergrämen mit Grübeln und Klagen über Unabänderliches und Unabwendbares. Die Wiſſenſchaft mag ſich noch ſo ſehr in die Bruſt werfen und eine noch ſo hochmüthige Miene aufſetzen, ſie weiß auf die kategoriſche Frage: Wie, wann und warum entſtand die Welt und der Menſch? doch nur ſtotternde Hypotheſen zur Antwort zu geben. So muß es denn noch immer erlaubt ſein, in Ermangelung des Wiſſens die Phantaſie zur Hilfe zu rufen und ſie ſagen zu laſſen: Das Weltall und unſer kleiner närriſcher Erdball darin ſie ſind von einem wachenden Gotte gedichtet oder von einem ſchlafenden geträumt worden und noch immer geht weiter der göttliche Traum oder die göttliche Dichtung.

Wohl! Aber iſt nicht der Traum ein Alp, die Dichtung eine tragiſche?

Nein! Denn wer zwingt uns, es zu machen wie die Pfaffen, welche allzeit und überall in dem träumenden Weltgeiſt nur einen ewig zorngrinſenden, zähnefletſchenden und blutlechzenden Moloch ſahen und ſehen? Wer hindert uns, in dem angeblichen Moloch vielmehr einen nach gigantiſchem Maßſtab dichtenden Ariſtophanes zu erkennen, welcher die Welt zu einem koloſſalen Wolkenkukuksheim eingerichtet hat?

Nun ja, daß der Tropf von Peiſthetäros die herrliche Braut Baſileia heimführt, die Komik — falls es eine iſt — wiederholt ſich allerdings milliardenmal in allen denkbaren

und mitunter auch wohl in undenkbaren Formen auf dieser Weltbühne.

Siehst du? — Daß die Weisheit von der Thorheit, das Große vom Erbärmlichen, das Erhabene vom Niedrigen, die Hochherzigkeit von der Gemeinheit, die Ehrlichkeit von der Gaunerei, die Genialität von der Trivialität, das Verdienst von der Unverschämtheit, die Tugend vom Laster, der Ruhm vom Neide, die Liebe vom Haß, die Treue von der Falschheit, die Begeisterung vom Nutzen hintangedrängt, besiegt, vernichtet wird, — das eben ist der aristophanische Spaß der Weltgeschichte.

Ein Spaß, fürwahr, von dem gesungen ist:

„Wer vermag es, ohne Grauen
Diesen Gräuel anzuschauen?"

Bah, je nachdem man ihn anschaut und nimmt! Heraklit freilich hört aus dem weltgeschichtlichen Drama nur die unablässig schwingende Todtenglocke heraus, aber Demokrit das immerfort lachende Klingeln der Schellenkappe. Wer der Weisere und Glücklichere von Beiden, kann gar nicht fraglich sein. Was kommt bei der pathetisch-tragischen Weltanschauung heraus? Nichts, als daß man jedes Organ einbüßt, den grandiosen Humor zu verstehen, welcher aus dem ewigen Antithesenspiel des geschichtlichen Prozesses sich entwickelt, wie eine köstliche Weinblume aus der Gährung der Mostelemente. Darum noch einmal: Schau' und nimm die Weltgeschichte als Komödie! Nur dann wirst du die Hochkomik von Thatsachen begreifen, wie z. B. jene gewesen, daß ein auf Golgatha gekreuzigter jüdischer Rabbi alle die blühenden Göttergestalten von Hellas, alle die Macht und Pracht der „ewigen" Roma mit sich in seinen Scheol hinunterreißen konnte und hinuntergerissen hat.

3.

„Amboß oder Hammer sein“: Es gibt kein Drittes.

In der antiken Welt wurde das mit ehrlicher Unbefangenheit gesagt und geübt. Es gab da Bevorrechtete und Rechtlose, Herren und Sklaven, Bürger und Barbaren. Selbst Phantasten höchster Potenz, wie ein Platon, sie dachten nicht daran, die Chimäre einer allgemeinen und unbedingten Menschengleichheit und Menschenbruderschaft aufzubringen.

Immer aber, wann die Menschheit in Folge schlechten Lebenswandels ganz heruntergekommen ist, treibt ihre Todesangst sie an, mittels einer Radikalkur, einer religiösen Fastenkur, einer moralischen Kaltwasserkur wieder Heilung und Verjüngung zu suchen. Deßhalb, als die antike Gesellschaft in der Völlerei-, Wollust- und Blutorgie des römischen Cäsarismus bis zur äußersten Verderbniß siech geworden war, nahm sie das Kreuz des Christenthums auf sich.

Die weltgeschichtliche Hungerkur hob an. Anhaltendes Fasten steigerte die Nerventhätigkeit zur Ekstase: kein Wunder also, daß Hallucinationen und Visionen eintraten; Hallucinationen von einer Religion der Liebe, Visionen vom tausendjährigen Reiche des Friedens und der Freude. Es klang ja so verheißungsvoll von Galiläa her: „Ich bin gesandt, zu bringen die frohe Botschaft den Armen, zu heilen die wunden Herzen, zu verkündigen den Gefangenen, daß sie los sein, und den Blinden, daß sie sehen, und den Geknechteten, daß sie frei sein sollen“.

Wie der Frühling auf die Erde sich senkt, so senkte sich das Evangelium von der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft in die Herzen der Menschen: — der flüchtige Blüthentraum einer Mainacht!

War nicht von Galiläa her auch erschollen: „Ich bin gekommen, nicht den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“—? Ja, das Schwert! Denn

„Waffen braucht die Welt! Kein Liebelächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
An dem Kreuze zu Jerusalem."

Darum laßt den alten und ewigen Bruderkrieg weiterrasen! Die Völkerwanderung hat ja glücklich eine prächtige „Armeereorganisation" zuwegegebracht und die „vagina gentium", die germanische Welt, liefert „Kanonenfutter" in Hülle und Fülle. Auch ist zu den früheren Kriegselementen und Vernichtungsmitteln ein neues, furchtbar wirksames hinzugekommen: das Gift des jüdischen Fanatismus, der furor molochisticus, welchen das Juden-Christenthum den Völkern einimpfte. „Ich schlage dich todt, weil deine Seele nicht nach meiner Façon selig werden will", ist das unzählige Male wiederholte Wort, welches der christliche Kain zum christlichen Abel sprach.

Geht hin und sucht im Mittelalter die Chimäre von der christlichen Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft der Menschen. Ihr werdet, so ihr Augen habt, zu sehen, nur ein wüstes Wirrsal von brutaler Herrschaft und bestialer Knechtschaft vorfinden und ihr werdet, so ihr Ohren habt, Herren und Knechte gleich entwürdigt unter dem Joche eines abscheulichen Afterglaubens einherkeuchen hören. Häuft alles Gräuliche und Scheusälige zusammen, was aus Antrieb und im Namen der sämmtlichen übrigen Religionen auf Erden geschah, ihr werdet doch nur einen Hügel zuwegebringen gegenüber von dem Gräuelberge, welcher aus Antrieb und im Namen des Christenthums aufgethürmt worden ist.

Gedenket nur der Zeit, wo ein schlauer Mönch, der da wußte, daß die Welt betrogen sein will, seine Tonsur unter einer dreireifigen Krone verbergen, der europäischen Menschheit seinen Fuß auf den Nacken stellen und zu ihr sagen durfte: „Ich bin dein Herr und Meister, ich bin der König der Könige, ich kann binden und kann lösen, ich theile Seligkeit und Verdammniß aus, ich bin der Statthalter Gottes!"

Millionen und wieder Millionen haben an dieſen Wahnwitz geglaubt, glauben daran noch zur Stunde, und ihr ſagt, der Menſch ſei ein vernünftiges Weſen?

So ein Koloß von Unvernunft, wie das Papſtthum, müßte aber Europa aus dem Gleichgewichte gebracht haben, falls dem Koloß nicht ein ziemlich ebenbürtiges Gegengewicht geworden wäre: der Heilige-Römiſche-Reichs-Schwindel.

Die beiden Schwindelkoloſſe hatten, wie bekannt, anfänglich ein Kompagniegeſchäft errichtet, auf daß, geſchäftlich zu reden, einer den andern „pouſſire", auf daß einer den andern „mouſſiren" mache. Der „Sachſenſpiegel" in ſeiner Unkenntniß der modernen Geſchäftsſprache hat das ſo ausgedrückt: „Twei ſwert lit got in ertrike to beſkermene de kriſtenheit; deme paueſe is geſat dat geiſtlike, deme keiſere dat wertlike". Allein das Kompagniegeſchäft hielt ſich nicht lange, maßen die Kompagnons über ihren Antheil an den „Beneficien" und „Dividenden" in Streit geriethen. Das geiſtliche Schwert kehrte ſich gegen das weltliche, dieſes ſchlug auch nach Kräften auf jenes hinein und die von romantiſchen Jongleurs bis auf unſere Tage herab Dummköpfen vorgegaukelte „im Brennpunkt der Religion gebundene Einheit des mittelalterlichen Lebens" iſt thatſächlich ein furchtbarer Zwieſpalt geweſen, eine Jahrhunderte währende gräßliche Katzbalgerei zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum, deren Zeche der Prügelknabe der Weltgeſchichte, Michel Theut, bezahlen mußte. Nichts Unerſprießlicheres, fürwahr, und nichts Unerquicklicheres als die deutſche Kaiſergeſchichte! Statt durch Vernichtung der Adelsanarchie daheim die Nation zu konſtituiren, ſtatt einen Staat zu ſchaffen, dieſes donquijotiſche Werben um Frau Aventure Weltmonarchie, dieſes Haſchen nach einer Fata Morgana, dieſe Jagd auf das Heilige-Römiſche-Reichsphantom, dieſes ewige und immer wieder reſultatloſe Hin- und Herrutſchen über die Alpen — eine weltgeſchichtliche Dummheit, wie es ſo dumme nicht gar viele gegeben hat.

Weil jedoch Altar und Thron allen ihren Mord- und Todhändeln zum Trotz allzeit das Bedürfniß gegenseitiger Stützung empfanden, hielt die Kirche die Fiktion von dem göttlichen Recht der Könige das ganze Mittelalter hindurch salbungsvoll aufrecht. Die Reformation ihrerseits hütete sich wohl, an dieser kirchlichen Dichtung zu rütteln; im Gegentheil, sie predigte dieselbe noch viel eindringlicher: — hat ja doch erst im Neste des Lutherthums die Ordo Priesterschaft ihre Species Hofpfafferei ausgebrütet. Daneben freilich besaß schon das Mittelalter nicht mehr so ganz und besaß noch weniger die Neuzeit jene Naivetät, womit das Alterthum den Gegensatz von Privilegirten und Unberechtigten, von Glücklichen und Unglücklichen, von Herren und Sklaven, von Müssiggängern und Arbeitern als eine unabänderliche Schicksalsfügung bekannt und anerkannt hatte. Denn schon im Mittelalter begann sich die von der antiken Naturwüchsigkeit so widerlich abstechende Heuchelei und Scheinheiligkeit zu entwickeln, welche nachmals zu riesigen Verhältnissen angewachsen ist; jene moderne Heuchelei und Scheinheiligkeit, welche sich einbildet, zu glauben, die blutenden Wunden und eiternden Geschwüre am Körper der Menschheit seien so gut wie nicht vorhanden, falls man sie mit dem dünnen Mantel der christlichen Liebesphrase bedecke.

4.

Das Zwangshemd der mittelalterlichen Weltanschauung war einer wesentlich ackerbaulichen Gesellschaft auf den Leib gepaßt. Es mußte demnach mälig aus den Nähten gehen, sowie neben dem Junkerthum und seinen Hörigen das städtische Bürgerthum mit seiner Gewerbe- und Handelsthätigkeit mehr und mehr ein sozialer Faktor wurde. Adeliges und höriges Bauernthum hätten innerhalb der Schranken des Mittelalters noch Jahrhunderte

lang in gemüthlicher oder ungemüthlicher Rohheit fortvegetiren können, aber die Bedürfnisse und Begehrlichkeiten der Industrie und des Handels zerbrachen diese Schranken.

Die Luft des Denkens, Forschens, Wissens, welche so lange als sündlichste Sünde geächtet gewesen war, entzündete sich von Neuem an dem Schönheitssonnenstral, welcher aus der Gruft des Alterthums aufschoß. Ein ambrosischer, aus Althellas kommender Luftzug reinigte die vom Kuttengeruch verdorbene Atmosphäre Europa's. Die jugendkräftig aufstrebende Naturwissenschaft schickte sich an, das Netz hierarchischer Seelenfischerei zu zerreißen, und die Auffindung Amerika's erweiterte nicht nur den geographischen, sondern auch den intellektuellen Gesichtskreis der Menschheit.

In der also physisch und geistig erweiterten Welt schlug das moderne Freiheitsprinzip die Augen zum Leben auf.

Aber, siehe, auch das war eitel!

Auf die religiöse Freiheitsfrage des sechszehnten Jahrhunderts gab das siebzehnte den zu seiner Vollkraft gelangten Jesuitismus, das protestantische Pharisäerthum, den dreißigjährigen Krieg, den Hexenprozeß und die Dragonnaden Ludwigs des Vierzehnten zur Antwort, — eine Antwort, welche der „Menschenbruderschaft" wieder einmal erwünschte Gelegenheit verschaffte, in ihrer ganzen Glorie sich sehen zu lassen.

Der große Denker desselben siebzehnten Jahrhunderts, Baruch Spinoza, wußte wohl, was er that, als er meinte, das leidige Welträthselproblem lasse nur *eine* nothdürftige Lösung zu: — Resignation!

Um solche „stubengelehrte" Meinungen sich zu kümmern hat jedoch die Menschheit weder Zeit noch Neigung. Sie kann und darf nicht pflanzenhaft resignirt, sondern muß und will kriegerisch gerüstet und thätig sein. Sie bedarf und achtet nicht der Friedensprediger, sondern nur der Taktiker und Strategen. Die Erfindung einer neuen Mordwaffe ist für sie unendlich wich-

tiger als die Findung einer neuen „Idee“. Mit Ideen kann man ja einander nicht umbringen, wenigstens nicht unmittelbar.

Das achtzehnte Jahrhundert nahm die Frage des sechszehnten wieder auf und der „Patriarch von Ferney“ meinte, ein unendliches Hohngelächter das sei die beste, ja einzige Lösung des Problems.

Ernster faßte die Sache der „Weise von Königsberg“. Der fuhr mit dem eisernen Kehrbesen seiner Logik über das Firmament des Supranaturalismus hin und wischte alle Sterne, alle Illusionen, alle menschlichen Selbsttäuschungen und Selbstbespiegelungen hinweg. Thu' deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, Mensch, und laß dir von deiner närrischen Einbildungskraft keine übersinnlichen Flausen vormachen! sagte der strenge Kehrausmann. Weil er aber doch auch wieder Stunden hatte, wo er kein eiserner Logiker, sondern nur ein gutmüthiger deutscher Hagestolz war, fügte er nach einer Weile achselzuckend hinzu: Maßen es, wie es scheint, ein „Postulat der praktischen Vernunft“ ist, daß du Illusionen habest, so habe sie meinetwegen, Schwachkopf!

Zur gleichen Zeit hatte der Debattirklubb in der Taverne „Zur Jungfer Europa“ die Frage der bürgerlichen, der politischen Freiheit auf die Tagesordnung gesetzt. Monsieur le Baron Charles de Secondat la Brède et de Montesquieu erstattete den Kommissionsbericht („Esprit des lois“) und die geräuschvolle Debatte hob an. Resultat: Das Evangelium von den „drei Gewalten“ wurde mit großer Mehrheit angenommen. — ein Evangelium, welches, aus dem Urlande der Heuchelei, aus England herübergeholt, eigentlich ein Apokryphon „De tribus impostoribus“ ist, das Lug- und Trugkredo des Konstitutionalismus.

Dieser mußte, weil ja die Welt belogen und betrogen sein will, nothwendig seither ein Hauptmotiv der weltgeschichtlichen Komödie werden.

Ein weiteres Motiv, die Verwickelung tollkomischer zu

machen, brachte der „Citoyen de Genève“ in das Stück, indem er der alleinseligmachenden Lehre von der Monarchie die alleinseligmachende Lehre von der Demokratie gegenüber stellte, dem Phantom Gottesgnadenthum das Phantom Volksgnadenthum. Die beiden Riesenphantome stießen dann aufeinander und es gab einen Krach — die französische Revolution — der die arme alte Erde in ihren Grundvesten erschütterte und zur „Wiederkehr des alten Urstands der Natur“ das Signal geben zu wollen schien.

Und welcher der beiden Riesen siegte in diesem furchtbaren Duell? Keiner von beiden.

Ihr kennt ja das alte Sprüchlein „Duobus litigantibus tertius gaudet“. Während die zwei ehrlichen Riesen Monarchismus und Demokratismus auf Leben und Tod redlich sich rauften, hielt sich Zwerg Konstitutionalismus vorsichtig bei Seite und lachte ins Fäustchen. Als sodann die beiden braven Berserker aus tausend Wunden blutend und in tödtlicher Ermattung auf der Walstatt lagen, kam er herbeigeschlichen, um beide auszuplündern.

Aber der schlaue Zwerg kam zu spät für diesmal. Ein soldatischer Abenteurer war ihm zuvorgekommen und hatte rasch zugegriffen.

5.

Napoleon, Göthe, Byron: — diese drei Gestalten ziehen vor allen übrigen unsere Blicke an, so wir auf den Entwickelungsgang unseres Jahrhunderts zurückschauen. Alles Andere ist, genau betrachtet, nur unzulängliche Nachahmung, schwächliche Wiederholung, druckfehlervoller Abklatsch dieser drei Typen.

Napoleon unternahm es, alle Hebel und Hilfsmittel der modernen Kultur zur Erneuerung des römischen Cäsarismus zusammenzufassen. Scheinbar nahe dem Ziele, scheiterte er, weil

sein Unternehmen ein Widerspruch in sich selbst war. Denn der Träger der modernen Kultur ist das Bürgerthum, der dritte Stand, die Geschäftemacherschaft, und diese verlangt nicht so sehr die Achtung vor der Freiheit selbst — (von welcher sie im Grunde ihres Herzens denkt wie Falstaff von der Ehre) — als vielmehr die Berücksichtigung der Freiheitsphrase. „Komm' mit deinem Scheine, süßes Engelsbild!" Der korsische Glückssoldat würde wohlgethan haben, zuweilen des 5. Mai von 1789 sich zu erinnern. Sobald damals im Reichsständesal zu Versailles der König nach gehaltener Thronrede seinen Federhut aufsetzte und die Herren von der Kirche ihre rothen und violetten Barette und die Herren vom Adel ihre „aufgekrämpten" Hüte aufsetzten, stülpten aller feudalen Kleiderordnung zuwider auch die Herren vom Geschäft ihre „niedergekrämpten" Hüte fest auf die bürgerlichen Köpfe, und wollte das sagen: So, fortan wollen wir, die Bourgeois, mitregieren im Staat oder wenigstens soll man uns so thun lassen, als regierten wir mit. Napoleon hätte demnach den Menschen mit dem Sein des freien Staatslebens nicht zugleich auch den Schein desselben vorenthalten sollen. Daß er es dennoch that, das war sein Kaiserwahnsinn und hat ihn zu Grunde gerichtet. Jedes Jahrhundert hat neben der allgemeinmenschlichen noch seine besondere Narrheit. Die des neunzehnten ist die parlamentarische (insania garrula senatoria). Wäre dem gewaltigen Schlachtenmeister in seinem Machtrausche nicht die Klugheit abhanden gekommen, so würde er das berücksichtigt und seine Zeitgenossen an dem Narrenseil geführt haben, welches sie sich selber zurechtgedreht hatten. Ah, er hatte keine Vorstellung von der ungeheuren Expansivkraft der Phrase; er machte das Schwatzventil zu und die Folge war, daß der Kessel des Napoleonismus barst.

Also ist ein weltumfassendes Genie thöricht an die Unmöglichkeit vergeudet worden, die brutal-nackte Thatsache römischer Despotie in eine Zeit hineinzustellen, welche die Blöße ihrer

Knechtschaffenheit zehnfältig mit der Freiheitsphrase drapirt und die gemeinen Züge ihrer Selbstsucht mit der Schminke der Humanität überkleistert. Napoleon hat sein Unterfangen schwer gebüßt: er, der Meister des „großen" Kriegs, ist schließlich im allerkleinsten, im „Duell mit einer Wanze", im Gezänke mit Sir Hudson Lowe umgekommen. Und die Moral seines Auf- und Ausgangs? Es soll fürder keinen großen Schurken mehr geben, sondern nur noch kleine Schufte.

Wie der Soldatenkaiser ein Weltalter abgeschlossen hat, so that auch der Dichterkaiser. Aber wie ganz anders that er es! Auch in Göthe war ein weltumfassender Genius thätig; aber nicht, um einem Phantom nachzujagen, um einen Traum zu verwirklichen, sondern vielmehr, um dem Realen den Stempel des Idealen aufzuprägen. Alles Süße, Schöne, Hohe, alles Liebliche und Tröstliche, was Naturleben und Kunstschaffen bieten, Göthe hat es mit heidnisch-frommer Hand zu einem ewigfrischen Strauße gebunden, dessen Glanz die Augen erfreuen, dessen Duft die Herzen erquicken wird, so lange der Menschheit „labyrinthische" Laufbahn währt. Er dichtete das große Trauerspiel des menschlichen Geistes, den Faust; aber mitleidsvoll der Schwäche seiner Zeitgenossen Rechnung tragend und erkennend, daß sie lieber erheitert als erschüttert sein wollten, ließ er die irdische Tragödie in eine himmlische Komödie verlaufen. Weise mahnte er: Ihr werdet die Welt im Ganzen und Großen niemals ändern, richtet sie also wenigstens im Einzelnen und Kleinen möglichst wohnlich und schön ein. Wenn er den jugendlichen Titanismus seines Lieblingssohnes Faust —

„Vom Himmel fordern ließ die schönsten Sterne . . ."

so verwies er das dem Himmelstürmer sofort mit den lächelnden Vaterworten:

„Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht!"

und während sein großer Freund Schiller den dürstenden Seher-

blick der Zukunft zukehrte, pflegte er liebevoll die Blumen und Blüthen der Gegenwart.

In die Seele Göthe's war die olympische Ruhe der „Resignation" des von ihm wohlstudirten und hochverehrten Spinoza eingegangen. Darum legte sich die göthe'sche Poesie über den tosenden Welttag des achtzehnten Jahrhunderts hin wie ein prächtiges Abendroth, still und bewegt zugleich, majestätisch und friedsam, entzückend und beschwichtigend.

In Byron dagegen wurde die That der französischen Revolution zur Dichtung.

Aus den Scheinheiligkeitsnebeln seiner Heimatinsel zornsprühend aufgestiegen, um in den Sümpfen von Missolonghi bald und plötzlich zu erlöschen, ging die Erscheinung Sr. Dichterlordschaft den staunenden Augen seiner Zeitgenossen vorüber wie ein blitzendes Meteor, das eine breite, tiefe, rothe Flammenspur hinter sich zurückließ. Eine breite, tiefe, rothe Flammenspur: jene magisch-mächtigen Gesänge, um welche — hat ein „frommer" Mann gemeint — der Himmel die Hölle beneiden mußte. Mitglied der hochmüthigsten Aristokratie der Erde und selbst ein siebenfach potenzirter Aristokrat, hat Byron während der Zwingherrschaft Napoleons die verpönte Erinnerung an die Zeit, allwo

„Die Menschen wagten für sich selbst zu denken,
Die Könige zu richten und zu reden
Von Freiheit, der verbotnen Frucht . . ."

wieder wachgerufen, hat sodann die den Händen der müdgehetzten Revolution entfallene Weltgerichtstuba („tuba mirum spargens sonum") aufgerafft und in die Kirchhofsstille der Heiligen-Allianz-Jahre die dämonisch-jubelnde Prophezeiung hineingeschmettert: Stürzen werden die Throne und die Zukunft gehört der Demokratie!

Ist er nicht ein köstliches Impromptu des Demiurgos-Aristophanes gewesen, dieser englische Lord und Freiheitslyriker? Oh, Weltgeschichte, du Komödie der Komödien!

Es ging nun zunächst der konstitutionell-parlamentarische Akt in Scene; denn während der Restaurationsperiode hatte sich die Befriedigung der Ansprüche des dritten Standes als eine unumgängliche Nothwendigkeit herausgestellt. Der kurzathmige revolutionäre Anlauf vom Juli 1830 machte diese Nothwendigkeit im ganzen civilisirten Europa noch einleuchtender und zugleich zeigte der Verlauf dieses Anlaufs, das liberale Bürgerthum (im Sinne des französischen Wortes „Bourgeoisie" gemeint) sei im Grunde ein „bon enfant", auch so ziemlich salonsfähig, und es würde sich demnach bei einiger Herablassung wohl mit ihm auskommen und leben lassen. Seither ist denn auch die Bourgeoisie, wenn nicht überall rechtlich, so doch thatsächlich in den Mitgenuß der Vorrechte getreten, welche bislang dem ersten und zweiten Stande vorbehalten gewesen waren.

Daß nun der dritte Stand, in den Kreis der Privilegirten eingetreten, gegen den nichtprivilegirten vierten, daß der Kapitalist gegen den Arbeiter, der Bourgeois gegen den „weißen Nigger", den Proletarier, sich abschloß, das war ganz in der Ordnung und mußte so sein, weil es menschlich war, d. h. aus dem Wesen des Menschen, welches nicht das eines Fabelthiers von Engel ist, naturnothwendig-folgerichtig hervorging.

Als ebenso naturgemäß jedoch muß es anerkannt werden, daß seinerseits der weiße Nigger seine Lage unbehaglich fand und darauf sann, sich ebenfalls bequemer zu betten.

Maßen aber die Machtstellung der Bourgeoisie auf der rastlosen Entwickelung der Industrie und des Handels beruht, maßen sie folglich zu ihren Geschäften „Hände" braucht und immer mehr Hände, so war sie dazu verdammt, ihren grimmigen Feind selber großzuziehen, d. h. ein massenhaft wucherndes Proletariat zu schaffen.

Die „Hände" kamen nun auf den nicht eben fernliegenden Einfall, sich zu zählen und einander zu fragen: Ist es denn wahr, daß wir Menschen, nämlich wir vom vierten Stand, immer und

ewig Arbeitsmaschinen im Dienste und zum Vortheil Anderer sein sollen und weiter nichts? Soll und darf das Kapital allzeit ein brutaler Tyrann und muß die Arbeit allzeit eine mißbrauchte und demüthige Sklavin sein?

Man nennt das die „soziale Frage".

Sie hat höchst tiefsinnige Untersuchungen und sehr lärmende Debatten veranlaßt. Der gelehrten Erörterungen wirklicher und der langen Reden kurzer Sinn ist aber dieser: — Der vierte Stand will die Privilegien der drei bevorrechteten Stände mitgenießen. Ist er in diesen Mitgenuß eingesetzt, so wird auch *er* seinen weißen Nigger haben wollen und gegen einen fünften Stand tapfer Front machen, wie der fünfte unter gleichen Verhältnissen gegen einen sechsten, und so weiter ins Unendliche.

Denn die frohe Botschaft von der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft der Menschen ist und bleibt der Traum wohlwollender Träumer. Die Menschen *können* nicht gleich sein, sie *wollen* nicht frei sein und Brüder werden sie stets nur sein im Sinne der uralten und ewigjungen Geschichte von den *feindlichen* Brüdern.

6.

Siehst du jenen Knaben dort, welcher eine aus Kautschuk verfertigte Fratze in seinen Händen dreht, preßt und knetet? Hut ab, es ist ein Geschichtephilosoph, welcher das „konstruirt", was man den weltgeschichtlichen Prozeß nennt.

Wäre aus diesem Prozeß der gesunde Menschenverstand heutzutage nicht „wissenschaftlich" ausgeschieden, so müßte er über die Verrenkungen und Verzerrungen, welche das arme Kautschukding sich gefallen lassen muß, baß erstaunen.

Aus dem hunderttausendfältigen Narrenchor der Gegenwart heraus vernehme ich eine Rede, von welcher jeder Buchstab ein

Professor und jede Sylbe ein Hofrath ist: — „Meine Herrn! Alles mußte von Anfang an gerade so kommen, wie es gekommen ist. Das Ei der Leda enthielt ja, wie Jedermann weiß, schon den ganzen trojanischen Krieg, sammt dem hölzernen Gaul, nebst der Ilias und Odyssee: das alles dotterte sich nur so auseinander. Freilich könnte die Frage gethan werden, wie es denn mit dem trojanischen Kriege, dem hölzernen Gaul und der Ilias und Odyssee gekommen sein würde, falls das besagte Ei zufällig zu Bouillon oder Rühreiern verwendet worden wäre, was ja jedem Ei begegnen kann. Allein dergleichen Fragen sind als unwissenschaftlich, weil auf „roher Empirie" beruhend, a priori abzuweisen. Ueberhaupt ist Alles als unwissenschaftlich abzuweisen, was nicht in unseren Kram paßt. Der weltgeschichtliche Prozeß war demnach von Uranfang an und bis zu dieser Stunde eine festgeschlossene Kette von logischen Entwickelungen. Folglich kennt die Geschichte kein anderes Kriterium und Gesetz, kein anderes Recht und keine andere Moral als den Erfolg. Die Geschichte aber macht den Menschen. Also hat sie auch uns gemacht, die wir uns fast die kurzen Fortschrittsbeine ablaufen, um den Erfolg immer bei Zeiten einholen und unsere Kniebeugungen ihm darbringen zu können."

Wir Andern, die wir dem armen, kritisch ausgeschiedenen und par ordre du moufti verbannten common sense ein Asyl gewährt haben, wir waren und sind der Meinung, die Geschichte sei kein Abstraktum, keine „philosophisch" konstruirte Taschenprovidenz, dazu bestimmt, die Windbeutelei und Niedertracht der Erfolganbeter unserer und aller Zeiten zu rechtfertigen; sondern sie sei vielmehr das Produkt der wirklichen und der eingebildeten Bedürfnisse, wie nicht minder der guten und der schlechten Leidenschaften der Menschen. Die Menschen also machen die Geschichte und, fürwahr, sie ist auch darnach.

Aber wo bliebe da die Planmäßigkeit der Geschichteprozedur?

Oh, die kommt nicht abhanden, weil ja die wirklichen und die eingebildeten Bedürfnisse, die guten und die schlechten Leidenschaften der Menschen allzeit und überall dieselben waren, sind und sein werden. Die Kulissen auf der Bühne der Weltgeschichtekomödie werden unaufhörlich gewechselt und geändert, die Bühne selber bleibt stabil. Der alte Motivekohl dieser Komödie wird immer wieder umgekocht, anders gewürzt und in von der Zeitmode so oder so geformten Schüsseln abermals aufgetischt. Darum heißt es von Allem, was kommt und kommen mag, „auch schon dagewesen". Komöde-Weltgeist wiederholt sich und schreibt sich selber ab; er kann gar nicht anders, denn er arbeitet ja immerfort für dieselben Komödianten.

Hieraus erklärt sich das Immerwiederkehren von überwunden geglaubten Thorheiten und Rohheiten, von beseitigt gewähntem Elend. Hatte man sich nicht der Hoffnung hingegeben, die Aufhellungsarbeit des 18. Jahrhunderts müßte soweit Tag gemacht haben, daß sich keine mittelalterlichen Spukgestalten mehr sehen lassen dürften? Und dennoch kamen sie im 19. Jahrhundert scharenweise wieder. Ja, unter den Jubelfanfaren des restaurirten Obskurantismus kehrte das ganze wüste Heer des Unsinns zurück, kamen die Fratzengebilde der romantischen Schule, kamen die plumpen Poltergeister des „Geisterſehers" von Weinsberg, kam der mittelalterſüchtige Kunstdusel, welcher den „Großmeister" der deutschen Malerei seinen Pinsel in das dickste Pfaffenthum tauchen und, im 19. Jahrhundert! ein Großmeisterstück von Jüngstem Gericht malen machte, welches denkenden Menschen Abscheu erregen mußte. Der königlich preußische Staatsphilosoph und Katheder-Charlatan Hegel restaurirte die Philosophie, indem er dem tiftelnden Blödsinn der Scholastik ein modernes Mäntelchen umthat, und in derselben „Metropole der Intelligenz" restaurirte der Kanzel-Jongleur Schleiermacher den Theologismus, indem er Weiß und Schwarz, Süß und Sauer, Theismus und Atheismus, Heidenthum und Christenthum, Ver-

nunft und Unvernunft, Dialektik und Dogmatik, die Milch der frommen Denkart und das gährende Drachengift des Zweifels zu einem abscheulichen Alleweltvermittlungslügenbrei zusammenmanschte.

Ueber dieser verdorbenen Atmosphäre, in welcher Bourbonen, Heilige Allianzen, Kongregationen und Missionen, Metternichs und Gentze, karlsbader und veroneser Kongresse, Patriotenfänge und Judenhetzen, Adelsketten und Klosterbauten gediehen, ging die Julisonne auf und brütete die Küchlein des Liberalismus aus.

Und siehe, ein konstitutionelles Gegacker und ein parlamentarisches Geschnatter ging los an allen Ecken und Enden.

Umsonst versuchte der Absolutismus sich die Ohren zu verhalten und zu verstopfen: er mußte hören und so oder so zulassen, daß das System des Justemilieu, das Regiment der richtigen Mittelmäßigkeit allenthalben im civilisirten Europa mehr oder weniger breit sich einrichtete.

Weil dann aber das Gottesgnadenthum nach verwundenem Julischrecken die vom dritten Stand erworbene Breite politischer Bedeutung und Geltung überall wieder zu schmälern suchte, thaten die Herren vom Geschäfte so, als könnten sie mit den Knechten der Arbeit sich verbünden, und sie gaben sich, um ihr politisches Interesse zu fördern, sogar den Anschein, als wollten sie die soziale Frage auf die Tagesordnung setzen.

Der Absolutismus nahm das Spiel für Ernst, glaubte brutal dagegen einschreiten zu müssen und forderte dadurch die Bourgeoisie heraus, gegen den Stachel zu lecken.

Der vierte Stand nahm das Spiel ebenfalls für Ernst und lud demzufolge die vom dritten durchaus nur demonstrativ angelegte Mine mit wirklichem Revolutionspulver.

Dann schlug ein lächerlich kleiner Phosphorfunke, der Bankett- oder Nichtbankettzank etlicher Tribünegaukler mit der Polizei, in Paris auf, kam sehr gegen Wunsch und Willen besagter

Gaukler mit dem Leitstrick in Berührung und — die Februarexplosion von 1848 schrie den Völkern wiederum die alte Zauberformel von der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft in die Ohren.

7.

Ich versuche die Geschichte dieser Explosion zu schreiben und unternehme es, die Scenen der weltgeschichtlichen Komödie, welche von 1848 bis 1851 gespielt hat, den Augen meiner Leser vorüberzuführen.

Die Scenen der weltgeschichtlichen Komödie! Denn also darf und muß doch wohl ein Zeitraum heißen, welcher, obzwar wie alle Zeiträume von Thränen und Blut triefend, an seinem Eingang einen Papst auftreten läßt, der in Liberalismus macht, und an seinem Ausgange dem Helden von Straßburg und Boulogne den Kaiserpurpur um die Schultern legt.

Eine Komödie will aber regelrecht gegliedert sein und demnach zerfällt mein Stück in die drei durch ein Vorspiel eingeleiteten Hauptakte: 1) Entwickelung (Exposition), 2) Verwickelung (Peripetie) und 3) Abwickelung (Katastrophe). Der erste Band enthält den Prolog, das Vorspiel und die Exposition; der zweite wird die Peripetie, der dritte die Katastrophe und den Epilog bringen.

Der Schwierigkeiten meines Unternehmens wohl bewußt, muß ich darauf gefaßt sein, daß an mich die Frage ergehe:

. . . . . „Unde Ingenium par materiae?“

Allein ich ermuthige mich mit desselben römischen Poeten Worten:

. . . . . „Utere velis, Totos pande sinus!“

Das Material liegt ziemlich vollständig vor, da ja in unseren Tagen das diplomatische Geheimnisseln und Versteckenspielen nicht mehr lange vorhält. Allerdings ist gar manches mehr oder weniger unsaubere Hof- oder Parteigeheimniß aus der in Rede stehenden Zeit noch nicht aktenmäßig aufgedeckt und wird vielleicht niemals aufgedeckt werden; allein dessen ungeachtet läßt sich nicht nur der Gang der Ereignisse deutlich und sicher verfolgen, sondern lassen sich auch die treibenden Motive mit Bestimmtheit erkennen und nachweisen. Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich sämmtliche Materialien mit sorgfältiger und unbefangener Kritik geprüft und gesichtet, daß ich keine der bereits eröffneten Quellen von Bedeutung und Verläßlichkeit übersehen und außerdem mich bemüht habe, neue zu finden und aufzugraben*).

*) Dies bezieht sich insbesondere auf die Ergebnisse von Nachforschungen, welche während der Osterferien von 1867 im Bundesarchive zu Bern anzustellen mir gestattet war, — von Nachforschungen, welche in erster Linie die Depeschen zum Gegenstande hatten, die innerhalb der von mir behandelten Periode die schweizerischen Geschäftsträger in Paris, die HH. Delley (zeitweilig) und Barman, sowie in Wien, die HH. Effinger, Kern und Steiger, an die eidgenössische Behörde richteten. Auch die Berichte der schweizerischen Handelskonsulate in Italien gewährten einige Ausbeute.

Ich werde, wo ich von diesem archivalischen Material Gebrauch mache, dasselbe mit der Chiffre S. B. A. (Schweizerisches Bundes-Archiv) bezeichnen.

Selbstverständlich fühle ich mich zu lebhaftem Danke verpflichtet für die Bereitwilligkeit und Freundlichkeit, womit die Gewinnung dieses Materials mir ermöglicht und erleichtert wurde. Im Uebrigen jedoch halte ich nicht hintan mit dem Bekenntniß, daß meine früher gewonnene Ansicht über den Werth (oder beziehungsweise Unwerth) diplomatischer Korrespondenzen für moderne und modernste Geschichte durch meine in Bern vollbrachte Arbeit im Ganzen und Großen nur bestätigt worden ist. In einer Zeit der Blitzschrift und der Dampfpresse kommen die Herren Diplomaten mit ihrer Weisheit regelmäßig zu spät. Und wie ist es mit dieser Weisheit nicht selten

Meine Anſchauung, mein Urtheil und mein Vortrag ſind nicht dazu angethan und beſtimmt, jenem gelehrten und jenem nichtgelehrten Publikum zu gefallen, von welchem beim Platen geſchrieben ſteht:

„Dieſes mark- und knochenloſe Publikum beklatſchet nur,
Was verwandt iſt ſeiner eignen Froſchmoluſkenbreinatur.“

Nein, ich habe nicht und will nicht das Zeug haben, Allen zu gefallen, und ich bilde mir Etwas darauf ein, namentlich den Herren gelehrtthuenden Pedanten, den Schönfärbern und Süßſchwätzern zu *mißfallen*, dieſen Jämmerlingen insgeſammt, welche jedes Splitterchen im Auge des Gegners wahrnehmen, niemals aber den Balken der Dummheit und Feigheit im eigenen. Das Streben nach Allerweltsbeliebtheit überlaſſe ich billig den großen Autoren der Gegenwart, welche keine Zeile niederſchreiben ohne ſich zu fragen: Wie wird der Herr Geheimrath von Dingsda das aufnehmen und was wird die Frau Konſiſtorialräthin von Dingsdort dazu ſagen? Ich ſchreibe ſodann bekanntlich weder für halbwüchſige Jungen, noch für bleichſüchtige Mädelchen; ich ſchreibe auch nicht für den Pöbel, weder für den vornehmen noch für den geringen, und die urtheilsloſe Menge ſehe ich ganz ſo an, wie vor Zeiten Hobbes ſie angeſehen hat: — „Ego sane in ea opinione jam diu sum, neque egregiam umquam fuisse sententiam quae placuit populo, neque sapientiam vulgari majorem vulgo agnosci posse, quippe quam vel non intelligunt vel intelligentes negant.“ Wer mich

---

beſtellt? Man wird die Antwort leicht finden, wenn man ſich z. B. das Buch anſieht, welches Lord Normanby unter dem Titel: „A year of revolution in Paris“ veröffentlicht und worin er in ſeiner Weiſe das geſchildert hat, was vor ſeinen Augen und Ohren im Jahre 1848 in der Hauptſtadt Frankreichs vorging. In *ſeiner* Weiſe, d. h. in der Weiſe der Unkenntniß und der böswilligſten Voreingenommenheit. Das Machwerk dieſes „Eingeweihten“ iſt ein Sammelſurium von Schiefheiten, Irrthümern, Verdrehungen und Lügen.

leſen will, muß denken können und wollen, muß freien Geiſtes, lauteren Herzens und mannhaften Sinnes ſein.

Ich kann nicht verſprechen, daß meine Darſtellung ganz ohne Liebe und ganz ohne Haß ſein werde. Zwar ſind wir jetzo glücklich in die Epoche der „Realpolitik“ eingetreten, wo alle Chimären und Luftſpiegelungen des Idealismus ihren Kredit eingebüßt haben und alle Diſſonanzen von Recht und Unrecht in die höhere Harmonie des Erfolges ſich auflöſen; allein es hat nun einmal nicht jeder das Zeug zum Realpolitiker und deßhalb wird man mir ſchon geſtatten müſſen, Menſchen und Dinge mit meinen Augen zu betrachten und in meiner altfränkiſchen Weiſe von ihnen zu reden, ſelbſt auf die Gefahr hin, dieſen oder jenen unſanft anzufaſſen. Es liegt das ſchon in meinem Stoffe. Denn — ſagt der alte Macchiavelli — „io giudico che sia impossibile, senza offendere molti, discrivere le cose de' tempi suoi.“

Dagegen kann ich verſprechen, daß ich die Grundpflichten des Hiſtorikers, nach Wahrhaftigkeit zu ſtreben und Gerechtigkeit zu üben, ſtreng erfüllen werde.

Schon meine Ueberzeugung von der Nichtigkeit und Traumflüchtigkeit alles Menſchlichen läßt mich an meinen Stoff herantreten, wie der Künſtler zu dem Marmorblock herantritt, den er formen will. Er thut es ohne Leidenſchaft, wenn auch nicht ohne den unwillkürlichen Wunſch, das, was in ihm ſelber athmet und pulſirt, in den Stein überſtrömen zu laſſen.

Endlich bin ich ja ein einſamer Mann, welcher mit beiden Füßen außerhalb des Getriebes der Parteien ſteht, ſeitdem die ſeinige, die republikaniſche, in Europa nicht mehr mitzählt. Die Anſichten und Abſichten dieſer Parteien haben in meinen Augen ſo ganz gleichen Werth oder Unwerth, daß ich gar nicht wüßte, wie es anfangen, wollte ich für die eine oder die andere, für die dritte oder vierte mich intereſſiren oder gar begeiſtern. Beim

Hinblick auf das Rathen und Thaten derselben wird mir „kühl bis an's Herz hinan", und diese Kühle der Betrachtung, um nicht zu sagen der Verachtung der Gegenwart soll, hoffe ich, auch der parteilosen Betrachtung der Vergangenheit zu gute kommen, von welcher ich zu handeln habe. Freilich, ich habe sattsam erfahren, daß man nicht ungestraft sich weigert, dem Glücke zu Hofe zu reiten und in die Jubelpsalmen einer siegreichen Faktion miteinzustimmen; aber gleichviel —

„For mine is not a nature to be bent
By tyrannous faction and the brawling crowd."

Da ich ein Deutscher bin, obgleich ich es nicht liebe, mich, wie die Patrioten von Handwerk thun, mit der Phrase des Deutschthums zu drapiren, — ja, da ich ein Deutscher bin, so werden selbstverständlich die Ereignisse in Deutschland in meiner Darstellung einen breiten Raum einnehmen. Jedoch ist damit nicht gemeint, daß die Vorgänge in den mittleren, kleineren und kleinsten Staaten und Stäätchen irgendwelche besondere Berücksichtigung finden sollen. Ich werde mich da auf die Hervorhebung von charakteristischen Zügen beschränken und überlasse das Uebrige der Geschichtschreibung von Flachsenfingen und Krähwinkel.

In diesem Sinne wird Deutschland mit den beiden Angelpunkten und Gegenpolen seiner Geschicke, Wien und Berlin, ein Hauptaugenmerk meiner Darstellung sein. Ein zweites (beziehungsweise das erste) ist Frankreich, während Italien und Ungarn schon weiter zurückstehen. Die übrigen Länder und Völker Europa's können nur nebenbei in Betracht kommen. Im „Vorspiel" sollen die Zeichen der Zeit in Scene gehen, welche den herandrohenden Ausbruch sehenden Augen und hörenden Ohren so deutlich signalisirten. Das Stück selbst hebt an mit dem Februar von 1848 und schließt mit dem Dezember von 1851 in Paris, in diesem Paris —

„Où tant d'autels debout ont roulé de leurs bases,
Tant d'astres ont pâli sans achever leurs phases,
Tant de chars meurtriers creusèrent leur ornière,
Tant de pouvoirs honteux rougirent la poussière,
De révolutions au vol sombre et puissant
Crevèrent coup sur coup leurs nuages de sang . . .“

Zum Voraus zeige ich an, daß meine Erzählung der Geſchichte der ſo eben markirten Zeitſpanne von vier Jahren nicht in durchweg gleichmäßigem Schritt und Tritt ſich bewegen wird. Denn die Hauptakte ſollen, ſoweit mein Können dem Wollen entſpricht und ſoweit das authentiſche Material reicht, mittels ſorgſamer Detailzeichnung und farbenfriſcher Malerei zu dramatiſcher Anſchaulichkeit und Belebtheit gebracht, die verbindenden Mittelglieder dagegen nur in flüchtigen Umriſſen ſkizzirt werden. Dieſe Behandlungsweiſe eines hiſtoriſchen Stoffes hat ihre Vorzüge und ihre Nachtheile; man kann auch darüber ſtreiten, ob ſie überhaupt zuläſſig. Ich habe ſie aber einmal gewählt und muß ihrer Wirkung oder Nichtwirkung gewärtig ſein. Im Uebrigen verräth dieſe Wahl den Wiſſenden, daß ich bei meinen Leſern die allgemeine Kenntniß deſſen, was von 1848 bis 1851 in Europa geſchehen iſt, vorausſetze.

Auch die Bekanntſchaft mit den materiellen und intellektuellen, mit den politiſchen und ſozialen Zuſtänden, welche die Revolution von 1848 herbeigeführt haben, muß ich vorausſetzen, maßen ich medias in res mich werfen und nicht bis zum Ueberdruß Erörtertes noch einmal wiederkauen will. Darum rufe ich meinen Leſern die europäiſche Situation, wie ſie in den 40ger Jahren geweſen, nur ganz flüchtig ins Gedächtniß zurück.

Der Juliſtoß von 1830 war nicht von nachhaltiger Kraft. Dieſe ſogenannte Revolution wurde durch die franzöſiſche Bourgeoiſie mit nicht allzu großer Mühe zu eigenen Gunſten eskamotirt und eskomptirt. Louis Philipp und ſeine ſämmtlichen Miniſter — denn die Zänkereien zwiſchen denſelben, vor allen

die zwischen Thiers und Guizot, waren ja nie etwas Anderes als gemeine und gemeinste Fehden um Sessel und Portefeuilles — suchten der Welt zu beweisen, daß der Konstitutionalismus nur ein mehr oder weniger geschickt maskirter Absolutismus und daß es daher klug und zeitgemäß sei, den Völkern die konstitutionell-parlamentarische Maskerade zu gewähren, nach der die großen Kinder nun doch einmal verlangten. Der Bürgerkönig, welcher ein ebenso gescheidter Mensch als ein vortrefflicher Hausvater war, hat auch nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit seine Herren Brüder auf den europäischen Thronen aufmerksam zu machen, daß es so, wie es in verschiedenen Ländern zu- und herging, unmöglich mehr lange gehen könnte. Namentlich verwies er auf Italien, wo eine Rotte von Despoten, unter welchen einer abscheulicher als der andere, der abscheulichste aber der Priesterthrann Gregor der Sechszehnte war, in nicht weniger stupider als unmenschlicher Weise an der Herbeiführung einer Umwälzung arbeitete.

Freilich hätte der Warner besser gethan, statt Andere sich selber zu warnen. Das Glück, welches ihn bei der Verlächerlichung legitimistischer Kindereien, bei der Ausblasung sozialistischer Schwindel, bei der Niedertretung republikanischer Aufstände begünstigt hatte, ließ ihn allzu blind auf seine Klugheit und Erfahrung vertrauen. Auch seine Lebensweise isolirte ihn mehr und mehr, so daß er die Fühlung mit der Stimmung des Landes verlor. Deßhalb konnte er sich noch beim Anfang des Endes im vollsten Sicherheitsgefühle wiegen. Der arme Mann wußte nicht, daß seine Todfeinde, die republikanischen und sozialistischen Parteien, seit ihrer Besiegung in den Straßen von Paris und Lyon an Umfang und Vertiefung ungeheuer zugenommen hatten; er ahnte auch nicht, daß er mit seiner Hausväterlichkeit und Sparsamkeit, mit seiner Weisheit und Friedensliebe, mit seiner Perücke und seiner Lebensversicherungskutsche aus Eisenblech, mit seinen Korruptionskniffen und Börsenpfiffen allen Franzosen,

ſogar ſeine Höflinge kaum ausgenommen, nachgerade langweilig geworden war, langweilig bis zum Fortjagen. In Wahrheit, ſoweit war der Louis-Philippismus allmälig heruntergekommen. Es widert die ſtrenge Richterin Hiſtoria an, es zu ſagen, aber es iſt doch ſo: die Don-Quixoterie mit ihren ſchulmeiſterlich-ſteifleinenen Mienen hätte das konſtitutionelle Gaukel- und parlamentariſche Schaukelſpiel noch lange forttreiben, die Teſte und Compairs hätten in Kompagnie mit den Baronen der Agiotage die Nation noch lange ausſäckeln, die Praslin und vornehmes Mitpack hätten in der unmittelbaren Umgebung des Julithrons noch manche Gräuelhochzeit veranſtalten, die Thiers, Barrot und die übrigen Tribünecharlatane von der „dynaſtiſchen Oppoſition" hätten noch manche unſaubere Zettelung anſpinnen, die Republikaner noch lange knirſchen, die Sozialiſten noch lange humbugſiren können, — dieſer Thron wäre trotz alledem nicht zu Falle gekommen, wenn es nicht die Pariſer entſetzlich gelangweilt hätte, ſo pfiffig und kniffig regiert zu werden, und falls ſie nicht wieder einmal nach einer großen „Emotion" lüſtern geweſen wären, nach einer Emotion, welche alle die lärmenden Skandale des Theaters und der Romanſchreiberei, alle die tollen Opium-Rauſch-Phantasmagorieen der Hugo, Sue und Dumas ihren abgeſtumpften Nerven nicht länger entlocken konnten. Zum Sturze reife Gewalten ſehen und hören bekanntlich nichts mehr als die Zuſtimmungen von Seiten der eigenen Eitelkeit und Hochfahrt. Sonſt hätte der Louis-Philippismus, abgeſehen von allem anderen, ſtutzen und erſchrecken müſſen über den rauſchenden Applaus, welchen dem Zuckerwaſſerlyriker und Erzſchuldenmacher Lamartine die in ſeinem Girondiſten-Roman glücklich bewerkſtelligte „Vergoldung der Guillotine" in den Salons wie in den Kneipen, in den Wachtſtuben wie in den Werkſtätten einbrachte.

Das Verhalten der europäiſchen Höfe zum Julikönig gibt eine hübſche Illuſtration ab zum ewigen Thema von der menſch-

lichen — Menſchlichkeit. Die Herren Brüder von Gottes Gnaden ſchmeichelten dem „Parvenu“ öffentlich und höhnten und ſchimpften den „Uſurpator“, wann ſie unter ſich waren oder zu ſein glaubten. Ihren rechten Hort und Schirm ſahen und anerkannten ſie in dem Czaren, zu deſſen Füßen jahrein jahraus eine Schar von Kronen- und Fürſtenhüteträgern ihre Andacht verrichtete. Kaiſer Nikolaus war der eigentliche Bal, der Herr und Gott des Abſolutismus, und er verdiente es zu ſein. Denn er war wenigſtens ein Mann, hielt mannhaft an ſeinem autokratiſchen Prinzip und hat ſich niemals zum heuchleriſchen Schönthun mit der konſtitutionellen Heuchelei herabgelaſſen. Eine andere Frage freilich iſt, ob es ſchmeichelhaft für das Europa des 19. Jahrhunderts, daß ein Mann, deſſen Geſichtskreis an Umfang und Tiefe den eines richtigen Korporals nie überholt hat, nahezu zwei Jahrzehnte lang als ſein oberſter Schiedsrichter ſich gebaren und als ſolcher anerkannt werden konnte. Nicht etwa nur von der feſtländiſchen Fürſten-, Junker- und Beamtenſchaft, ſondern auch von der engliſchen Ariſtokratie, in deren Reihen ja der Czar viele ſeiner glühendſten Verehrer zählte.

Die beiden deutſchen Großmächte wandelten ergeben in den Geleiſen der ruſſiſchen Politik. Oeſtreich wurde nach dem Tode des ſteinherzigen Kaiſertartuffe Franz von dem Erzherzog Ludwig und von dem Fürſten Metternich regiert, das will ſagen von dem Kulturhaß und von der Frivolität. Die Lothringer hatten, mit Abrechnung der kurzen Regierungsepiſode des armen Kaiſers Joſeph, die kulturfeindliche Miſſion der von hiſpaniſcher Bigoterie durchſäuerten Habsburger übernommen und fortgeführt. Um ihrem fanatiſchen Haß gegen den deutſchen Geiſt genugzuthun, zögerten ſie niemals, mit allen barbariſchen Völkerelementen Oeſtreichs gegen das Deutſchthum ſich zu verbinden, und ſo hat es dieſe Dynaſtie, von welcher ein Schwachkopf ſpeichelleckend gefaſelt, ſie ſei beſtimmt, „deutſche Bildung nach Oſten zu tragen“, glücklich dahingebracht, daß Barbaren und

Halbbarbaren, welche das Wenige, was an ihnen menschlich ist, einzig und allein den vom deutschen Kulturtisch gefallenen Brosamen verdanken, die Deutschen in Oestreich brutalisiren durften und konnten. Metternich, obzwar ein ganz ideenarmer Mensch — die einzige Idee, falls es eine war, die er je gehabt, die Idee der Legitimität, hatte ihm bekanntlich Erzschuft Talleyrand eingeblasen — Metternich war doch nicht dumm genug, nicht zu ahnen, wohin das über alle Maßen stupide System der Hofburg den Staat bringen müßte. Allein der Leichtfertige, welcher niemals gewußt hat, was ein Gewissen ist, schlug der Zukunft ein Schnippchen à la Pompadour: — „Uns hält das System doch wohl noch aus!" Und was war denn, genau angesehen, dieses „System"? Nichts anderes als der mit einer Bornirtheit und Gewissenlosigkeit, wie sie ähnlich nur im Kirchenstaat, in der Türkei und im bourbonischen Neapel und Spanien, also in den am schlechtesten regierten Staaten Europa's zu finden waren, von oben herab geförderte Selbstauflösungsprozeß der östreichischen Monarchie, dessen Beginn im Jahre 1848 auch dem blödesten Auge sichtbar geworden ist.

Preußen konnte in dieser Weise nie versumpfen. Seine ganze Natur und Stellung mußte das verhindern und verhinderte es wirklich. Denn Preußen war, nachdem der Kurfürst Friedrich Wilhelm ihm einmal den großen und König Friedrich der Zweite den größeren Stoß nach vorwärts gegeben hatten, auch unter so unbedeutenden Königen wie Friedrich Wilhelm der Zweite und Friedrich Wilhelm der Dritte dennoch der „Toujours-en-védette"-Staat, welcher es sich niemals auf der Bärenhaut des „Tu felix Austria nube!" bequem machen durfte. Bei Zerbrechung des Napoleonismus entwickelte Preußen eine Stärke des Wollens und eine Kraft des Könnens ohne Gleichen und das Mißverhältniß zwischen seinem dadurch erlangten Ansehen und seiner territorialen Eingränzung mußte ihm zu einem neuen und geschärften Stachel werden, so daß es sogar während der

ſpäteren ſchläfrigen Regierung Friedrich Wilhelm des Dritten den beträchtlichen Zollvereinsvorſchritt that. Da nun in Deutſchland die Vorgeiger der öffentlichen Meinung, alle die liberalen Gaukler und Schaukler, dem Volke immer und ewig vorbubelten, es habe weder das Talent noch den Willen, aus ſich ſelbſt heraus, aus eigener Kraft etwas zu werden, bis das arme Volk an dieſes armſelige Gegeige glaubte und demnach niemals eine ernſtliche Anſtrengung machte, die politiſchen Kinderſchuhe auszutreten; da ferner die handgreifliche Widerdeutſchheit der Lothringer-Habsburger es unbedingt verwehrte, irgendeine nationale Hoffnung auf ſie zu ſetzen; da endlich jeder der halben oder ganzen Anläufe, welche die Ohnmacht der Mittel- und Kleinſtaaten zur Verwirklichung des nationalen Gedankens etwa unternahm, mit einem lächerlichen Fiasko endigte: ſo *mußte* ſich die Ueberzeugung bilden, das Haus Hohenzollern ſei beſtimmt und berufen, uns von der Vielſtaaterei zu erlöſen, und wäre es auch um *den* Preis, daß nicht Preußen in Deutſchland, ſondern Deutſchland in Preußen aufginge.

Der deutſche Liberalismus nahm dieſen Satz in ſein Glaubensbekenntniß auf und begrüßte in der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms des Vierten um ſo mehr eine Bürgſchaft für die Erfüllung ſeiner Hoffnungen, als gar viel davon verlautet hatte, der neue König ſei von jeher ein Gegner der bureaukratiſchen Regierungsweiſe ſeines Vorgängers geweſen. In Wahrheit, das war er geweſen; aber freilich nicht aus liberalen, ſondern aus romantiſchen Gründen. Der Liberalismus mußte bald erkennen, daß er ſich in Friedrich Wilhelm dem Vierten bedeutend geirrt habe, und warf ſich demzufolge in eine Oppoſition, deren bitterer Groll bis zur Bosheit der „Majeſtätsbeleidigung“ ſich verſtieg, der König trage die Seele Don Quijote's in dem Körper Falſtaffs.

Friedrich Wilhelm der Vierte war ein Talent, aber kein

Charakter. Eine Künstlernatur, hat er die alte Erfahrung bestätigt, daß Künstler und Poeten Regenten sind, wie er einer gewesen ist. Zweifelsohne war er beim Antritt seiner Regierung voll guten Willens und löblicher Vorsätze; aber er brachte, in den Anschauungen der romantischen Schule befangen, auch die ganze Zerfahrenheit, Verblasenheit und Impotenz der Romantik auf den Thron mit. Daraus erklärt es sich, daß der unstäte, fahrige Mann, welcher so viel von seinem bis zum Ungeheuerlichen aufgeblasenen Selbstherrschergefühle sprach, durch notorische Mittelmäßigkeiten beeinflußt, ja gegängelt werden konnte, durch Günstlinge, welche schamlos genug waren, ihm weiszumachen, ein mehr oder weniger geistreicher Einfall Sr. Majestät sei schon ein Verdienst um den Staat, ein guter oder schlechter Witz eine Herrscherthat. Friedrich Wilhelm lebte statt in der Gegenwart in der Vergangenheit. Seine lebhafte Phantasie gaukelte ihm eine unmögliche Königsrolle vor und hinter diesem Phantasiebild entschwand ihm die thatsächliche, welche er hätte durchführen können und sollen. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß die Eingebungen seiner romantischen Willkür unsanft und immer unsanfter mit den Bedürfnissen und Forderungen der Wirklichkeit zusammenstießen, und das ermüdete und verbitterte ihn frühzeitig. Wie Jedermann weiß, ist alles anders gekommen, als er gemeint und gewünscht. Nachdem er mit fieberischer Hast alles hatte umgestalten wollen, brachte er es nur dazu, an allem zu rütteln und alles zu verwirren, statt etwas zu schaffen oder zu bessern. Als er zornvoll sich gestehen mußte, daß der Liberalismus stärker sei als die Romantik, daß die Barone der industriellen Feudalität mächtiger seien als die der ackerbaulichen, daß die Intelligenz und der Besitz der Bourgeoisie von einer Wiederherstellung der „mondbeglänzten Zaubernacht“ mittelalterlicher Gläubigkeit und Gesellschaftsklitterung schlechterdings nichts wissen wollten, und als er dann diesem Geständniß durch Berufung des Vereinigten Landtags einen (obzwar mas-

kirten) geschichtlichen Ausdruck gab, da war er bereits ein gebrochener Mann.

Im Uebrigen sah es sich seltsam an, wie das Rückwärtsstreben des Romantikers auf dem Throne der Hohenzollern an allen Ecken und Enden in Deutschland den Widerspruch weckte und schärfte.

Die Literatur war, seit Börne und Heine, Platen und Lenau den Ton Byrons aufgenommen und jeder in seiner Weise weitergeführt hatten, durchweg revolutionär gestimmt. Sogar hinter der chinesischen Mauer von Oestreich hervor warf Anastasius Grün sein Freiheitslerchengeschmetter in die Lüfte. Die kritischen Arbeiten der Baur, Strauß, Bauer, Zeller und Schwegler zeigten, wie wenig verläßlich die angeblichen historischen Fundamente des Kirchenglaubens. Die Geschichtewissenschaft nahm im ganzen Umfang ihrer Thätigkeit einen energischen Aufschwung. Die Philosophie stieg vom Katheder herab, warf die Perücke bei Seite und begann menschlich und gesundverständig zu reden. Feuerbach zog mit kühner Hand die Schlußfolgerungen ihrer Prämissen und Ruge bewerkstelligte in seinen Hallischen Jahrbüchern den Uebergang von der radikalen Kritik der Religion zu der des Staats. Die Tagespresse wuchs, namentlich seitdem jüdische Betriebsamkeit einen großen Industriezweig daraus machte, der Censur über den Kopf und zu einer Macht heran, mit welcher man rechnen mußte. Insolenzen, welche Römlinge und Mucker, allerhöchsten Schutzes sicher, begehen zu dürfen glaubten, riefen die Protesterscheinungen des Deutschkatholicismus und der Freigemeindschaft hervor, Erscheinungen, welche wenigstens als Gährungsmittel nicht ohne Bedeutung waren.

Zu alledem kam, nicht als das Letzte, sondern als das Erste, der rastlos von Findung zu Findung eilende Vorschritt der exakten Wissenschaften. Welche Macht könnte mächtig genug sein, diesen Triumphen des Wissens gegenüber den dumpfen Wahn mittelalterlicher Unwissenheit festzuhalten oder gar den religiösen und politischen Köhlerglauben der „guten alten frommen Zeit“ wieder

heraufzuführen über Menſchen, deren Blick auf „Flügeln von Kryſtall“ die gränzenloſen Weiten des Weltalls durchfliegt, über eine Geſellſchaft, welche auf völkereinigenden Eiſenwegen mit feſter Hand das Dampfroß lenkt und den Blitz als des Gedankens Windhund über Berg und Thal und durch des Meeres Tiefen hetzt?

Doch hier ſei dem Prolog das Wort entzogen. Er hat es lange genug, vielleicht zu lange gehabt .... Rührt die Klingel, damit ſich hebe der Vorhang und beginne das Spiel.

Vorſpiel.

Non populi gentesque sperant? Regesque superbi
Conripiunt divûm perculsi membra timore,
Ne quod ob admissum foede dictumve superbe
Poenarum grave sit solvendi tempus adactum?

Lucretius, V, 1230—23.

1.

„Evviva il santo padre!“

Vom wolkenloſen Junihimmel goß am Morgen des 17. Brachmonats von 1846 die Sonne ihre Licht- und Glutmaſſen auf den Monte Cavallo in Rom herab und auf die dicht wie Aehren eines Kornfeldes aneinander gedrängten Köpfe einer zahlloſen Menge, welche den ganzen Hof des Quirinals und deſſen Portiken anfüllte, rückwärts weit in die Straße der Porta Pia hinein geſtaut ſtand, aus allen Fenſtern des rechts gelegenen Palaſtes der Sacra Conſulta und des links ragenden der Panetteria und Dateria ſchaute, ja ſogar die Dächer dieſer Gebäude und die der päpſtlichen Marſtälle bedeckte.

Es handelte ſich aber auch um ein Haupt- und Staatsſpektakel erſter Größe: — um die Erſcheinung eines neuen Statthalters Chriſti.

Dort auf der ſäulengetragenen Loggia über dem großen Portal der päpſtlichen Sommerreſidenz ſoll der neue „Pontifex Optimus Maximus“ erſcheinen. Aber wird er wirklich erſcheinen? Noch iſt die Thür zur Loggia vermauert, wie die Etikette des Konklave gebietet, und geſtern war zur Zeit der Abenddämmerung aus dem dünnen Schornſteinrohr, welches auf den Quirinalplatz mündet, ein verneinendes Rauchgekräuſel hervorgekommen, und

hatten sich die harrenden Menschenmassen entfernt mit den Worten: „Der Papst ist in Rauch aufgegangen (il papa é andato in fumo)".

Man hatte aber, wie das überall und allzeit bräuchlich, dem Volke blauen Dunst vorgemacht, man hatte es mit dem Rauchgekräusel geäfft und genarrt. Denn der Stuhl Petri war am Abend des 16. Juni wirklich neu besetzt worden.

Am 13. Juni hatte um Mitternacht das Konklave im Quirinal begonnen. Einundfünfzig Kardinäle waren in ihren Zellen. Am Abend des folgenden Tages geschahen die ersten Wahlgänge in der nach dem Apostel Paulus benannten Kapelle des Palastes. Ein Gitter trennt den Chorraum derselben von dem Schiff. Innerhalb des ersteren sind längs der Seitenwände bis zum Altar hinauf die Sitze der Kardinäle angebracht, jeder von einem Baldachin überhimmelt, von welchem eine Schnur herabhängt, deren Ende an einem gelben Knopf in der Mitte der Rückwand befestigt ist. Zwischen den beiden Sitzreihen ein großer Tisch mit grüner Decke und darauf die Wahlurnen. Nach jedem vergeblichen Wahlgang werden die denselben entnommenen Stimmzettel in einem hinter dem Altar angebrachten Ofen verbrannt, dessen auf den Platz hinausgehendes Abzugsrohr dann der neugierigen Menge kundgibt, daß der Papst vorderhand in Rauch aufgegangen sei.

Die ersten Skrutinien ließen den Kardinal-Staatssekretär Lambruschini, den würdigen Diener seines verstorbenen Gebieters, hoffen, der Nachfolger desselben zu werden. Während der Nacht vom 15. auf den 16. Juni wandte sich das Blatt zu Ungunsten des starren Rückschrittspfaffen, aber doch nicht zu Gunsten seines Mitbewerbers Ghizzi, welchem Kardinal man schüchterne Vorschrittsneigungen zuschrieb und der deßhalb im Auftrage Louis Philipps durch den französischen Gesandten Rossi dem Kardinalkollegium dringend empfohlen war. Ein dritter, an welchen beim Beginn des Konklave kaum Jemand gedacht hatte,

trug den Sieg davon: Giovanni Maria Graf Mastai-Feretti, Kardinal-Bischof von Imola.

Der morgendliche Wahlgang vom 16. Juni brachte die Entscheidung noch nicht; doch hatte Lambruschini nur noch 13, Mastai schon 27 Stimmen. Der römische Kuratklerus war in großer Prozession vom Sankt Peter zum Quirinal gezogen und der älteste Pfarrer kam aus dem Hofe zur Vorhalle der paulinischen Kapelle herauf, wo die Prälaten und Räthe der Rota versammelt waren und des Wahlergebnisses harrten. „Habemusne pontificem?“ fragte der Pfarrer. „Non habemus“, hieß die Antwort, worauf die Prozession wieder vom Quirinal abzog unter Anstimmung des „Veni creator spiritus!“

Ueber den Hergang beim abendlichen und entscheidenden Wahlakt liegen verschiedene Berichte vor. Dem einen, dem gäng und gäben zufolge war der Kardinal Fieschi durch das Loos zum Skrutinator erkoren, d. h. zum Vorleser der aus den Wahlurnen gezogenen Stimmzettel. Als er zum 30sten Male den Namen Mastai's abgelesen habe, sei der Genannte erblaßt und habe den Skrutinator gebeten, innezuhalten. Aber Fieschi habe weitergelesen und mit Lesung der 33sten Stimme sei Mastai von seinen Wählern als Papst proklamirt worden, unter einem an dieser Stelle höchst ungewöhnlichen Jubelausbruch. Ein anderer Bericht hat eine mehr anekdotische Färbung, kommt jedoch von einem Orte, wo man die Vorgänge im Konklave sehr genau wissen konnte und mußte, nämlich aus der „Casa di Gesù,“ dem am Fuße des Kapitols gelegenen Stammkloster der Jesuiten. Diesem Berichte gemäß war beim vierten Wahlgang am Abend des 16. Juni Mastai selber Skrutinator. Als er den achtzehnten auf seinen Namen lautenden Stimmzettel abgelesen hatte, wurde seine Aufregung so groß, daß er sich einer Ohnmacht nahe fühlte, und er bat seine Kollegen, statt seiner einen andern Stimmenzähler zu ernennen. Die Kardinäle verweigerten es und zwei von ihnen stützten den wankenden Skrutinator, welcher

mühsam fortfuhr und 36 mal seinen Namen ablas. Die Wähler brachen in Beifallsrufe aus, der älteste Kardinal rührte die Klingel, die Pforte der Kapelle that sich auf, die draußen harrenden Prälaten und Räthe erschienen am Eingang und der Kardinal Riario Sforza, als Stellvertreter des in seiner Zelle krankliegenden Kardinaldekans Mikara, richtete an den Erwählten die Amtsfrage: „Acceptasne electionem de te factam in summum pontificem?“ Der Gefragte blickte gen Himmel, wo ja die Menschen stets eine Bestätigung der Wünsche des eigenen Herzens zu finden sich einbilden, und erklärte dann: „Accepto“. Damit war er Papst. Sämmtliche Kardinäle lösen rasch die Schnüre der Thronhimmel ihrer Sitze, die Baldachine sinken zusammen, nur der über dem Stuhle des neuen Statthalters Christi bleibt. Seine bisherigen Amtsbrüder geleiten den über sie Erhöhten zu seinem Sitze und bringen ihm ihre erste Huldigung dar. „Heiliger Vater“, fragt wieder der Kardinal Sforza, „welchen Namen will Eure Heiligkeit führen?“ — „Den Namen Pius“. — „Pius, des Namens der Neunte, wir grüßen dich!“ —

Mastai war nicht der von der sogenannten öffentlichen Meinung gewollte Papst. Als daher in der Nacht das Gerücht, die Wahl sei geschehen, die Stadt durchlief, glaubte dieser bettelhafte Schatten einer großen Vergangenheit, welchen man Rom nennt, glaubte dieses Wirrsal von Ruinen und Schmutz, der Kardinal Ghizzi sei gewählt. Seine Eminenz hatte doppelten Aerger davon; erstens den über ihre Nichtwahl, zweitens den über ihr zerbrochenes und zerschmissenes Geräthe und Geschirre. Denn Ghizzi's Dienerschaft hatte auf die falsche Kunde von der Wahl ihres Herrn hin in seinem Palaste altem Brauche gemäß alles kurz und klein geschlagen: der Papst sollte nicht auf Kardinalstühlen sitzen oder aus Kardinalschüsseln essen. Als vor Tagesanbruch die Erwählung Mastai's bekannt wurde, gab es ein Kopfschütteln der Enttäuschung und Ungewißheit. Denn man wußte von dem Erkorenen des Konklave's zunächst nur, daß der-

ſelbe ein junger Papſt, weil erſt 54 Jahre alt. Dann kam als das Reſultat eines geflügelten Fragen- und Antwortentauſches dieſes zu Tage: — Giovanni Maria Maſtai ſoll in ſeiner Jugend beabſichtigt haben, Soldat zu werden und zu heiraten. Am einen und am andern ſoll ihn die Epilepſie gehindert haben, woran er litt und wovon ihn eine in kirchlichen Aufträgen gemachte Seereiſe nach Chile geheilt haben ſoll. Ferner ſoll er als junger Mann einen Finger oder gar eine ganze Hand mit in dem Karbonarigetriebe der 20ger Jahre gehabt haben. Lauter „Soll“ ſoweit. Als thatſächlich hat damals und ſpäter ſich herausgeſtellt, daß Giovanni Maria Maſtai einer jener Teigmenſchen war, welche man „gutmüthige“ zu nennen pflegt, weil ſie nicht rauben, mordbrennen, nothzüchtigen und todtſchlagen. Als Mitglied der römiſchen Hierarchie hatte er weder mit den Intriken des Vatikans noch mit den Verfolgungen der Liberalen ſich befaßt und beides konnte und mußte ſchon als ein Verdienſt erſcheinen. Als Biſchof hatte er ſeine Pflicht gethan, d. h. fleißig Meſſe geleſen und die übrigen Ceremonien des Gottesdienſtes eifrig geübt, wie er denn für rituale Schauſpiele aller Art eine knäbiſche Leidenſchaft hegte, Summa: ein Schwächling und ſchwankendes Rohr, dazu gemacht, ſo oder ſo gewendet, gedreht, gegängelt zu werden; ein Prieſter von engem Geiſt und kleiner Seele, vom Volksgunſtwind für eine Weile zu einem „liberalen“ Papſt, das will ſagen zum lächerlichſten aller Alfanze aufgeblaſen, dann durch die Hände der Jeſuiten zu einem ordinären Prieſter zuſammengedrückt, deſſen Geiſtesarmuth und Unwiſſenheit ſchließlich in der Encyklika vom 8. Dezember 1864 ſpaßhaft in die Welt ausgeborſten iſt. . . .

Lautlos harrt und ſtarrt die neugierige Menge auf dem Monte Cavallo, überragt von den antiken Marmorkoloſſen der beiden Roſſebändiger und von den ägyptiſchen Obelisken, welche fern am gelben Nil vor Jahrtauſenden vielleicht zu Theben oder Memphis mitangeſehen hatten, wie ein neu inthroniſirter Pharao

dem Volke von Mizraim vorgestellt wurde. So still ist's auf dem heißen Platze, daß man nur das klingende Rauschen vernimmt, womit die Wasserstralen der Springbrunnen in die Granitschalen fallen.

Aller Augen hängen an der Loggia. Jetzt, hört! hebt es an der Innenwand des vermauerten Ausgangs zu derselben zu klopfen an. Ein Stein fällt heraus und herab, ein zweiter, ein dritter. Die ganze Vermauerung geräth in Bewegung, sie spaltet und erweitert sich, der ganze Rahmen der Loggiathüre wird frei und heraustritt der Kardinaldekan, ein großes Aktenstück in den Händen. Die Eminenz geht bis an die Balustrade der Loggia vor, und wie er mit der Rechten auf das Dokument in seiner Linken deutet, wird es auf der Piazza noch stiller denn zuvor. Der alte Herr lies't mit sonorer Stimme erst in lateinischer, dann in italischer Sprache den Inhalt des Wahlprotokolls, daß nämlich die Kardinäle unter Beistand und Eingebung des heiligen Geistes den Grafen Giovanni Maria Mastai-Feretti zum Papste gewählt hätten und daß dieser den Namen Pius der Neunte sich erkoren.

Er tritt zurück; das große Kreuz, welches dem Pontifex vorgetragen wird, taucht blitzend aus der Thüröffnung der Loggia, deren ganzer Raum mit dem Roth und Violett prälatischer Staatsgewänder sich füllt. Zwischen diesem Roth und Violett schimmert ein weißer Talar, dessen Träger mit über der Brust an einander gelegten Händen und über die Schultern herabfallender Prachtstola langsam an die Balustrade tritt: — der neue Tale Lama des Occidents, welcher kommt, urbi et orbi zum ersten Mal seinen Segen zu ertheilen.

Ein weiches, teigiges Gesicht mit klerikalem Doppelkinn, etwas fade, jetzt in Beklemmung und Verschämtheit gesenkte Augen, ein zu wohlwollendem Lächeln bereiter Mund, nichts Ungewöhnliches in den Zügen, in der Gestalt, in der ganzen Erscheinung, wohl aber etwas Mildes, Gewinnendes in der Hal-

tung des neuen Papstes, als er sich nun, das versammelte Volk zu grüßen, nach drei Seiten hin verneigte.

Ein stürmisches „Evviva il santo padre!“ rauschte von der Piazza zur Loggia hinauf.

Und wäre der Satan Dante's im Pontifextalar leibhaftig auf dem Balkon erschienen, diese armen Römer hätten ihm doch ihr Evviva zugejubelt. Denn immerhin war ja ein neuer Papst der Nachfolger Gregors des Sechszehnten, welcher stupide und grausame Mönch den Kirchenstaat in ein Elend gestürzt hatte, das selbst dem Teufel Erbarmen erregen mußte. Es konnte nicht schlechter, also mußte es besser werden.

Im Lichte dieser Schlußfolgerung betrachteten die Römer ihren neuen Priesterkönig. Darum jauchzten sie ihm zu und so hat am Morgen des 17. Juni von 1846 der berühmte Pio-Nono-Schwindel seinen Anfang genommen.

Da aber nicht die Weisheit, sondern die Thorheit, nicht die Wahrheit, sondern der Wahn Macht hat über die Menschen, so erwies sich der Reform-Papst-Schwindel zunächst mächtig genug. Er wurde zum wirksamsten Ferment der nationalen und freiheitlichen Bewegung Italiens.

Unter den civilisirten Nationen Europa's haben zwei, die deutsche und die italische, beim Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit es nicht dazu gebracht, zum Einheitsstaat sich zusammenzuschließen. Darum blieb Deutschland und blieb Italien inmitten der modernen Centralisationsstaatengebilde unfertig und ohnmächtig, darum waren sie die Ziele der Ränke und Gewaltsamkeiten der europäischen Politik, deren Leidenschaften und Begierden auf deutschen und italischen Schlachtfeldern sich austobten, auf Schlachtfeldern, welche noch dazu Myriaden und

wieder Myriaden von Deutschen und von Italienern im Dienst und Interesse der Feinde ihres Landes verbluten sahen.

Niedergewuchtet durch den Fluch der Zerrissenheit, bezeichnet mit dem Stempel der Knechtschaft, eingewiegt durch die lauen Lüfte eines milden und freigebigen Klima's, in Schlummer gesungen durch die Sirenenlieder eines zu barem Heidenthum gewordenen Kultus, versank Italien in eine Hoffnungslosigkeit, Entnervung und Halbbarbarei, wie solche in Deutschland schon deßhalb nicht platzgreifen konnten, weil unser rauhes, meist nur zwischen einem weißen und einem grünen Winter wechselndes Klima den Menschen zu einer rast- und ruhelosen Thätigkeit nöthigt. Unter dieser Himmelsgräue, inmitten dieser ewigen Nebel, Stürme und Fröste ist ja ein italisches „dolce far niente" nicht einmal denkbar, geschweige ausführbar. Sodann hatte die Reformationszeit in unserem Lande eine Saat gestreut, welche zur reichsten Ernte heranreifte und im 18. Jahrhundert von unseren Nationalhelden, von unseren großen Denkern und Dichtern eingeheimst wurde. Daraus ist uns eine geistige Nahrung bereitet worden, an welcher wir uns gesund und stark essen konnten oder wenigstens könnten. Den Italienern ist diese Kost erst viel später und auf mühseligsten Umwegen zugeführt worden und ist dieselbe jenseits der Alpen für die Massen bis heute ein unerschwinglicher Luxusartikel geblieben.

Dagegen hat Italien vor Deutschland den großen Vorzug und Vortheil, daß von dem Augenblicke an, wo in seinen Söhnen und Töchtern ein besserer Sinn wieder erwachte, jedes fühlende Herz und jeder gebildete Geist, alles, was tüchtig, brav und (im besten Sinne des Wortes) vornehm im Lande, durchaus vaterländisch gesinnt und auf die Wiedergeburt der armen schönen Italia feuervoll bedacht war. Zwei Poeten, der Lyriker Filicaja und der Tragiker Alfieri, hatten dieses Feuer in den Seelen ihrer Landsleute entzündet und nach dem ruhmvollen Vorgang dieser beiden hat im 18. und 19. Jahrhundert eine Schar von Dichtern,

Hiſtorikern und Publiziſten, haben die Parini, Pindemonte, Foscolo, Leopardi, Manzoni, Niccolini, Pellico, Guerrazzi, Berchet und Giuſti, haben die Muratori, Giannone, Tiraboſchi, Litta, Botta, Colletta und Amari, haben die Gioberti, D'Azeglio und Balbo die heilige Flamme genährt und an Umfang und Stärke gemehrt. Freilich läßt ſich nicht beſtreiten, daß, was die dichteriſche Seite dieſer patriotiſchen Literatur angeht, ihr Werth ein ſehr verſchiedener und im Ganzen nicht eben ſehr hoch anzuſchlagender iſt. Selbſt Manzoni's vielgeprieſenes Meiſterwerk („I promessi sposi“) ſtellt ſich, genau angeſehen, bei allen ſeinen glänzenden Einzelnheiten als ein unbehilfliches, zerbröckelndes, mitunter in der Langeweile bis an die äußerſte Gränze des Erlaubten oder Unerlaubten fortgehendes Buch heraus. Man vermißt bei Manzoni und ſeinen Brüdern in Apoll, nur Leopardi und Giuſti ausgenommen, gar oft den menſchlich-freien Blick und die philoſophiſche Durchbildung. Ueberall ſchmeckt man den kirchlichen Weihrauch und hört das gläubige Glockengebimmel, ſelbſt bei Guerrazzi, obzwar ſeine kühn entworfenen beiden Hauptdichtungen („L'assedio di Firenze“ und „Beatrice Cenci“) von Todfeindſeligkeit gegen Papſt- und Pfaffenthum glühen. Man merkt voll Mitleid, daß alle dieſe begabten und hochherzigen Menſchen unter der erſtickenden Decke eines bleiernen Deſpotismus nach Licht und Luft rangen. Manchem brach in dieſem furchtbaren Ringen die Kraft: den armen Pellico brachten die Spielberg-Kerkerqualen ſo herunter, daß er unter die Jeſuiten ging, und der Adler, welcher in des unglücklichen Leopardi Geſängen ſo herrliche Flüge unternommen, barg zuletzt die ermatteten Schwingen in den finſteren Schatten der Verzweiflung. Alledem jedoch zum Trotz eignet der modernen italiſchen Literatur ein unbeſtreitbarer Charakter der Größe, weil ſie nicht, wie die deutſche häufig genug that, in die Region abſtrakten Kunſtdufels vornehm ſich verſchloß, ſondern vielmehr, getragen von dem Gedanken des Vaterlandes, in allen Formen und Weiſen

an dem Werke der Befreiung und Einheitlichung Italiens arbeitete.

Dies hat auch von Stund' an, wo er zu denken begann, der glorreiche Wühler Giuseppe Mazzini als sein Leben lang redlich gethan. Daß es solche Ausnahme-Menschen überhaupt gibt, daß es vollends zu einer Zeit, wo der einzig-respektirte Adelsbrief der Geldsack ist und die gemeinste Selbstsucht als vollendete Respektabilität anerkannt wird, noch solche Ausnahme-Menschen geben kann, welche an die Verwirklichung eines großen Gedankens, der ihre Seele schwellt, alles und alles setzen, schon das erfüllt die europäische Philisterschaft mit Aerger und Ingrimm. Warum, fragt sie, ist dieser Genueſe nicht wie ein anderer ordentlicher Advokat seinen Geschäften nachgegangen, statt für die Freiheit und Einheit Italiens zu wühlen, rastlos jahrein jahraus, ruhelos bei Tag und Nacht, unter tausend Strapazen, Mühsalen, Opfern und Gefahren, mit wunderbarer Beharrlichkeit, hundertmal getäuscht, aber nie entmuthigt und, wenn an zehn Stellen geschlagen, sofort an der elften zum Angriff wiederkehrend? Wohl, so that er und keiner der Lebenden oder Todten hat glühender für Italien gefühlt, hat mehr für Italien gearbeitet als dieser unermüdliche Wecker und Wachhalter, dem sein Land unendlich viel mehr Dank schuldet als allen den „Realpolitikern", welche breitspurig triumphirend auf den Wegen einherwandelten, welche der verbannte Agitator ihnen aufgethan und geebnet hatte. Ganz in der Ordnung daher, daß er statt Dankes nur Verleumdung und Verfolgung erfuhr; denn

„Ist Verfolgung doch die Kelter,
In die das Schicksal alles Große preßt" —

und hat sich ja noch Niemand ungestraft mit dem Geschäfte befaßt, die Menschen zu Menschen und die Völker zu Bürgern zu machen.

Mazzini hat, wie Jedermann weiß, seine Laufbahn in den Logen der Karbonari begonnen, den Karbonarismus jedoch bald

als ein ariſtokratiſches Spielzeug mit Verachtung bei Seite geworfen. Schon im Jahre 1831 ins Exil getrieben, ſtiftete er zu Marſeille die revolutionäre Verbindung das „Junge Italien“, welchem er zum Symbol den Cypreſſenzweig und zur Loſung „Jetzt und immer (ora et sempre)!“ gab. Die Erweiterung dieſes Vereins zum „Jungen Europa“ hat der feſtländiſchen Diplomatie und Polizei erſchrecklich viel zu thun gegeben. „La giovine Italia“, „La jeune France“, „Das junge Deutſchland“, „Die junge Schweiz“ gingen als nebelhafte Schreckgeſpenſter um in den Paläſten der Fürſten, in den Sakriſteien der Prieſter und in den Komtoren der Bankiers. „Much ado about nothing!“ Denn das „Junge Europa“ war nur Nebel und es läßt ſich nicht leugnen, daß es auch um das Zukunftsideal her, welches Mazzini für ſein Vaterland aufgeſtellt hatte, ſtark nebelte. Republikaner und Demokrat in jeder Fiber ſeiner Seele, wollte und erſtrebte er für Italien die demokratiſche Republik. Es begegnete ihm, was genialen und hochherzigen Menſchen nur allzu häufig begegnet, nämlich zu wähnen, das Licht und Feuer, von welchem ſie ſelber durchſonnt ſind, müſſe auch in anderen, ja in allen leuchten und glühen, — ein Irrthum, welcher die Abſolutiſten und Konſtitutionellen, die ihrerſeits ganz richtig nicht auf die Idealgläubigkeit, ſondern vielmehr auf die gemeinen Inſtinkte und knechtiſchen Gewohnheiten der Maſſen, wie auf die Halbheit und Feigheit der „gebildeten Stände“ ſpekuliren, immer wieder den Republikanern und Demokraten den Vorſprung abgewinnen läßt. Wenigſtens noch für ſo lange, bis etwa das wirklich und wahrhaft junge Amerika dem alten Europa das republikaniſch-demokratiſche Geſetz vorſchreiben wird.

Wenn für die idealgläubige Gemeinde Italiens das Zukunftsideal in der Perſon ihres Propheten Mazzini gleichſam verkörpert war, ſo ſtellten die Führer der patriotiſch-monarchiſchen, der konſtitutionellen oder „neuguelfiſchen“ Partei, ſtellten die Gioberti, Balbo und D'Azeglio, welche lange des gewiß eben-

falls sehr optimistischen Glaubens lebten, die italischen Fürsten, der Klerus und sogar das Papstthum würden sich für die Idee einer besseren Zukunft Italiens gewinnen lassen, der Gestalt des republikanischen Agitators die des Königs Karlo Alberto von Sardinien gegenüber, als die Verkörperung ihrer Zukunftshoffnungen. Wunderlicher Weise waren die beiden Gestalten einander vielfach ähnlich, in ihrer äußeren Erscheinung und Haltung nämlich. Beider Antlitz war von antik-edelm Schnitt, mit Bläße bedeckt und erhellt und belebt durch große Augen voll träumerischen Feuers. Beider Auftreten und Gebärdenspiel würdevoll und anmuthig zugleich. Kaltsinnige Engländer selbst und berechnende Schotten haben enthusiastisch anerkannt, daß Mazzini's Blick, Stimme und ganzes Gebaren von bezaubernder Macht, und sogar Solche, welche der Sardenkönig — erst der Mitverschworene, dann der Verräther und, auf der wiener Hofburg Geheiß, der Verfolger der Karbonari — verrathen und verfolgt hatte, gestanden, daß Karlo Alberto unwiderstehlich liebenswürdig sein konnte, so er wollte. Daneben sprachen sie freilich auch von seiner Chamäleonsnatur, deren er selber auch gar wohl sich bewußt war; sonst hätte er nicht eines Tages an seine Vertrautesten die Frage thun können: „Nicht wahr, ich bin ein unbegreiflicher Mensch?“ An innerem Gehalt und sittlicher Größe überwog der Tribun den König weit. Mazzini war ein wahrhaft sittenstrenger Mann, welcher das, was er für die sittliche Wiedergeburt seines Landes forderte, an sich selber übte; Karlo Alberto seinerseits hatte Anwandlungen von mönchischer Askese, fiel aber, nach Mönchsart, aus der Rolle des Asketen häufig genug in die des Lüstlings. Der Tribun dachte nur an Italien, der König nur an sich oder höchstens noch an das Haus Savoyen. Ein wildselbstsüchtiger Ehrgeiz verzehrte ihn, weil seine Fähigkeiten und seine Thatkraft zu den Eingebungen desselben im fühlbarsten Mißverhältnisse standen.

So, wie die beiden waren, repräsentirte der eine die

Hoffnungen der Republikaner, der andere die Berechnungen der Konstitutionellen Italiens. Diese beiden patriotischen Parteien verhetzten und verbitterten sich, gerade wie anderwärts, gegen einander, während ihr gemeinsamer Feind noch aufrecht stand. Der Konstitutionalismus sagte zum Republikanismus: Du bist die revolutionäre Wildgans, welche, nichtwissend, daß die Politik die Wissenschaft des Möglichen, stets in das Märchenblau einer idealen Welt hineinfliegt und darum die Bedingungen und Forderungen der wirklichen Welt über fliegt. Worauf der Republikanismus zum Konstitutionalismus: Und du bist der Hund des Königthums, welcher nur um so anhänglicher wird, je mehr Schläge und Fußtritte er bekommt .... Welcher von beiden hatte recht? Beide!

Leopardi hatte in seinem großen Kanto die „wunderholde Frau Italia“ dargestellt „voll der Wunden, des Blutes und der Bläße, mit gefesselten Armen einsam auf nackter Erde kauernd, schleierlos, die Haare wirr, die Augen in Thränen schwimmend, das Haupt auf die Kniee gebeugt —“ und Gioberti hatte die Schilderung des Dichters vervollständigt mit der trostlos-wahren Prosa: „Zerrissen, unter der Fremden Joch gebeugt, ohne eine Spur von Freiheit, wie ohne Macht und Glanz, die Presse geknebelt, die Wissenschaften todt, das Volk in Rohheit versunken, der Handel gelähmt, die Industrie gleich Null, ohne Fahne und ohne Flagge, so ist Italien nur ein geographischer Ausdruck, als politischer Körper existenzlos, eine Chimäre von Nation“. Das Schlimmste des Schlimmen war aber der sittliche Marasmus, welcher, eine logische Folge der geistlichen und weltlichen Tyrannei, die auf Italien lastete, alle Volkskreise angefressen hatte. Giuseppe Giusti hat diesen Marasmus in seiner unvergleichlichen

Höllenſtein-Satire vom „Gingillino“ gezeichnet, nachdem ſchon früher Giovanni Berchet in einer ſeiner Romanzen das Lotter- und Laſterleben ſo vieler ſeiner Landsleute an den Pranger der Ironie geſtellt hatte*).

Gewiß war das Unternehmen, die Italiener aus ſolcher Verſunkenheit herauszuheben, ein kühnes und mühſames, und daß den italiſchen Patrioten wenigſtens die Anfänge deſſelben gelungen ſind, zeugt für ihre Hingebung und Energie, wie nicht minder für die Unverderblichkeit des Kerns der italiſchen Nationalität. Allerdings war im Jahre 1846 die moraliſche Wiedergeburt und politiſche Erziehung der Italiener nur bis zur Stufe der Kindheit gediehen; aber war es nicht ſchon etwas, war es nicht ſchon ſehr viel, daß die arme Italia aus einer alten Sünderin wieder ein friſches, naives, enthuſiaſtiſches Kind werden konnte?

In Wahrheit, ſo recht wie naivgläubige Kinder haben die Römer, haben die Italiener den Hoffnungsſtral begrüßt, welcher

---

*) „Weiche, wer thöricht die Luſt mir verbittert
Mit ewigen Klagen und dienen nicht kann!
Ob nun Italien unter den Völkern
Noch ferner genannt wird, was liegt mir daran?

„Werden die Reben verdorrt auf den Hügeln
Uns darum verſagen den köſtlichen Wein?
Werden die roſigen Küſſe uns mangeln d'rum?
Wird ſie zu rauben verboten uns ſein?

„Gebt mir den Becher! Trinket, ſpillet
Nichtiger Seufzer quälenden Wuſt!
Trinket! Es lob're durch Leib und Seel' uns,
Hell aus den Augen ſprühe die Luſt!

„Nun auf den Lippen lächle das ſchlaue,
Bittende, wünſchende Liebesglühn,
Daß die verliebten Frauen mir winken,
Leis ins bekannte Stübchen mich ziehn.“ u. ſ. w.

am 17. Juni von 1846 mit der Erſcheinung des neunten Pius auf der Loggia des Quirinals über ihrem ſo ſchönen und ſo unglücklichen Heimatland aufging.

Einen Monat ſpäter, am 16. Juli, erſchien das berühmte Amneſtiedekret, kraft deſſen der Papſt allen um ihrer politiſchen Geſinnungen, patriotiſchen Wünſche und Strebungen willen Verfolgten, Gefangenen, Verbannten und in Unterſuchung Stehenden Verzeihung angedeihen ließ. Vernichtender als alle jemals von Menſchen erſonnenen Verwünſchungen es thun könnten, kennzeichnet die Thatſache das päpſtliche Regiment, daß es wie ein Weltwunder beſtaunt wurde, wenn der neue „Statthalter Chriſti“ ein fühlendes Herz in der Bruſt trug ſtatt des Mühlſteinbrockens, welchen ſein Vorgänger in der Bruſt getragen hatte. Rom ſchwamm in einem Freudenrauſch, deſſen Wogen über die ganze Halbinſel hinſchlugen*). Kind Italia machte klafterhohe Jubelſprünge und herzte und küßte ſeinen Pio Nono, wie nur je ein

*) Sogar die Jeſuiten fühlten ſich von dem Schaumſpritzen dieſer Wogen berührt oder fanden wenigſtens für gut, ſo zu thun, als wären ſie es. Als die Sage ging, ihr General Roothaan hätte zu der Amneſtie mißbilligend den Kopf geſchüttelt, veranſtalteten ſie — („Seid klug wie die Schlangen!“) — in der Kirche des römiſchen Kollegiums eine „Akademie“ zu Ehren der Amneſtiebulle. Das war eine jener Komödien, zu deren Aufführung die Väter von der Geſellſchaft Jeſu ihre Zöglinge ſo geſchickt abzurichten verſtehen. Es gab da italiſche, franzöſiſche, deutſche, engliſche, holländiſche, ungariſche u. ſ. w. Lobhudelungen des Papſtes in Verſen und Proſa, untermiſcht mit Geſängen, deren Texte ein Jeſuit gedichtet und ein anderer in Muſik geſetzt hatte. Einer der Zöglinge deklamirte mit Feuer ein Preisgedicht auf die Amneſtie, welches mit den Worten anhob:

„Perdono, perdono, assisa sul trono
Clemenza sovrana, perdono gridò.
Clemenza la figlia più bella di Dio
Nel cuore di Pio possente regnò.“

Die Komödie war aber umſonſt geſpielt. Das Volk wollte von den frommen Vätern nichts wiſſen und es hatten ſich höchſtens zehn Zuſchauer in der Kirche eingefunden.

glückſeliger Backfiſch in frühreifer Verliebtheit ſeinen „Engel“ und „Abgott“ geherzt und geküßt hat. Der Papſt ward auch geradezu der „angelo di Vaticano“ genannt. Der Piuskult, als deſſen Großceremonienmeiſter der Vetturin Brunetti ſich ſpreizte, den ihm gegebenen Spottnamen Ciceröncheu (Ciceruacchio) ernſthaft nehmend, wurde zur förmlichen Narrethei und es ging ganz natürlich zu, daß des Papſtes ohnehin nicht ſehr ſolid konſtruirtes Gehirn in dem allgemeinen Schwindel ebenfalls ſchwindelig geworden iſt. Der ſchwache Mann ſchwelgte in den Wonnen ſeiner Popularität und ſog mit Wolluſt die Weihrauchwolken ein, welche von überallher ihm entgegendampften. Als „der Kirche Regenerator“, als „Italiens Heiland und Meſſias“ ward er in ekſtatiſchen Hymnen angeſungen. „Ich habe in dem Amneſtiebreve das Verſprechen der Freiheit geleſen“, ſagte der ſiziliſche Mönch und Demagog Ventura zu ihm. „Du haſt in meinem Herzen geleſen“, gab der Papſt zur Antwort. Eine ganz widerſinnige, d. h. widerpäpſtliche Antwort, um deren allein willen ſchon Pius der Neunte verdient hätte, ſtatt Pontifex Maximus zu heißen Confuſionarius Maximus. Ein Befreier-Papſt! Das iſt die tollſte Wortmißgeburt, welche ausgeſonnen werden kann. Und doch haben Millionen dieſe widerliche Mißgeburt auf den Altar geſtellt und davor ihre Stirnen in den Staub gebeugt. Oh, Unvernunft, dein Name iſt Menſch!

Der arme Schwächling von Papſt, ohne alle ſtaatsmänniſche Begabung und politiſche Bildung, wie er war, trieb widerſtandslos mit dem Strome der entfeſſelten Bewegung. In Augenblicken der Ernüchterung überkam ihn freilich die Ahnung, daß ſein ganzes Thun oder Geſchehenlaſſen zum Papalismus im ſchroffen Widerſpruche ſtünde. In einem ſolchen Augenblicke hat er auch einmal kummervoll ausgerufen: „Man fordert Dinge von mir, welche zu übernehmen ich ganz unfähig bin. Mein Gott, ſie halten mich für einen Napoleon! Und ich beſitze doch weder deſſen Genie noch deſſen Kraft.“ Allein die nächſte beſte

dem heiligen Vater dargebrachte Huldigung — und die Huldigungen hörten dazumal in Rom gar nicht mehr auf — verwehte wieder diese richtige Selbsterkenntniß, erneuerte in Pius den Volksgunstrausch und ließ ihn weiter vorschreiten auf der Bahn der Reform, welche mit derselben Nothwendigkeit, womit dem Blitze der Donner folgt, zur Revolution führen mußte. Denn es ist bare Unmöglichkeit, das kirchenstaatliche Bauwerk, d. h. eine mittelalterliche Ruine voll Moder, Wurmfraß und Unflat umzubauen. Wer immer die Hände daran legt, dem zerbröckelt und zerfällt es unter den Händen und es bedarf dann nur eines einzigen tüchtigen Windstoßes, um das wüste Getrümmer zusammenkrachen zu machen.

Dieses „Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlte“, dieser liberale Papst machte eine um so mehr tragikomische Figur, als er zu seinem Liberalismus gekommen war, wie die Magd zum Kinde, d. h. ohne zu wissen wie. Denn diesem geist- und kulturlosen Priester waren die modernen Ideen im Grunde durchaus antipathisch. Er sah in dem Gedanken der Freiheit alles Ernstes eine „Ausgeburt der Hölle“ und hat denselben in seinen Breven und Bullen auch wiederholt so genannt. Auch ist gar nicht zu bezweifeln, daß Pius zu Anfang gewähnt hatte, mittels Scheinkonzessionen mit der Reformbewegung sich abfinden zu können. Aber er war sowohl viel zu schwach als viel zu eitel, um diese schlaue Politik durchführen zu können. Das ewige „Evviva Pio Nono!“ war ihm schon zu einem täglichen Bedürfniß geworden, von Turin her umkos'ten ihn die Neu-Guelfen mit den feinsten Schmeicheleien, von Paris und London her kamen ihm Ermuthigungszurufe aus den Kabinetten Guizots, welcher den Drachen der drohenden italischen Revolution mit dem Honigkuchen der Reform sättigen zu können glaubte, und Palmerstons, welcher einen Reformer-Papst als spitzen Pfahl im Fleische Oesterreichs zu hätscheln sich beeiferte, und wenn der östreichische Gesandte im Auftrage Metternichs eine immer bedenklichere Miene im

Vatikan zur Schau trug, immer höher die Achseln zuckte und immer warnender sein „Aber, heiligster Vater!“ flüsterte, mochte sich in der innersten Seelenfalte des Papstes unwillkürlich das Gefühl regen, daß er doch auch ein Italiener sei und diese „barbarischen Talgfresser“ doch eigentlich nicht verdienten, sein schönes Heimatland zu beherrschen und zu knechten.

Genug, die Reform in Rom schritt fürbaß, der Revolution die Pfade bereitend und ganz Italien aufrührend. Von besonders weitgreifender Wirkung waren die Einsetzung der Staatskonsulta („consulta di stato“, April 1847) und die Errichtung der Bürgerwehr („guardia civica“, Juli). Von da ab ging es mit der Umwandelung des priesterlichen Regiments in ein bürgerliches rascher voran und aus den halben Anläufen zum Konstitutionalismus wurden allmälig ganze. Im „al Gesù“ begann man einzupacken: es bedurfte eben keiner sehr feinen Nasen, um zu wittern, daß Dinge im Anzuge seien, welche sich mit dem jesuitischen Prinzip der unbedingten Autorität, Unkultur, Bigoterie und Kirchhofsruhe schlecht vertragen würden. Auch wurde der Drohruf „Morte ai gesuiti!“ von Tag zu Tag lauter um das Mutterhaus des Ordens her ... Von London aus überwachte Mazzini mit Falkenblicken die Vorgänge in Rom und erkannte daraus, daß Leopardi's Italia im Begriffe sei, ihre Fesseln zu schütteln, vielleicht abzuschütteln. Ueber die Stellung, über das Wollen und Können von Pius dem Neunten, wie über das Karl Alberts täuschte sich der Tribun keinen Augenblick. Er sah in beiden nur „Illusionen“, welche bald zerrinnen würden; allein er erblickte in beiden auch Werkzeuge, von welchen man als von für den Augenblick dienlichen Gebrauch machen müsse. Demzufolge erließ er im November ein Sendschreiben an den Papst, worin er denselben aufforderte, an die Spitze der Bewegung für die nationale Unabhängigkeit sich zu stellen. Wo nicht, würde die Bewegung sich abwenden vom „Kreuze“ und andere Wege wandeln. Pius wies den Tribun zurück, „wie vordem Christus

seinen Versucher zurückgewiesen hatte“, und die entschiedenen italischen Patrioten wußten fortan, was sie von dem „guten Mann“ Mastai, von dem „Engel des Vatikans“ zu halten hätten.

Aber schon hatte, was vom Sommer bis zum Herbste vom Vatikan ausgegangen, in Italien und über Italien hinaus seine Wirkung gethan. Es half nichts, daß die italischen Fürsten bitterlich klagten, die Reformer könnten sich jetzt auf den Vorgang des Papstes berufen, was doch wider alles Herkommen und geradezu ungeheuerlich sei. Sie mußten den „Schwindel“ mitschwindeln, einer nach dem andern, mit lächerlich langen Gesichtern, kochende Wuth im Herzen oder auch, wie der Sardenkönig, hüpfende Hoffnung. Denn was war denn noch unmöglich, im schlimmen und guten Sinne, zu einer Zeit, wo in Rom Volksprozessionen, von mit der italischen Trikolore beschärpten Priestern geführt, vor das „al Gesù“ zogen und die Mauern dieses Montsalvatsch des Jesuitismus von dem Gebrülle „Viva Ganganelli!“ erdröhnen machten?

In Toskana war die Vorschrittsbewegung zur Reform schon im Gange gewesen, noch bevor Monsignore Mastai die Tiara genommen hatte. Der Despotismus war hier stets ein „wohlmeinender“ und Großherzog Leopold der Zweite hatte weder das Zeug noch den Willen, ein so brutaler Tyrann zu sein, wie Herzog Franz der Vierte von Modena gewesen, noch ein so raffinirter, wie König Ferdinand der Zweite von Neapel war. Die Florentiner sind artige Leute, voll Mäßigung und Urbanität. Alles geschah in der schönen Kunststadt am Arno in den höflichen Formen der Wohlmeinenheit. So auch, was die liberale Opposition der Capponi, Ridolfi, Ricasoli und ihrer Freunde wollte und plante. Diese italischen Gothaner — Verzeihung für die anachronistische, aber sonst ganz passende Bezeichnung — deren Liberalismus selbstverständlich ein „in Unterthänigkeit ersterbender“ war, wurden mehr nach vorwärts gedrängt, als ihnen lieb,

durch eine radikale Partei, welche in Pisa und Livorno Boden gewonnen hatte und deren schwärmerische Begeisterung der Pisaner Montanelli, deren revolutionäre Leidenschaft der Livornese Guerrazzi vertrat, von welchem Literaten und Advokaten die Liberalen sagten, er sei mächtig durch Genie und Bosheit („ingegno e malizia"). Der Großherzog, zwischen den von Rom her kommenden Vorwärtsruck und den von Wien aus geübten Rückwärtsdruck eingeklemmt, suchte sich einstweilen mit halben Bewilligungen zu helfen. Er gab eine halbe Preßfreiheit, er gestattete die Errichtung der Bürgerwehr, welches glitzernde Spielzeug in den Jahren 1847 und 1848 jenseits wie diesseits der Alpen der Bourgeoisie so viel kindliches Vergnügen bereitet hat.

In den Herzogthümern Modena und Parma — das letztere ging nach dem im Dezember von 1847 erfolgten Tode der Wittwe Napoleons und noch verschiedener anderer Männer, nach dem Tode der von den italischen Patrioten als „Messalina austriaca" gefeierten Maria Luisa an den Bourbon Karl den Zweiten von Lucca über — konnte vorderhand der Liberalismus nichts ausrichten: die östreichischen „Weißröcke" waren zu nahe. Im lombardisch-venetianischen Königreiche thaten die patriotischen Minirer mit Bohren und Laden der widerösterreichischen Minen eifrig ihre Schuldigkeit, aber der Zündblitz sollte erst aus Paris kommen; in Erwartung desselben vergnügte sich Mailand mit „Cigarrentumulten". Der schlaue Radetzky freilich, Oberbefehlshaber der Oestreicher in Lombardien, sah in diesem Vergnügen ein weiteres Vorzeichen bedrohlicher Ereignisse und suchte seine Anschauung auch in der wiener Staatskanzlei zur Geltung zu bringen. Dort aber wiegte man sich vorerst noch allzu sehr im vollen Wohlgefühle metternichtiger Unfehlbarkeit, um dem soldatischen Warner viel Aufmerksamkeit zu schenken. Man hielt das auch um so weniger für nöthig, als man ja, wie in Betreff der gleichzeitigen Vorgänge in der Schweiz, so in Betreff Italiens im Herbste von 1847 mit Monsieur Guizot in Paris ein Herz

und eine Seele war, mit demſelben Monſieur Guizot, welcher noch vor Kurzem den Papſt zu „unbedingt nothwendigen“ Reformen ermuntert hatte*).

Ueberblickt man ruhigen Auges, was bislang in Italien im Sinne der Reform geſchehen und gethan war, ſo iſt das wirkliche Ergebniß ein ſehr geringfügiges. Die ganze Bewegung glich gar ſehr einem mit größter Liebenswürdigkeit in Scene geſetzten Karneval. Viel Geſchrei, wenig Wolle. Die armen Italiener, ſeelenvergnügt, überhaupt ſich wieder einmal bewegen zu dürfen, bewegten ſich um der Bewegung willen. Sie bedurften einer radikalen Umformung von innen heraus und wähnten, die leichtlebigen Kinder, dieſes ungeheure Werk ließe ſich bewerkſtelligen mit ſo kindiſchen Mitteln, als da waren Preis- oder Spottgedichte, Feſtprozeſſionen, Fahnen und Guirlanden, Illuminationen und Feuerwerke, Glockengeläute, Böllerſchüſſe und unendliches Evvivageſchrei.

Mehr Ernſt und Gehalt kam von Turin aus in das patriotiſche Getriebe und Gewühle. Die Piemonteſen erwieſen von Anfang an, daß ſie von gediegenerem Metall als die Bevölkerungen von Mittel- und Unteritalien. Daſſelbe thaten die Lombarden, welche keine Ahnung hatten, daß, wenn ſie „Morte ai Tedeschi!“ ſchrieen, dies gegen den beſſeren und beſten Theil ihres eigenen Weſens ſchreien hieß, d. h. gegen das germaniſche Blut, welches in ihren Adern rollt. In Oberitalien, allwo man ja, in grellem Gegenſatze zu Mittel- und Unteritalien, weiß und

*) „Bald nach Uebernahme der Präſidentſchaft des franzöſiſchen Miniſterraths äußerte Hr. Guizot, daß er ſie nicht angetreten hätte, würde er nicht die Ueberzeugung hegen, die bisherige konſervative Politik des Kabinetts fortbehaupten zu können. Beſonders in Beziehung auf Italien ſprach er ſich auf eine Weiſe aus, die keinen Zweifel geſtattet, daß Frankreich mit Oeſtreich in gänzlicher Uebereinſtimmung handeln wird, ſo lange Letzteres nicht ohne vorherige Aufforderung intervenirt“. Depeſche Effingers vom 9. Okt. 1847 aus Wien. S. B. A.

will, was Arbeit heißt und ist, hatte der italische Einheitsgedanke zuerst staatsmännisch denkende Pfleger gefunden, das will sagen Pfleger, welche die Dinge sahen, wie sie waren, und mit Wirklichkeiten statt mit Phantasmen rechneten. Die Blicke dieser Männer mußten sich auf Karl Albert richten, denn der Sardenkönig allein stellte eine wirkliche Macht vor und einer solchen bedurfte es zur Vertreibung der östreichischen Zwingherrn, welche schlechterdings keine Anstalt machten, durch das Modegeschrei „Fuori i barbari!“ sich vertreiben zu lassen. Was kümmerte dieser patriotische Wuthschrei die Böhmaken, Hannaken, Slovaken und Kroaten? Karl Albert seinerseits hat unzweifelhaft im Sommer von 1847 die ersehnte Zeit gekommen geglaubt, wo die Dynastie Savoyen ihre lange geträumte weltgeschichtliche Rolle antreten könnte. Natürlich redete er nicht von der Dynastie Savoyen, sondern von der Unabhängigkeit Italiens. Er wickelte seine Hauspolitik in die italische Fahne ein. Ja, das Chamäleon schien endlich fest und fix in Weiß-Grün-Roth zu schimmern. Im August schrieb er an den Grafen Castagneto oder eigentlich an die Oeffentlichkeit. „So Gott uns einen Krieg für die Unabhängigkeit Italiens befiehlt, steige ich mit meinen Söhnen zu Pferde und thue, wie Schamyl im Kaukasus thut. Was wird das für ein schöner Tag sein, wo man für Italiens Selbstständigkeit wird zu den Waffen rufen können!“

Da jedoch Gott, welchem bekanntlich die Großen wie die Kleinen ihre eigenen Wünsche in die Schuhe schieben, den Kriegsbefehl zu geben zögerte, fiel Karl Albert wieder in sein gewohntes Schwanken zurück. Eine Initiative war überhaupt von ihm nicht zu erwarten. Der Stoß, wodurch die italische Revolution wieder um einen Ruck vorwärts geschoben wurde, mußte daher anderwärts erfolgen und erfolgte auf der Insel Sizilien, deren Bevölkerung, zunächst die von Palermo, durch das neapolitanische Regiment zur Verzweiflung getrieben, am 12. Januar von 1848 die Fahne der Empörung gegen Ferdinand den Zweiten erhob.

Der Stoß wirkte über den Faro herüber und das Unerwartetste geschah. Der König erschrak vor einer am 27. Januar auf dem Palastplatze veranstalteten Volksdemonstration, wobei grünweißrothe Taschentücher und grünweißrothe Regenschirme das Beste thaten, so über alle Maßen, daß er seinen lieben Haupthofpfaffen Cocle und seinen lieberen Polizeiminister Delcarreto fortschickte, eine Verfassung versprach und ein viertel- oder gar halbliberales Ministerium einsetzte. Als die liberalen Herren zum ersten Mal in den Palast entboten wurden, trat ihnen der feige und heuchlerische Tyrann mit den Worten entgegen: „Ich bin verrathen, ich bin mißbraucht worden; beklagt mich!“ Aber einen Augenblick nachher drückte er einem seiner im Audienzsal anwesenden alten Vertrauten und Helfershelfer verstohlen die Hand und flüsterte ihm zu: „Nicht wahr, wir haben uns gut aus der Klemme gezogen? Die Einfaltspinsel! Die Schwachköpfe!“ In Wahrheit, das waren die neapolitanischen Liberalen, die Bozzelli, Savarese, Saliceti und Konsorten, auch Poerio nicht ausgenommen. Denn sie ließen ein handgreiflich tückisches Spiel mit sich treiben, ließen sich grausam mißhandeln und blieben dennoch die treugehorsamsten „Hunde“ der Monarchie. Ganz dieselbe Hiobsgeduld, wie die deutschen Liberalen von der Sorte Eisenmann und Behr sie entwickelten, welche nach jahrelangen ihnen zugefügten Kerkerleiden und nachdem man sie gezwungen, vor dem Bilde ihres Königs — und was für eines Königs! — ihr Verbrechen, d. h. ihre deutschpatriotische Gesinnung, knieend abzubitten, dennoch fortfuhren „in Treue zu ersterben“.... Vorderhand jedoch schwimmt Neapel in Freiheitsjubel und Nudelnfett. Zugleich mit der Einläutung des Karnevals — kein übler Witz von Seiten des künften „Re Bomba!“ — wurde am 10. Februar die Verfassung verkündigt und mit dem echtneapolitanischen Freudenruf empfangen: „Hoch die Konstitution und die Maccheroni!“

Hinter Neapel konnte man aber schicklicher Weise unmöglich

zurückbleiben. Der liberale Demonstrationsapparat wurde in demselben Monat Februar von 1848 auch in Rom, in Florenz, in Genua und Turin in häufige Bewegung gesetzt und klapperte und plapperte sein Stichwort: „Konstitution!“ heftig her. Da half kein Widerstreben. Am 15. Februar unterzeichnete Leopold der Zweite die Verfassung für Toskana. Der Papst, welchem auf der schiefen Ebene der liberalen Konzessionen allmälig sehr unbehaglich geworden, erinnerte sich mehr und mehr, daß er eigentlich der absoluteste aller absoluten Herrscher sei oder sein sollte, er, der Statthalter des „Absoluten“ — (von diesem hegel'schen Gottesbegriff wußte der arme Pius freilich nichts). Er versuchte auch mitunter recht steif auf seine Absolutheit sich zu steifen. Es ging nicht; denn der erwähnte Apparat wurde immer lauter und zudringlicher. Stück für Stück ließ sich der Papst die Ersetzung des Priesterregiments durch ein Laienregiment abexpivahen und am 24. Februar theilte der päpstliche Nuntius in Wien mit einer Essigmiene dem auch nicht eben süß dazu lächelnden Staatskanzler Metternich mit, daß Se. Heiligkeit nicht umhin könne, dem Kirchenstaat eine Verfassung zu verleihen. Sie ist dann am 14. März proklamirt worden.

Aber die Honigmonde des Pio-Nono-Schwindels waren schon vorüber. Dagegen begannen die Flitterwochen des Karlo-Alberto-Humbug. Der König versprach am 8. Februar eine Konstitution, nach französischer Schablone, versteht sich. Am 5. März ist dann der „Statuto“ glücklich zur Verkündigung gelangt und zugleich der Graf Balbo mit der Bildung eines konstitutionellen Ministeriums betraut worden. Derweil war jedoch der alte Revolutionsvulkan Paris wieder in Thätigkeit getreten und hatte die Blitze und Donner seiner Februarexplosion nach allen Seiten hinausgeschleudert. Wie ein elektrischer Schlag ging durch die italischen Herzen das Gefühl: Die große Stunde ist da! („il gran momento è venuto!“). Die große Stunde zur Abwerfung der Fremd- und Zwingherrschaft. Der unwider-

ſtehliche Luftdruck dieſes Gefühls ſchob die Verhandlung konſtitutioneller Doktrinen bei Seite. Italiens Einheit und Unabhängigkeit! wurde die Loſung. Wer aber ſoll, wer *kann* unſer Führer, wer „la spada d'Italia“ gegen Oeſtreich ſein? Nur der Sardenkönig. Darum geht jetzt Karl Alberts Geſtirn in ſeinem Vollglanz auf und die Städte der Halbinſel widerhallen von dem Hymnus —

„Sorgete Italiani
A vita novella!
D'Alberto la stella
Risplende nel ciel.
Stringiamoci assieme,
Siam tutti fratelli!
In giorni più belli
Ci gioja sperar.“

2.

„Im Hochland fiel der erste Schuß“.

Zu Bern in der Zeughausstraße, gegenüber der ehemals katholischen, jetzt französischen Kirche, steht ein aus der Zopfzeit stammendes Haus, das „äußere Standesrathhaus“ geheißen, welcher Name seinen früheren Sinn längst verloren hat. Das Gebäude, nach berner Art solid aus Quadern erbaut, hat nur das Auszeichnende, daß sein ganzes Obergeschoß einen großen Sal bildet. Dieser Sal ist heutzutage der Ort der Schwurgerichtssitzungen und hat ein etwas dürftiges, kahles, an Strafgesetzbuch, Zuchthaus und dergleichen unästhetische Dinge mehr gemahnendes Aussehen. Auch Säle haben ja ihre Schicksale. Bis zum Jahre 1848 sah der in Rede stehende stattlich genug aus in dem Schmucke seiner Seidentapeten und Sammetmöbeln; denn bis dahin diente er der „Hohen Tagsatzung schweizerischer Eidgenossenschaft“ zum Sitzungslokal, so oft die Reihe, Vorort zu sein, an Bern kam.

Am 29. Oktober von 1847 ging in diesem Sal eine bedeutsame Staatsaktion vor sich. Zum letzten Mal vor dem Zusammensturze des Schweizerbundes vom Jahre 1815 war die Tagsatzung vollständig versammelt. Den Vorsitz führte Herr Ochsenbein, als Regierungspräsident des Vororts Bern.

Die Sonderbundskrankheit, an welcher die Schweiz litt, sollte heute zur vollen Krisis ausschlagen.

Dieses Gefühl ging auch durch die Volksmenge, welche die Straße anfüllte. Sie verhielt sich still; es war so viel Drückendes in der Luft: Bürgerkriegsdrohung im Innern, während, wie es hieß, an der Ostgränze die Weißkittel und an der Westgränze die Rothhosen sich ansammelten, um die Aufträge der Firma Metternich und Guizot in der Schweiz zur Ausführung zu bringen.

Die Berner sind sonst nicht eben Flüsterer und Lispeler, sondern Lautsprecher. Aber zur Stunde ging es in der Zeughausstraße fast flüsternd und lispelnd zu. Wie würden droben im Tagsatzungssale die Entscheidungswürfel fallen? Man errieth es, als jetzt mehrere vierspännige Kutschen die Straße herabkamen und vor dem äußeren Standesrathhause hielten. Diese Wagen waren leer, aber die „Standesweibel“ der sieben Sonderbundskantone kamen, angethan mit ihren mittelalterlich bunten Mänteln, aus dem Hause, öffneten die Wagenschläge und stellten sich zur Seite derselben auf, als wären sie bereit, ihren „Tagsatzungsherren“ einsteigen zu helfen. „Luget au, das hät ebbis z'bedüte“, sagten die Leute zu einander.

In Wahrheit, es hatte etwas zu bedeuten. Droben im Sale war der Entscheidungswurf gethan .....

Die Schweiz hat sich in ihren Geschicken von 1815 bis 1848 als der politische Mikrokosmos Europa's dargestellt. Alle die Gegensätze, welche die europäische Gesellschaft leise und laut bewegten, hier trafen sie in offenem Kampfe aufeinander. Es handelte sich dabei um die Entscheidung von zwei großen Fragen. Die eine war prinzipieller, die andere nationaler Natur: die eine hieß Durchführung des demokratischen Prinzips in den einzelnen Kantonen der Eidgenossenschaft, die andere Abthuung der kläglichen Bundesverfassung von 1815 und Umwandelung des Staatenbundes in einen Bundesstaat. Auf diese „Krönung des Gebäudes“ arbeitete die Reformpartei thatkräftig hin, seitdem das Jahr 1830 zur Brechung der Rückwärtserei, wie solche durch die Restaurationszeit auch in der Schweiz zur Herrschaft

gekommen, das ersehnte und wohlverstandene Signal gegeben hatte. In allen civilisirten Kantonen war seither das Junker-, Pfaffen- und Bauernregiment dem Vorschritt des Radikalismus gewichen, welcher in den 30ger Jahren die fröhlichste und gedeihlichste Schaffungsthatkraft entfaltete. Radikalismus ist freilich, obzwar eine gäng und gäbe, eine unrichtige Bezeichnung, weil auch der radikalste Schweizer noch immer ein erkleckliches Stück von einem Konservativen. Lächerlich vollends war es, wenn man, wie die Rückschrittspresse zwei Jahrzehnte hindurch beharrlich that, in der Schweiz einen „europäischen Revolutionskrater" und in den schweizerischen Radikalen kosmopolitische Revolutionsmänner erblickte. Die Wahrheit ist, daß die Schweizer nicht ein Atom von Weltbürgerthum im Leibe hatten und haben und daß sie nur Schweizer und nichts als Schweizer sein wollten und wollen.

Der schweizerische Radikalismus hatte sich schon zum Liberalismus abgedämpft, war auch von inneren Zänkereien und Stänkereien durchfressen, zudem durch die notorische, mitunter an das Halunkenthum streifende Ungebundenheit von mehr als einem seiner Führer dem Bankerott nahegebracht, als durch die „hehre Bewegung" von 1839, durch den glorreichen „Züriputsch", zu welchem die unbedachtsame Berufung des Doktor Strauß als Professor der Dogmatik an die züricherische Hochschule nicht das Motiv, aber den Vorwand geliefert hatte, eine bedeutsame Wendung eintrat. Bei dieser Gelegenheit, allwo die Gehässigkeit der Parteileidenschaften in ihrer ganzen Höhe und die Volksdummheit in ihrer ganzen Dicke sich sehen ließ, wurde, wie Jedermann weiß, die Religion glücklich „gerettet" und die Folge dieser Rettung war, daß von dem protestantischen Zürich aus das ultramontane Pfaffenthum der Schweiz die lebhafteste Ermunterung und Ermuthigung empfing. In Folge dessen mußte es auch den blödesten Augen deutlich werden, daß, wie ein Aufklärungsmann pathetisch sagen würde, Pietismus und Jesuitis-

mus nur zwei Zweige an demselben Upasbaume sind. Ein heftiger Ruf zur Sammlung erging an Alles, was rückwärtsig in der Schweiz. Alle Posaunen der Religionsgefahr wurden wüthend geblasen, alle Pauken der Staatsromantik nicht minder wüthend geschlagen und ein wunderliches, nicht gerade wohlduftendes Amalgam von sesselsüchtigem Doktrinarismus und brutaler Bauerntölpelei, von Junkerei, Jesuiterei und Muckerei suchte sich als eine geschlossene, über die ganze Schweiz verbreitete Partei dem Liberalismus gegenüber zu organisiren. Es schien gelingen zu wollen, wobei jedoch die oberste Leitung von den flauen züricher Doktrinären sehr bald auf die entschlosseneren luzerner Rückschritts- und Gewaltleute überging. Die fromme Wuth dieser Bande, welche sich von vornherein des östreichischen und vielleicht auch des französischen Beistandes unter allen Umständen für sicher hielt, verdarb ihr das Spiel. Der Liberalismus hatte sich schwach gezeigt, als es gegolten, den Anfängen der Reaktion entgegenzutreten; jetzt aber, als er merkte, daß es um Kopf und Kragen ging, ermannte er sich wieder. Die Aufhebung der rebellischen Klöster im Aargau durch Regierung und Volksvertretung (1841) war das erste sichere Zeichen dieser Wiederermannung, aber auch das Zeichen zum verstärkten Geblase des ultramontanen Uristierhorns. Auf den Vorschritt des aargauer Klosteraufhebungsbeschlusses gab der Rückschritt die Berufung der Jesuiten nach Luzern (1844) zur Antwort. Daraufhin setzten die Leidenschaftlicheren unter den Liberalen im genannten und im folgenden Jahre ihre Freischarenzüge gen Luzern, als „das Nest der Schlange“, in Bewegung und das klägliche Mißlingen dieser übelberathenen und schlechtgeleiteten Unternehmungen gab dem Jesuitismus den Muth, unter kaum maskirtem Beistande des Pietismus den übrigens schon 1841 vorbereiteten „Sonderbund“ (Luzern, Zug, Unterwalden, Schwyz, Uri, Freiburg und Wallis) als lebensgefährlichen Pfahl ins Fleisch der Eidgenossenschaft hineinzubohren.

Der schweizerische Liberalismus hätte mit Feigheit geschlagen sein müssen, so er diese Herausforderung nicht annahm, und mit Dummheit, so er im Sonderbund nicht zugleich eine verläßliche Handhabe zur Wiederaufnahme der Bundesreformarbeit erkannte. Die Vollberechtigung aber dieser Arbeit für alle mit fünf gesunden Sinnen ausgestatteten Menschen darzuthun, genügt schon die Hinweisung auf den Umstand, daß der Bundesverfassung von 1815 zufolge der kleine, arme, tief im Mittelalter stecken gebliebene Hirtenkanton Uri mit seinen paar tausend Bewohnern in allen Bundessachen gerade so viel zu sagen und zu bestimmen hatte wie der große, reiche, materiell und intellektuell auf hoher Kulturstufe stehende Kanton Zürich mit seinen paar hunderttausend Bewohnern, seiner großartig entwickelten Industrie und seinem Welthandel.

Freilich, wenn der Prophet der alleinseligmachenden absolutistischen Versumpfungspolitik, Herr von Metternich, und der ordentliche Professor der ebenfalls alleinseligmachenden konstitutionellen Korruptologie, Monsieur Guizot, als Repräsentanten der festländischen Kabinettsweisheit verlangten, daß in der Schweiz Alles beim Alten bleiben, daß Uri gerade so viel gelten sollte wie Zürich, so war das, von ihrem Standpunkt aus angesehen, nicht so dumm, wie es aussah. Denn republikanischer Vorschritt konnte nicht im Interesse des monarchischen Rückschritts liegen. Man mußte also jenen lahmlegen. Man mußte verhindern, daß die Schweiz aus einem Staatenbund ein Bundesstaat würde. Man mußte demnach die Bundesverfassung von 1815 und das durch dieselbe garantirte „Kleinod der Kantonalsouverainetät" erhalten*). Denn damit und dadurch ver-

*) Depesche Effingers aus Wien vom 4. August 1847: „Irre ich nicht, so bezieht sich die Theilnahme, die sich der Sonderbund im Ausland erworben haben mag" — („erworben haben mag?" man sieht, der Mann drückte sich sehr vorsichtig aus) — „weit weniger auf die Gegenwart als auf die Zukunft, indem hauptsächlich die bedenklichen Folgen, die aus seiner

hinderte man die Eidgenossenschaft, im Innern ihre materielle und geistige Kultur allseitiger, gleichmäßiger und kräftiger als bislang zu entwickeln und nach Außen eine berechtigte Machtstellung zu gewinnen, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann. Ein solches „böses" Beispiel durfte nicht gegeben werden. Im Gegentheil, die unglückliche Schweiz —

„'s ist keine Ordnung in der Schweiz,
Im Winter regnet's, im Sommer schneit's;
Auch ragen die Berge, die Lümmel,
So unverschämt in den Himmel —"

ja, die unglückliche Schweiz sollte vielmehr für die übrigen glücklichen europäischen Staaten ein abschreckendes Exempel abgeben, wie das noch im Oktober von 1850 Czar Nikolaus zu Warschau mit gewohnter großartiger Offenheit befohlen hat, sprechend: „Die Schweiz muß man gewähren lassen. Sie ist der betrunkene Helot unter den Völkern und gibt ihnen ein warnendes Beispiel von Anarchie ..." Oh, du arme Helotin Helvetia!

Prophet Metternich und Professor Guizot sahen jedoch im Jahre 1847 die Sache nicht mit dem philosophischen Auge des Czaren an, und da sie in Betreff des Sonderbundes „zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag" waren, so bemühten sie sich wetteifernd für die Erhaltung desselben, sowie der schweizerische Liberalismus die Hände rührte, dem Ding ein Ende zu machen und zwar, wo nöthig, mit Gewalt. Letzteres stellte sich aber immer deutlicher als eine Nothwendigkeit heraus, weil die Häuptlinge der Sonderbündler und ihre Affiliirten in den Nichtsonderbundskantonen gar wohl sich bewußt waren, nicht nur die Sache der schweizerischen, sondern auch die der europäischen Reaktion zu führen, und demnach, im festen Vertrauen

---

gewaltsamen Auflösung für die Kantonal-Souverainetät hervorgehen, ins Auge gefaßt werden. Auf die ungeschmälerte Erhaltung dieser Souverainetät legen die Kontinental-Mächte bekanntlich außerordentlichen Werth."
S. B. A.

auf die Zusicherungen des Propheten und des Professors, ihre Gegner zum entscheidenden Waffengang geradezu herausforderten. Man war freilich in Wien und Paris von Anfang an etwas unklar darüber, wie man eigentlich den lieben Freunden in der Schweiz helfen könnte und wollte. Im Oktober von 1847 hatte man dann den Einfall, die süddeutschen Staaten als Büttel gegen die bundestreuen Schweizer zu Gunsten der sonderbündischen zu verwenden*). In der Downing-Street zu London hatte man aber einen Gegeneinfall. Dem Erzhumbuger Palmerston nämlich, welcher so recht dazu gemacht und angethan war, der leitende Minister der Erzheuchlerin Britannia zu sein und als Geschäftsführer der englischen Oligarchie seine scheinheiligen, hochnäsigen, widerwärtigen, brutalselbstsüchtigen und gewissenlosen, von den armen Chinesen, denen sie sich mit der Opiumgiftkiste in der einen und mit der Bibel in der andern Hand aufgedrungen, so richtig als „rothhaarige Barbaren" charakterisirten Landsleute an der Nase herumzuführen, — dem Erzhumbuger Palmerston bot der Sonderbundshandel eine hochwillkommene Gelegenheit, den festländischen Staatsweisen wieder einmal einen seiner gewohnten „Tricks" zu spielen. Das Wohl oder Wehe der Schweiz war natürlich dem herzlosen Gaukler ganz gleichgültig; allein die schöne Gelegenheit, dem östreichischen Haus-, Hof- und Staatskanzler Eins an das Bein zu geben und dem Louis Philipp von wegen der „spanischen Heiraten" einen Gegenpossen zu spielen, war zu verlockend, um nicht benützt zu werden. Demgemäß erhielt der englische Gesandte am eidgenössischen

*) Effinger am 10. Oktober: „Für den Fall, daß in Folge der Ereignisse, welche sich in der Schweiz vorbereiten, gemeinsame Maßregeln im Interesse der Nachbarstaaten liegen würden, sollten an Bakern und Würtemberg, vielleicht auch an Baden, Anfragen über ihre Geneigtheit, diese Maßregeln zu übernehmen, gerichtet werden. Die Anfrage ist im Laufe des vorigen Monats wirklich geschehen, jedoch ablehnend beantwortet worden und hat besonders in Stuttgart keinen Anklang gefunden." S. B. A.

Vorort, Robert Peel der Jüngere, die Instruktion, die sonderbundsfreundlichen Machenschaften seines östreichischen und seines französischen Kollegen möglichst zu durchkreuzen. Diese Machenschaften sind von dem „Holzgrafen", wie die Schweizer den Namen des französischen Gesandten Bois-le-Comte scherzend übersetzten, mit größter Schamlosigkeit betrieben worden. War doch die französische Gesandtschaftskanzlei geradezu das Korrespondenzvermittlungsbureau zwischen den Sonderbündlern der Ost- und Westschweiz und bis zuletzt hat der Herr „Holzgraf" nach Anweisung seines Meisters Guizot alles Mögliche gethan, um die geliebten Jesuiten und Jesuiterlinge oben zu halten. Man darf hiebei allerdings nicht übersehen noch verschweigen, daß Guizot wie Metternich und die Regierungen sämmtlicher Nachbarstaaten der Schweiz von der aufrichtigen Angst erfaßt waren, ein energischer Aufschwung des schweizerischen Liberalismus, ein siegreiches Durchhauen des Sonderbundsknoten könnte zündende Funken in die allwärts auf dem Festland Europa's gehäuften Brennstoffe werfen*). Dies glaubten Guizot und Metternich durch Unterstützung der Sonderbündelei verhindern zu können. Auf der andern Seite, auf der Seite der schweizerischen Sonderbundsfeinde, war man sich auch gar wohl bewußt, daß man gewissermaßen den Schlauch des Aeolus in den Händen halte, ein Bewußtsein, das vollständig gerechtfertigt wurde durch die ungemeine Spannung, womit Europa auf die in der Schweiz sich verbreitende Entscheidung blickte, auf den anhebenden „Sturm im Glase Wasser", von welchem die einen so vieles hofften, die anderen alles fürchteten.

Die Gegensätze hatten an Schärfe und Zuspitzung gewonnen, als mit dem Anfang des Jahres 1847 Bern Vorort wurde und der Freischarengeneral von 1845, Ochsenbein, inzwischen zum

*) Diese Angst dokumentiren sehr deutlich die Depeschen Effingers vom 22. und 26. Oktober und vom 2. November.

dortigen Regierungspräſidenten aufgeſtiegen, als Bundespräſident in Funktion trat. Profeſſor Guizot hielt es jetzt für zeitgemäß und dringlich, durch ſeinen Famulus Bois-le-Comte den oberſten Magiſtrat der Eigenoſſenſchaft ſo recht ex cathedra ſchulmeiſtern zu laſſen. Der Holzgraf gab mündlich und ſchriftlich Muſternoten von Taktloſigkeit und Lümmelei von ſich. Allein Profeſſor und Famulus waren damit an den Unrechten gekommen. Als der franzöſiſche Geſandte am Schluſſe einer Audienz drohend die Interventionskarte ausſpielte, warf der Bundespräſident alsbald den Trumpf drauf: „Wollen die alliirten Mächte va banque ſpielen, wohl, ſo werden wir mitſpielen (si les puissances alliées veulent jouer va banque, nous jouerons avec!)“

Beim Zuſammentritt der ordentlichen Tagſatzung von 1847 am 5. Juli wurde alsbald klar, daß die bundesgetreue Mehrheit der Kantone (12 Stimmen) entſchloſſen war, gegen den Sonderbund thatkräftig vorzugehen. Es war dazu hohe Zeit; denn bereits ſtand der Sonderbund in Wehr und Waffen, hatte auch in der Perſon des Herrn von Salis-Soglio aus Graubünden einen General ſich erkoren, einen Kriegsrath aufgeſtellt, die Truppen der zu ihm haltenden ſieben Kantone in vier Diviſionen eingetheilt und machte ſich mit Getrommel und Säbelgeraſſel möglichſt laut und unangenehm. Die Mehrzahl der Bevölkerung in den ſieben Kantonen war gehörig fanatiſirt, denn

„Pfaffen haben lange Zungen
Und das Volk hat lange Ohren.“

Sehr lange, in der That, und je dickere Lügen man in dieſe langen Ohren hineinſchreit, deſto willkommener ſind ſie. Die armen verhetzten Hirten und Bauern von Uri, Schwyz, Zug, Unterwalden, Luzern, Freiburg und Wallis glaubten in ihrer

biderben Einfalt alles Ernſtes, die „dreimal dreimalgebeiten Ketzer von Radikalen" wollten ihnen ihre Religion rauben. Wären dieſe zweifelsohne aufrichtig überzeugten Menſchen im Stande geweſen, ihre Denkapparate ſoweit in Bewegung zu ſetzen, um ſich die einfache Frage vorzulegen und zu beantworten, was denn wohl die Radikalen mit der „Religion", auf welche man ihnen ſo ſträfliche Abſichten zuſchrieb, nach glücklich vollzogenem Raube anfangen ſollten, ſo würde die Siedhitze ihres Fanatismus und ihrer Beſorgniſſe beträchtlich ſich vermindert haben. Es war aber dafür geſorgt, daß dieſer Fall nicht eintreten konnte. Mußte doch auch die antiſonderbündiſchgeſinnte Mehrheit der Bewohnerſchaft der Städte Luzern, Zug und Freiburg ſchweigend unter das Joch der Diktatur des ſonderbündiſchen Kriegsraths ſich ducken. Die chriſtlichen Herren Häuptlinge des Sonderbundes hatten den heidniſchen Schreckensmännern von 1793 gar manchen Handgriff abgelernt. Es iſt ja für Heiden und Juden und Chriſten gleich ſüß, ihre lieben Mitbrüder in Zeus, Jahve oder Chriſtus zu unterdrücken und zu quälen, und wer gerade Hammer iſt, den kümmert es wenig, wie dem Amboß zu Muthe.

Alles zuſammengehalten, wird ein unbefangener und wiſſender Urtheiler nicht anſtehen, zu ſagen, daß die Durchführung des Widerſonderbundsgeſchäftes durch die ſchweizeriſchen Liberalen mit zu den beſten Thaten gehört, welche in der modernen Welt dem Republikanismus überhaupt gelungen ſind. Schon die Herbeiführung der Möglichkeit, dieſes Geſchäft ernſtlich anzufangen, d. h. die Sicherung der Stimmenmehrheit im Schooße der Tagſatzung, hatte große Geſchicklichkeit und Ausdauer erfordert. Bei der feierlichen Eröffnung der Verſammlung am 5. Juli that der Bundespräſident eine Rede, in welcher er ganz offen und ehrlich die Abſichten und Ziele des Liberalismus angab und zugleich an die Adreſſe der auswärtigen Kabinette ſehr beherzigenswerthe Worte richtete, welche natürlich unbeherzigt blieben. „In der neuen Welt, welche durch die rieſenhaften Vorſchritte der Wiſſen-

schaft, der Industrie und der politischen Bildung aufgebaut worden ist, stehen noch sichtbar die Pfeiler der Vorzeit, die mumienhaften sozialen Einrichtungen, angehörend einer längst verschwundenen Anschauungsweise, anderen Begriffen, anderen Verhältnissen und Bedürfnissen, auf keine andere Grundlage gestützt, als auf die Macht der Gewohnheit, des Ehrgeizes oder des Eigennutzes, Strukturen, welche bei der leisesten Erschütterung wie verwittertes Gemäuer auseinanderzufallen drohen. Nur der Verstocktheit gegenüber dem geistigen Wehen der Zeit muß das die Staaten Europa's durchzuckende Feuer zugeschrieben werden. Schon wetterleuchtet es, aber der europäische Staatenkoloß achtet dessen nicht; er schläft, aber einen gefährlichen Schlaf." Nicht minder deutlich wurde jede fremde Einmischung des Auslands in die inneren Angelegenheiten der Eidgenossenschaft zurückgewiesen. Die ganze Rede war so gehalten, daß die Gesichter der fremden Diplomaten, welche in der Heiligengeistkirche, wo die Feierlichkeit statthatte, anwesend waren, um ein Beträchtliches sich verlängerten. Zum Ueberfluß wisperten ihnen sonderbündlerische Zungen in die Ohren: „Das ist ja eine Kriegserklärung des Radikalismus gegen die Monarchieen Europa's!"

Die Sonderbundsfrage kam bald zur Verhandlung. Die Sonderbündler aber trugen den Kamm sehr hoch. Der Gesandte Luzerns erklärte hoch herab, falls die Klöster im Aargau wiederhergestellt würden, falls man die Jesuitenfrage „aus Abschied und Traktanden fallen ließe", falls man auf jede die Souverainetät der Kantone beeinträchtigende Aenderung der Bundesverfassung verzichten wollte, dann ließe sich etwa von der Auflösung des Sonderbundes reden. Dann rasselte der Gesandte von Schwyz gewaltiglich mit dem Schwerte von Morgarten und horribilikribrifaxte dazu: „Mein Kanton ist bereit, den Fehdehandschuh aufzunehmen; aber nur über die Leichen der Enkel Tells und Winkelrieds wird man in die Thäler der uralten Freiheit eindringen." (Man ist um viel billigeren Preis nach-

mals in diese Thäler eingedrungen und selbst die Leiche des Schwertrasselers ist nirgends sichtbar geworden.) Solchem Hochmuth und solchem Gepolter traten insbesondere die Gesandten von Zürich und Thurgau mit Widerlegungen gegenüber, welche in der ruhigklaren Form staatsrechtlicher Beweisführung sich bewegten, aber nur um so vernichtender waren. Am 20. Juli hat dann auf den Antrag Berns die Tagsatzung die Auflösung des Sonderbundes beschlossen; am 16. August erneuerte sie einen schon i. J. 1832 gefaßten Beschluß, daß die Bundesverfassung einer Revision zu unterziehen sei; am 3. September wurde sie schlüssig, Luzern, Schwyz, Wallis und Freiburg zur Entfernung der Jesuiten einzuladen und künftig dem Orden von Bundeswegen die Schweiz zu verschließen. Dann vertagte sich die Versammlung bis zum 18. Oktober, gewärtig, ob die Sonderbündler den Beschlüssen der höchsten Bundesinstanz sich fügen würden oder nicht.

Sie haben sich nicht gefügt und sind von Wien und Paris aus in ihrem Widerstande fort und fort bestärkt worden, schon dadurch, daß man von dorther eine Intervention zu ihren Gunsten in bestimmte Aussicht stellte. Wie man aber interveniren sollte, darüber blieben Metternich und Guizot noch immer unklar und schwankend, bis man sich, während der Vertagung der Tagsatzung, halb und halb zu einer Sperrung der Schweizergränze entschloß*). Der halbe Entschluß blieb unausgeführt und die Häuptlinge des Sonderbundes erhielten bald Gelegenheit, über die Verläßlichkeit ihrer Gönner in Wien und Paris nicht sehr angenehme Gedanken sich zu machen. In Wahrheit, sie haben außer dummen Rathschlägen von daher und von dorther nichts

*) Effinger am 16. Oktober: „Es ist in Wien stark die Rede von Vorbereitungen zu einer militärischen Cernirung der Schweizergränze vom Bodensee bis zum Lago maggiore." Am 18. Oktober: „Die Bedenken, welche Baiern und Würtemberg gegen eine Mitwirkung von einer gegen die Schweiz beabsichtigten Gränzsperre hatten, scheinen beseitigt." S. B. A.

erhalten als etliche Stücke Geschütz, etliche Kisten mit Munition und ganz jämmerliche Bagatellsummen an Geld. Auch das Herbeiströmen von vornehmen und gemeinen, patrizischen und plebejischen Kriegsindustrierittern von auswärtsher zur Sonderbundsfahne, das Manschen und Pantschen französischer Legitimisten und Orleanisten, baierischer Päpstler, stadtbaselischer Pietisten und berner Patrizier im Sonderbundslager war für die Sonderbündler weit mehr vom Uebel als vom Heil. Aus Oestreich war, um seinen „ritterlichen" Degen der Jesuitensache zu widmen, der Fürst Friedrich von Schwarzenberg gekommen, der „Landsknecht". Barbarisches Jahrhundert, wo ein Mensch eine Ehre darin finden kann, sich einen Landsknecht zu nennen! Barbarisches Jahrhundert, dessen höchste, gesuchteste und belohnteste Kunst die Mordkunst ist und welches den Triumph der Wissenschaft in der Findung von raffinirten Vernichtungsmitteln erblickt! Und wir rühmen uns unserer Civilisation, wir „humanen" Europäer, und sind doch unendlich viel weiter als unsere Großväter von der Erkenntniß entfernt, daß der nächste beste Bauer, welcher, zuribieterisch zu sprechen, seine wenn auch nicht sehr wohlriechende „Friedenskanone" ladet und entladet, unendlich viel mehr für die Menschheit thut als alle die Erfinder von Monstrekriegskanonen, als alle die „Helden" von Schlächtern, welche freilich die Erde ebenfalls düngen, aber mit Blut, Leichen und Thränen. So lange die Nebukadnezare und Napoleone als „große" Männer und „Heroen" gepriesen werden, sollte man fürwahr nicht von einer Geschichte der Menschheit, sondern nur von einer Geschichte der Bestienheit reden. Im Uebrigen hat von den Heldenthaten, welche der „Landsknecht" unter der Sonderbundsfahne verrichtete, kein Mensch etwas gesehen oder gehört; aber schade ist es, sehr schade, daß nicht noch ein anderer „frommer" Landsknecht von damals, der Fürst Felix von Lichnowsky, seinen ritterlichen Degen ebenfalls für den Sonderbund gezogen hat. Dieser moderne „miles gloriosus" wäre

da ganz an seinem Platze gewesen. Denn mit Bramarbasiren war man im Sonderbundslager wahrlich nicht spröde und blöde. Man theilte auch, siegessicher, das Fell des zu erlegenden Bären zum Voraus, indem man eine Karte der künftigen Schweiz entwarf, auf welcher Karte den widersonderbündischen Kantonen sehr übel mitgespielt wurde. Auch auf die Einsetzung „provisorischer" Regierungen in den zu besiegenden Halb- und Ganzketzerlanden war man vorsorglich bedacht.

Derweil hatte sich am 18. Oktober die Tagsatzung, auch von den Sonderbundsständen noch beschickt, wieder „besammelt", schweizerisch zu reden. Die Sache war im Grunde hüben und drüben schon auf des Schwertes Schärfe gestellt; aber dennoch beschloß die bundesgetreue Mehrheit, durch Sendung von Friedensboten in die sieben Sonderbundskantone noch einen Versöhnungsversuch zu machen, dessen Scheitern jedoch die sonderbündischen Tagsatzungsgesandten ebenso trotzig als richtig voraussagten. Da aber zur selben Zeit der Waffenlärm aus dem Sonderbundslager immer herausfordernder herüberscholl, so war es dringend geboten, daß auch die Bundestreuen sich vorsahen. Am 21. Oktober wählte die Tagsatzung den Genfer Dufour, einen konservativen Mann und in der napoleonischen Schule gebildeten Offizier, zum Bundesgeneral und drei Tage später rief sie vorläufig 50,000 Mann zum eidgenössischen Dienst auf. Wiederum vier Tage nachher trat auf Betreiben der stadtbaselischen Gesandtschaft eine letzte Vermittelungskonferenz zusammen, in welcher die Bundestreuen mit Stimmenmehrheit bis zur äußersten Gränze der Nachgiebigkeit gingen, indem sie vorschlugen, die Jesuitenfrage einem schiedsrichterlichen Entscheide des Papstes anheimzugeben, — eine echtliberale Schwachmattigkeit! „Ja", sagten die Sonderbündler, „aber unter der Bedingung, daß

auch die aargauer Klosterfrage der Entscheidung des Papstes unterstellt wird". Das war selbst den frommen, friedelechzenden Stadtbaselern zu dick, zu „urchig"- und uristierig-ultramontan. Man trennte sich unverrichteter Dinge.

Am folgenden Tage, am 29. Oktober, that man dies so zu sagen in Gala, nämlich in offener Tagsatzung, versammelt im „äußeren Standesrathhaus" in der Zeughausstraße zu Bern.

Die Sonderbündler traten da mit dem Gesammtantrag hervor, sie wollten ihren Bund auflösen, falls ihnen zuvor garantirt würde das Fallenlassen der Jesuitenfrage, die Wiederherstellung der aargauer Klöster und die Beibehaltung der Grundprinzipien des fünfzehner Bundes. Für diesen Antrag gewannen sie außer ihren sieben eigenen nur die Stimme des amphibischen Kantons Neuenburg, welcher dazumal noch weder Fleisch noch Fisch gewesen ist, weil Mitglied einer Föderativrepublik und zugleich ein Fürstenthum des Hauses Hohenzollern, eines der vielen verzwickten und verzwackten Machwerke des wiener Kongresses, die unmöglich dauern konnten. Die Mehrheit blieb fest und verwarf auch den Zusatzantrag Luzerns, das Aufgebot eidgenössischer Truppen zurückzunehmen, worauf der Sonderbund ebenfalls entwaffnen würde. Das ganze Ergebniß der Sitzung war so sehr von den Sonderbündlern vorausgesehen worden, daß in ihrem Namen der erste Gesandte Luzerns sofort eine Erklärung bereit hatte, des Inhalts, daß die sieben Kantone „vor dem beschlossenen Bürgerkriege weichen", d. h. die Tagsatzung verlassen und „das Schwert zu gerechtem Widerstande ergreifen würden". Selbstverständlich mußte, wie das bei solchen Gelegenheiten üblich, auch noch der Herrgott behelligt werden, indem der Luzerner mit hinlänglichem Pathos schloß: „Nun es dahin gekommen, mag zwischen uns und euch Gott der Allmächtige richten, dem wir die Sache anheimstellen und auf den die sieben Stände ihr festes Vertrauen setzen". Wogegen der Gesandte von Solothurn, ein milder und maßvoller Mann: „Laßt

Gott aus dem Spiele! Es ist unangemessen, seinen Namen anzurufen für eine Sache, die nicht von göttlicher, sondern von teuflischer Art ist." Darauf Luzern: „Herr Präsident, ich verlange den Ordnungsruf gegen Solothurn." Aber der Bundespräsident: „Ich verweigere denselben als ungerechtfertigt."

Die Gesandten der sonderbündischen Kantone erhoben sich und verließen, den luzernischen an ihrer Spitze, den Sal. Noch an demselben Tage wurde von Bern aus in die Kloaka Maxima der Don-Quixoterie in Paris, in das Journal des Debats, das „holzgräfliche" Lügenmärchen gespritzt, das ergreifende Schauspiel des Aufbruchs der Sonderbündler aus der Tagsatzung sei von der liberalen Mehrheit mittels Spottes und Hohns entwürdigt und entweiht worden. Auf Seite der Weggehenden sei Ueberzeugung, Einfachheit, Würde, edles, tiefes, schmerzliches Gefühl gewesen; auf Seite der Dableibenden erkünstelte Gleichgültigkeit, Leichtsinn und Muthwille. Die Wahrheit ist aber, daß auf dem Gesichte des luzernischen Sprechers, als er, die sonderbündischen Gesandten hinter sich, den Sal verließ, die Zornröthe flackerte, daß der Gesandte von Stadtbasel laut weinte, daß die liberale Mehrheit ein würdiges Schweigen beobachtete, daß, als die Sonderbündler aus dem Hause traten und ihre bereitstehenden Reisewagen bestiegen, die Tagsatzungswache ihnen zu Ehren ins Gewehr gerufen und die Trommel gerührt wurde, sowie endlich, daß die versammelte Volksmenge die Scheidenden ohne Gruß und Dank, aber auch ohne irgendwelche kränkende Bezeigung abfahren ließ.

So war der parlamentarische Entscheidungswurf gethan und die Würfel der schweizerischen Geschicke hatten hinfort auf dem Schlachtfelde zu rollen. Glücklicher Weise sollte das Schlachtfeld kein sehr blutiges sein. Für möglichstes Maßhalten auf Seiten der Tagsatzungsmehrheit bürgte schon der Charakter der drei Männer, welche sommerlang diese Mehrheit geleitet hatten:

Furrer aus Zürich, Munzinger aus Solothurn und Kern aus dem Thurgau. Das angehobene Werk sollte durchgeführt und mit einer neuen, vernunft- und zeitgemäßen Bundesverfassung gekrönt, aber der zu diesem Zwecke unumgänglich gewordene Bürgerkrieg sollte, soweit es eine Menschenmöglichkeit, seiner Schrecken entkleidet werden. Eine starke Garantie hiefür bot auch die Sinnesweise des Bundesgenerals Dufour, welcher von vornherein nicht allein nach dem kriegswissenschaftlichen Grundsatze: „Vorsicht ist die Mutter der Tapferkeit!“ sondern auch nach den Grundsätzen der Vaterlandsliebe und Humanität verfuhr, als er darauf bestand und dafür sorgte, daß dem Sonderbund eine starke eidgenössische Uebermacht gegenübergestellt und damit die Möglichkeit gegeben würde, dem ganzen Unwesen ein rasches und wenig blutiges Ende zu bereiten. Der General gehörte, wie schon erwähnt worden, der konservativen Partei an; auch die unter ihm befehligenden eidgenössischen Obersten Ziegler, Donats, Burckhardt, Bontemps und Bourgeois zählten entschieden zu derselben Partei und schon dieser Umstand hätte der europäischen Diplomatie, so sie hätte sehen wollen, zeigen können, daß die Ausführung der Tagsatzungsbeschlüsse gegen den Sonderbund keineswegs nur eine „Intrike des Radikalismus“, sondern vielmehr eine sittliche und politische Nothwendigkeit war, wobei es um Sein oder Nichtsein der Schweiz sich handelte. Das begriff die überwiegende Mehrzahl der Konservativen in den Mehrheitskantonen und richtete ihr Gebaren darnach ein. Auf der gegenüberstehenden Seite ist es ein Kuriosum gewesen, daß der Sonderbundsgeneral ein Protestant war, und eine Thatsache, daß es dem Diktator des Sonderbundes, dem Kriegsrathspräsidenten Siegwart-Müller und seinen geistlichen und weltlichen Haupthelfershelfern doch nur sehr sporadisch gelang, das Volk der Sonderbundskantone so in Verblendung und Wuth hineinzuhetzen, daß von einem „Krieg bis auf's Messer“ hätte die Rede sein können. An manchen Orten ließen es die „Diener der Religion

der Liebe" an der Anwendung der äußersten Reizmittel freilich nicht fehlen, thaten aber hiebei nicht selten den bekannten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. So z. B. wenn sie den guten freiburger Bauern des bestimmtesten versprachen, die berner Ketzer würden, sowie sie den freiburgischen Boden beträten, auf drei Tage mit Blindheit geschlagen werden; oder, falls die Stadt Freiburg von den eidgenössischen Truppen angegriffen werden sollte, würde die allerheiligste Jungfrau Maria auf einer blitz- und donnerträchtigen Wolke zum Schutze der Stadt herbeieilen. Außerhalb der Schweiz machten die Sonderbundsfreunde eifrig in komischer Zeitungsmakulatur, indem sie sich über die sonderbündische Widerstandsfähigkeit und Widerstandslust, vornehmlich in den Urkantonen, Wunderlichstes einbildeten. So schrieb z. B. unterm 11. November ein bekannter Jesuit aus Paris in die Allgemeine Zeitung: „Gesetzt, Luzern würde eingenommen, so erfolgt nun erst der wahre Kampf. In den Rachen des Löwen (d. h. in die Waldstätte) wird man sich nicht hineinwagen." Vierzehn Tage darauf hatte man sich aber, wie Jedermann weiß, mitten in diesen fürchterlichen Rachen hineingewagt und der Löwe führte sich ganz manierlich auf, gerade so manierlich, wie das von dem schwyzer Junker Schorno im Tagsatzungssale zu Bern geschwungene „Schwert von Morgarten" oder wie die von einem anderen schwyzer Junker, Abyberg, am 26. September auf der Landsgemeinde bei Rothenthurm zur Zeugin seiner zu verrichtenden Heldenthaten angerufene „Sonne von Morgarten". Bekanntlich sind diese abybergischen Heldenthaten davonlaufender Art gewesen. Hasen mit acht Füßen sollten es billig unterlassen, wie Löwen brüllen zu wollen. Dergleichen Flunkereien waren auch gar nicht nach dem Sinne der einfachen Bevölkerungen der Urkantone, wo, wie das ja unter ähnlichen Verhältnissen allzeit und überall geschieht, eine fanatisirte Minderheit die verständigere und darum besorgnißvolle Mehrheit terrorisirte. Wäre dem nicht so gewesen, so würde der Sonderbund einen thatsäch-

lichen Widerstand gegen die Eidgenossenschaft überhaupt nicht versucht haben*).

Am 4. November befahl die Tagsatzung dem Bundesgeneral, ihre Beschlüsse vom 20. Juli gegen den rebellischen Sonderbund in Vollzug zu setzen, und Dufour ging an's Werk. Er hatte unter seinem Befehl sieben Divisionen Fußvolk, drei Artillerie- und drei Reitercibrigaden, im Ganzen 98,861 Mann, wogegen der Sonderbund aufgebracht hatte 84,940 Mann, aber mit Einrechnung von nicht weniger als 47,531 Mann Landsturm. Das sonderbündische Heer war dem eidgenössischen in keiner Weise gewachsen, weder an Zahl, noch auch in Betreff der Führung, des Truppenmaterials, der Organisation und der Ausrüstung. Der französische Gesandte, in seiner zärtlichen Besorgniß für den Sonderbund, sandte deßhalb Depesche auf Depesche nach Paris, um die Intervention zu beschleunigen, und Guizot seinerseits trieb in Wien zu eilfertigem Handeln, ohne jedoch seinen Zweck erreichen zu können**). Palmerston hinwiederum ließ durch seinen Gesandten in Bern der sonderbundsfreundlichen Diplomatie möglichst viele Knüppel zwischen die Beine werfen und Sir Robert Peel stand nicht an, mehr oder weniger laut merken zu

*) Ich spreche aus eigener Anschauung, indem ich, von Jugend auf mit den Zuständen der Schweiz bekannt, im Sommer von 1847 die Urkantone bereis'te und namentlich während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts auf dem Rigi mit den verschiedenartigsten Persönlichkeiten aus den Waldstätten und aus Luzern verkehrte. Sehr lebhaft erinnere ich mich auch, daß ein luzerner Offizier (S.), welcher zum Adjutantendienst beim Sonderbundsgeneral aus dem neapolitanischen Dienste heimberufen war, eines wunderschönen Morgens auf dem „Känzeli" uns auseinandersetzte, daß und warum die Entscheidung des schon mit Bestimmtheit erwarteten Krieges höchst wahrscheinlich unfern von Luzern im Reußthale stattfinden würde, wie dann auch geschehen ist.

**) Depesche Effingers vom 13. November: „Eine neue Anregung zur Intervention geht von Paris aus. Es kommt aber zu keiner Verständigung." S. B. A.

lassen, das Gescheidteste sei, die Niederwerfung des Sonderbundes zu einer „vollendeten Thatsache" zu machen, bevor der Prophet in Wien und der Professor in Paris zu einem festen Entschlusse kämen. Es ging und geht auch die Sage, und zwar die ausnahmsweise sehr historische Sage, der englische Gesandtschaftskaplan Temperley sei — natürlich nur zu seinem Privatvergnügen — von Bern ins Hauptquartier Dufours gegangen und habe dort — ganz auf eigene Hand, versteht sich — das nachdrucksame Diktum von sich gegeben: „Macht schnell (dépêchez-vous)!"

Und, in Wahrheit, sie machten schnell, obzwar nicht überstürzerisch, sondern vorsichtig, weil, wie schon erwähnt, Vorsicht die Mutter der Tapferkeit ist. Während das Interventions-Pourparler weiter zwischen Wien und Paris hin- und herging, während die „Kabinette eifrig damit beschäftigt waren, über die Grundlagen des Manifestes sich zu verständigen, welches sie an die Eidgenossenschaft zu richten beabsichtigten"*), wurde das Werk gethan und so gethan, daß jeder Vorwand für eine auswärtige Einmischung wegfiel. Denn die Nachbarstaaten der Schweiz wurden in keiner Weise geschädigt, belästigt oder auch nur verunbequemt und es steht fest, daß niemals ein Bürgerkrieg so rasch, säuberlich und manierlich geführt und beendigt worden ist wie der schweizerische Sonderbundskrieg von 1847.

Die Feindseligkeiten wurden von den [illegible] angehoben und zwar schon am 3. November [illegible] der Gotthardspaßhöhe auf [illegible] Gebiet [illegible] während der Bundesgeneral mit dem Haupt[illegible] der [illegible]sischen Armee gegen Freiburg sich wandte, die [illegible] sonderbündischen Angriffsstöße von Luzern [illegible] Freiamt. Am 14. November ergab sich [illegible] versprochenen und zuversichtlich erwarteten [illegible]

*) Depesche Effingers vom 21. November. S. B. A.

tigen Jungfrau-Maria-Rettungswolke nichts zu sehen war, ohne Schwertschlag an die Eidgenossen. Sofort lenkte Dufour sein Heer gegen die innere Schweiz und schon am 21. November sprang ein zweiter Ring aus der Sonderbundskette, indem Zug kapitulirte. Zwei Tage darauf, am 23., erfolgte in der Reußthalniederung bei Gislikon und auf den Abhängen des Rothenbergs, wo die Hauptstreitmacht des Sonderbundes Stellung genommen, um Luzern zu decken, der Hauptschlag. Dieses Treffen bei Gislikon und am Rothenberg war der ernsthafteste Zusammenstoß der beiden Heere während des ganzen Feldzugs und es wurde an diesem Tage viel verschwendet, glücklicherweise aber viel weniger Blut als Pulver, indem mehr als 1000 Geschütz- und mehr als 200,000 Gewehrpatronen verknallt worden sind, die Eidgenossen aber ihren Sieg nur mit 19 Todten und 76 Verwundeten zu bezahlen hatten. Der ganze Krieg hat auf eidgenössischer Seite gekostet 74 Todte und 377 Verwundete, auf sonderbündischer 50 Todte und 175 Verwundete (oder gar nur 24 Todte und 116 Verwundete); immer noch genug und übergenug, aber doch verhältnißmäßig eine geringe Anzahl von Opfern. Und das war und ist in den Augen von denkenden Menschen das schönste Verdienst des Bundesgenerals, ein nicht nur humanes, sondern auch ein politisches Verdienst. Denn indem Dufours strategische Geschicklichkeit den Sieg der eidgenössischen Waffen zu einem verhältnißmäßig so unblutigen zu machen verstand, hat er zur nachmaligen Versöhnung, Befriedung und Befreundung der Gemüther auf beiden Seiten ein Großes beigetragen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. November fuhr der Diktator des Sonderbundes sammt den sonderbündischen Kriegsraths- und luzerner Regierungsherren, kurz mit der ganzen Jesuitenblase, die sonderbündische Kriegskasse, sowie den kostbaren „Landsknecht“ nicht zu vergessen, von Luzern weg und fliehend den Vierwaldstättersee hinauf gen Uri, von wo die Flucht rasch weiter ging. Als der geschlagene Sonderbundsgeneral von

Gislikon nach Luzern zurückkehrte und keine Regierung, keinen der Horribilikribrifaxe und Daradiridatumdaridesse mehr vorfand, welche wenige Tage zuvor noch feierlich erklärt hatten, „unter keinen Umständen zu weichen und unter sich und mit dem Volke zusammenzuhalten, möge kommen, was immer wolle“, da that er einen Soldatenfluch und rief aus: „Niemals hätte ich mich dazu hergegeben, das Kommando zu übernehmen, so ich gewußt, daß ich es mit solchen Hundsföttern zu thun haben würde“. Was noch von luzerner Truppen in der Stadt und ihrer Umgebung stand, lief auseinander, die Urkantönler zogen in ihre Heimatkantone ab, die Luzerner pflanzten die eidgenössische Fahne auf die Thürme ihrer Stadt und um 11 Uhr Vormittags am 24. November zogen die Eidgenossen triumphirend in dieselbe ein. Am folgenden Tage kapitulirte Unterwalden, am 26. Schwyz, am 27. Uri, am 29. auch Wallis. Das Sonderbundsskandal war aus und vorbei*).

*) Dieses Kapitel ist niedergeschrieben worden, bevor der 8. Band der guizot'schen „Mémoires“ erschien. Derselbe enthält einen langen Abschnitt „La Suisse et le Sonderbund“, worin der Verfasser das Verhalten des französischen Kabinetts gegen die Schweiz zur Sonderbundszeit zu rechtfertigen sucht. Das gelingt ihm aber sehr schlecht und das von ihm beigebrachte diplomatische Material kann mich zu keiner Aenderung an meiner Auffassung und Darstellung bestimmen. Herr Guizot gibt mit süßsaurer Miene zu, daß Lord Palmerston in der Sonderbundssache die festländische Diplomatie am Narrenseil herumgeführt habe. Noch mehr, er thut — zu seiner Ehre sei es gesagt — halbwegs Buße für die arge Dummheit, welche er und Louis Philipp mit ihrer Parteinahme für den Jesuitismus und den Sonderbund begangen haben. Einestheils will er sich freilich von dieser Sünde weißbrennen, indem er behauptet, daß er sich nur bedingungsweise zu einer Intervention herbeigelassen haben würde — („nous étions bien décidés, d'une part, à n'intervenir en Suisse que si une longue, oppressive et douloureuse anarchie en faisait généralement sentir la nécessité; d'autre part, à ne pas souffrir qu'aucune autre puissance y intervint sans y prendre nous-mêmes une forte et sûre position“, p. 514) — anderntheils halst er die ganze Dummheit dem Gesandten Bois-le-Comte auf (p. 516). Der

Es galt jetzt, den Sieg zu benützen, wobei der Liberalismus den Vorwurf auf sich gezogen und theilweise auch verdient hat, daß ihm seine Natur, d. h. seine Halbheit, hinderlich gewesen sei, diese Arbeit gründlich zu thun. Namentlich behaupteten Prinzipmänner, man hätte die unwiederbringlich schöne Gelegenheit, im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft mit den ewigen Hemmsteinen alles Vorschritts, mit den Klöstern, ein radikales Ende zu machen, benützen sollen und müssen. Auch abgesehen jedoch davon, daß niemand, auch der Liberalismus nicht, aus seiner Haut herauskann, konnten die Liberalen mit gutem Grund sagen, maßhaltende, ja sogar ängstliche Rücksichtnahme sei ihnen schon dadurch auferlegt worden, daß sie ihren Sieg der Beihilfe aller besseren Elemente der konservativen Partei mitverdankten. So wurden denn, neben anderem mittelalterlichem Unrath, die Klöster, wo sie noch bestanden, konservirt und so blieben auch die zum Theil höchst natur- und zweckwidrigen territorialen Verhältnisse der sämmtlichen Kantone unverändert. Die den Sonderbundsständen mit vollem Recht überbundenen Kriegskosten wurden denselben später großmüthig erlassen.

Das gemäßigte und schonungsvolle Gebaren des Liberalismus nach errungenem Siege ermöglichte es auch, daß in den sonderbündischen Kantonen das liberale Element mehr oder weniger zur Geltung gelangte; bleibend freilich nur in Luzern. Dieser Umstand mußte natürlich die Sieger ermuthigen, die große Frage der Bundesreform sofort wieder zur Hand zu nehmen, um wenigstens als edelste Frucht ihrer so eben bestandenen An-

---

„Holzgraf" nämlich, welcher im höchsten Grade für die Jesuiten und Sonderbündler eingenommen gewesen sei, habe ihn durch seine Berichte über die schweizerischen Zustände, über die moralischen und materiellen Mittel und Kräfte der Jesuitenpartei gänzlich irregeführt: „Ses appréciations et ses prévisions nous jetèrent dans la même erreur. Notre politique reposait sur la double idée qu'en droit la cause du Sonderbund était bonne et qu'en fait sa résistance serait forte et longue." p. 517.

strengungen eine neue Bundesverfassung zu gewinnen. Hiezu aber machte nun die festländische Diplomatie die scheelsten Augen, welche sie aufzuwenden hatte, und fuhr fort, sich — lächerlich zu machen. Denn anders kann man es doch fürwahr nicht nennen, wenn am 7. Dezember, nachdem die ganze Sonderbundsblase mit Mißduft schon zwei Wochen zuvor geplatzt war, Oestreich und Frankreich den Vorort mit gleichlautenden Noten behelligten, in welchen gefordert wurde, die Jesuitenfrage sollte dem Papst anheimgegeben, die Feindseligkeiten eingestellt und eine Bundesrevision nicht ohne Zustimmung sämmtlicher Kantone versucht werden. Die Tagsatzung schickte die übelberathenen und zudringlichen Rathgeber mit langen Nasen heim, worüber Don Guizot in Paris so wüthend war, als ihm seine Steifleinenheit nur immer gestattete*). Es wurde freilich auf Metternichs abermaliges Drängen hin zwischen östreichischen, französischen und preußischen Bevollmächtigten zu Paris in Sachen der Schweiz weiter gemunkelt und gemanscht, das diplomatische Protokollgekritzel und Notengefasel hörte nicht auf; aber es kam dabei nichts heraus als eben Protokolle und Noten, d. h. Makulatur. Das machte, die Eidgenossenschaft hatte sich durch die rasche und glückliche Niederwerfung des Sonderbunds in solchen Respekt gesetzt, daß sich die Herren Metternich in Wien, Guizot in Paris und Canitz in Berlin zwei- und dreimal besannen, bevor sie schlüssig wurden, Gewaltsamkeiten gegen die Schweiz in Anwendung zu bringen. Dies hinderte freilich nicht, daß namentlich der letzt-

*) Depesche Delley's vom 15. Dezember 1847 aus Paris, worin der genannte schweizerische Gesandtschaftssekretär (der Geschäftsträger Tschann war am 28. November gestorben) meldete, daß er die Antwortsnote des Vororts durch den Gesandten der Hansestädte Herrn Guizot habe zustellen lassen. Der Hanseat habe ihm (Delley) berichtet, daß der französische Minister sich auf dem Absatz herumgedreht und ihn barsch angefahren habe („qu'il s'est brusquement retourné et lui a répondu d'un ton qui ne lui permettait pas de réplique"). S. B. A.

genannte Herr Minister die abenteuerlichsten Fabeln über die „irreligiösen“ und „kommunistischen“ — (risum teneatis, amici!) — Grundsätze der Schweizer in die Welt ausgehen ließ und den deutschen Regierungen mit den Gefahren, welche für sie aus der Umwandelung des schweizerischen Staatenbundes in einen Bundesstaat erwachsen müßten, bange zu machen suchte*).

Im Januar 1848 trat die Tagsatzung wieder zusammen, von sämmtlichen Gliedern der Eidgenossenschaft beschickt. Robert Steiger, ein vielgenanntes Opfer sonderbündischem Terrorismus, jetzt erster Gesandter Luzerns, zog die Summe der Ereignisse vom November und Dezember des vergangenen Jahres mit den Worten: „Wie Spreu vor dem Winde stob der Sonderbund vor der eidgenössischen Fahne auseinander und vereitelt wurden alle auf Anarchie im Innern und Unterstützung von außen gestellten

*) Depesche Effingers vom 20. Dezember: „Die überraschende Schleunigkeit, mit der die eidgenössische Armee organisirt und innerhalb 14 Tagen zu der Zahl von 94,000 vollständig ausgerüsteter Streiter gebracht wurde, während ihr gegenüber ebenfalls nahe an 40,000 Mann unter den Waffen standen; ferner der Umstand, daß dieß ohne Magazine und ohne Anleihen geschah, die Vorzüglichkeit der Spezialwaffen, namentlich einer Artillerie von mehr als 200 Feuerschlünden, die Tüchtigkeit der Leiter haben das Erstaunen von Europa erregt und die Achtung für die der Schweiz inwohnende militärische Kraft außerordentlich gesteigert. Doch hat eben diese unerwartete Krafteutwicklung die Besorgniß hervorgerufen, daß bei bedeutend vermehrter Centralität die Eidgenossenschaft zu dem Versuch verleitet werden könnte, ihre demokratischen Institutionen auf fremden Boden zu verpflanzen. Diese Befürchtung erklärt hinlänglich den Inhalt der Circularnote, welche der General von Canitz, preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in den ersten Tagen dieses Monats an die deutschen Bundesregierungen richtete und worin er behauptet, die Umwandlung der Schweiz aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat sei für Deutschland gefährlich, weil sie einer Centralregierung vermehrte Mittel biete, die in der Schweiz vorhandenen irreligiösen und kommunistischen Grundsätze auch in den Nachbarländern zur Geltung zu bringen.“ S. B. A.

Berechnungen desselben." Der entschieden kundgegebene Wille der Tagsatzung, die Bundesreform zu bewerkstelligen, setzte die gemeinsame östreichisch-preußisch-französische Notenfabrik abermals in Gang, so daß sie am 22. Januar eine Kollektivnote, worin gegen die Bundesrevision Einspruch gethan ward, zu Tage förderte. Die Tagsatzung wies diesen Einspruch mittels einer von Jonas Furrer vortrefflich redigirten Antwort sehr bestimmt zurück und wies die von ihr bestellte Revisionskommission an, ihre Thätigkeit zu beginnen. Noch bevor aber die schweizerische Antwort an ihre Adresse gelangte, hatten die Herren Guizot, Kolloredo und Radowitz in Paris einen französisch-östreichisch-preußischen Vertrag vereinbart, welcher die Einzelnheiten der jetzt alles Ernstes beabsichtigten thatsächlichen Einmischung in die Angelegenheiten der Schweiz feststellte und am 15. März ratifizirt werden sollte.

Am 15. März von 1848! An diesem Tage war Guizot ein Flüchtling auf fremdem Boden, als Frauenzimmer verkleidet aus Paris entflohen; an diesem Tage war Metternich ein Flüchtling, nachdem er nothvoll aus Wien entkommen, mit anderer schmutziger Wäsche, wie der Volkswitz meinte, in einen kaiserlichen Wäschewagen verpackt; an diesem Tage schickten die Berliner sich an, Barrikaden zu bauen gegen das Königthum von Gottes Gnaden. So endete die Interventionsposse und bewährte sich auf's Neue das alte Schweizerglück.

Furrer aus Zürich, Munzinger aus Solothurn und Kern aus dem Thurgau. Das angehobene Werk sollte durchgeführt und mit einer neuen, vernunft- und zeitgemäßen Bundesverfassung gekrönt, aber der zu diesem Zwecke unumgänglich gewordene Bürgerkrieg sollte, soweit es eine Menschenmöglichkeit, seiner Schrecken entkleidet werden. Eine starke Garantie hiefür bot auch die Sinnesweise des Bundesgenerals Dufour, welcher von vornherein nicht allein nach dem kriegswissenschaftlichen Grundsatze: „Vorsicht ist die Mutter der Tapferkeit!“ sondern auch nach den Grundsätzen der Vaterlandsliebe und Humanität verfuhr, als er darauf bestand und dafür sorgte, daß dem Sonderbund eine starke eidgenössische Uebermacht gegenübergestellt und damit die Möglichkeit gegeben würde, dem ganzen Unwesen ein rasches und wenig blutiges Ende zu bereiten. Der General gehörte, wie schon erwähnt worden, der konservativen Partei an; auch die unter ihm befehligenden eidgenössischen Obersten Ziegler, Donats, Burckhardt, Bontemps und Bourgeois zählten entschieden zu derselben Partei und schon dieser Umstand hätte der europäischen Diplomatie, so sie hätte sehen *wollen*, zeigen können, daß die Ausführung der Tagsatzungsbeschlüsse gegen den Sonderbund keineswegs nur eine „Intrike des Radikalismus“, sondern vielmehr eine sittliche und politische Nothwendigkeit war, wobei es um Sein oder Nichtsein der Schweiz sich handelte. Das begriff die überwiegende Mehrzahl der Konservativen in den Mehrheitskantonen und richtete ihr Gebaren darnach ein. Auf der gegenüberstehenden Seite ist es ein Kuriosum gewesen, daß der Sonderbundsgeneral ein Protestant war, und eine Thatsache, daß es dem Diktator des Sonderbundes, dem Kriegsrathspräsidenten Siegwart-Müller und seinen geistlichen und weltlichen Haupthelfershelfern doch nur sehr sporadisch gelang, das Volk der Sonderbundskantone so in Verblendung und Wuth hineinzuhetzen, daß von einem „Krieg bis auf's Messer“ hätte die Rede sein können. An manchen Orten ließen es die „Diener der Religion

der Liebe" an der Anwendung der äußersten Reizmittel freilich nicht fehlen, thaten aber hiebei nicht selten den bekannten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. So z. B. wenn sie den guten freiburger Bauern des bestimmtesten versprachen, die berner Ketzer würden, sowie sie den freiburgischen Boden beträten, auf drei Tage mit Blindheit geschlagen werden; oder, falls die Stadt Freiburg von den eidgenössischen Truppen angegriffen werden sollte, würde die allerheiligste Jungfrau Maria auf einer blitz- und donnerträchtigen Wolke zum Schutze der Stadt herbeieilen. Außerhalb der Schweiz machten die Sonderbundsfreunde eifrig in komischer Zeitungsmakulatur, indem sie sich über die sonderbündische Widerstandsfähigkeit und Widerstandslust, vornehmlich in den Urkantonen, Wunderlichstes einbildeten. So schrieb z. B. unterm 11. November ein bekannter Jesuit aus Paris in die Allgemeine Zeitung: „Gesetzt, Luzern würde eingenommen, so erfolgt nun erst der wahre Kampf. In den Rachen des Löwen (d. h. in die Waldstätte) wird man sich nicht hineinwagen." Vierzehn Tage darauf hatte man sich aber, wie Jedermann weiß, mitten in diesen fürchterlichen Rachen hineingewagt und der Löwe führte sich ganz manierlich auf, gerade so manierlich, wie das von dem schwyzer Junker Schorno im Tagsatzungssale zu Bern geschwungene „Schwert von Morgarten" oder wie die von einem anderen schwyzer Junker, Abyberg, am 26. September auf der Landsgemeinde bei Rothenthurm zur Zeugin seiner zu verrichtenden Heldenthaten angerufene „Sonne von Morgarten". Bekanntlich sind diese abybergischen Heldenthaten davonlaufender Art gewesen. Hasen mit acht Füßen sollten es billig unterlassen, wie Löwen brüllen zu wollen. Dergleichen Flunkereien waren auch gar nicht nach dem Sinne der einfachen Bevölkerungen der Urkantone, wo, wie das ja unter ähnlichen Verhältnissen allzeit und überall geschieht, eine fanatisirte Minderheit die verständigere und darum besorgnißvolle Mehrheit terrorisirte. Wäre dem nicht so gewesen, so würde der Sonderbund einen thatsäch-

lichen Widerstand gegen die Eidgenossenschaft überhaupt nicht versucht haben*).

Am 4. November befahl die Tagsatzung dem Bundesgeneral, ihre Beschlüsse vom 20. Juli gegen den rebellischen Sonderbund in Vollzug zu setzen, und Dufour ging an's Werk. Er hatte unter seinem Befehl sieben Divisionen Fußvolk, drei Artillerie- und drei Reitereibrigaden, im Ganzen 98,861 Mann, wogegen der Sonderbund aufgebracht hatte 84,940 Mann, aber mit Einrechnung von nicht weniger als 47,531 Mann Landsturm. Das sonderbündische Heer war dem eidgenössischen in keiner Weise gewachsen, weder an Zahl, noch auch in Betreff der Führung, des Truppenmaterials, der Organisation und der Ausrüstung. Der französische Gesandte, in seiner zärtlichen Besorgniß für den Sonderbund, sandte deßhalb Depesche auf Depesche nach Paris, um die Intervention zu beschleunigen, und Guizot seinerseits trieb in Wien zu eilfertigem Handeln, ohne jedoch seinen Zweck erreichen zu können**). Palmerston hinwiederum ließ durch seinen Gesandten in Bern der sonderbundsfreundlichen Diplomatie möglichst viele Knüppel zwischen die Beine werfen und Sir Robert Peel stand nicht an, mehr oder weniger laut merken zu

---

*) Ich spreche aus eigener Anschauung, indem ich, von Jugend auf mit den Zuständen der Schweiz bekannt, im Sommer von 1847 die Urkantone bereiste und namentlich während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts auf dem Rigi mit den verschiedenartigsten Persönlichkeiten aus den Waldstätten und aus Luzern verkehrte. Sehr lebhaft erinnere ich mich auch, daß ein luzerner Offizier (S.), welcher zum Adjutantendienst beim Sonderbundsgeneral aus dem neapolitanischen Dienste heimberufen war, eines wunderschönen Morgens auf dem „Känzeli" uns auseinandersetzte, daß und warum die Entscheidung des schon mit Bestimmtheit erwarteten Krieges höchst wahrscheinlich unfern von Luzern im Reußthale stattfinden würde, wie dann auch geschehen ist.

**) Depesche Effingers vom 13. November: „Eine neue Anregung zur Intervention geht von Paris aus. Es kommt aber zu keiner Verständigung." S. B. A.

lassen, das Gescheidteste sei, die Niederwerfung des Sonderbundes zu einer „vollendeten Thatsache" zu machen, bevor der Prophet in Wien und der Professor in Paris zu einem festen Entschlusse kämen. Es ging und geht auch die Sage, und zwar die ausnahmsweise sehr historische Sage, der englische Gesandtschaftskaplan Temperley sei — natürlich nur zu seinem Privatvergnügen — von Bern ins Hauptquartier Dufours gegangen und habe dort — ganz auf eigene Hand, versteht sich — das nachdrucksame Diktum von sich gegeben: „Macht schnell (dépêchez-vous)!"

Und, in Wahrheit, sie machten schnell, obzwar nicht überstürzerisch, sondern vorsichtig, weil, wie schon erwähnt, Vorsicht die Mutter der Tapferkeit ist. Während das Interventions-Pourparler weiter zwischen Wien und Paris hin- und herging, während die „Kabinette eifrig damit beschäftigt waren, über die Grundlagen des Manifestes sich zu verständigen, welches sie an die Eidgenossenschaft zu richten beabsichtigten"*), wurde das Werk gethan und so gethan, daß jeder Vorwand für eine auswärtige Einmischung wegfiel. Denn die Nachbarstaaten der Schweiz wurden in keiner Weise geschädigt, belästigt oder auch nur verunbequemt und es steht fest, daß niemals ein Bürgerkrieg so rasch, säuberlich und manierlich geführt und beendigt worden ist wie der schweizerische Sonderbundskrieg von 1847.

Die Feindseligkeiten wurden von den Sonderbündlern angehoben und zwar schon am 3. November durch Besetzung der Gotthardspaßhöhe auf tessinischem Gebiet. Es folgten dann, während der Bundesgeneral mit dem Hauptharst der eidgenössischen Armee gegen Freiburg sich wandte, die resultatlosen sonderbündischen Angriffsstöße von Luzern aus gegen das aargauer Freiamt. Am 14. November ergab sich Freiburg, da von der versprochenen und zuversichtlich erwarteten blitz- und donnerträch-

*) Depesche Effingers vom 21. November. S. B. A.

tigen Jungfrau-Maria-Rettungswolke nichts zu sehen war, ohne Schwertschlag an die Eidgenossen. Sofort lenkte Dufour sein Heer gegen die innere Schweiz und schon am 21. November sprang ein zweiter Ring aus der Sonderbundskette, indem Zug kapitulirte. Zwei Tage darauf, am 23., erfolgte in der Reußthalniederung bei Gislikon und auf den Abhängen des Rothenbergs, wo die Hauptstreitmacht des Sonderbundes Stellung genommen, um Luzern zu decken, der Hauptschlag. Dieses Treffen bei Gislikon und am Rothenberg war der ernsthafteste Zusammenstoß der beiden Heere während des ganzen Feldzugs und es wurde an diesem Tage viel verschwendet, glücklicherweise aber viel weniger Blut als Pulver, indem mehr als 1000 Geschütz- und mehr als 200,000 Gewehrpatronen verknallt worden sind, die Eidgenossen aber ihren Sieg nur mit 19 Todten und 76 Verwundeten zu bezahlen hatten. Der ganze Krieg hat auf eidgenössischer Seite gekostet 74 Todte und 377 Verwundete, auf sonderbündischer 50 Todte und 175 Verwundete (oder gar nur 24 Todte und 116 Verwundete); immer noch genug und übergenug, aber doch verhältnißmäßig eine geringe Anzahl von Opfern. Und das war und ist in den Augen von denkenden Menschen das schönste Verdienst des Bundesgenerals, ein nicht nur humanes, sondern auch ein politisches Verdienst. Denn indem Dufours strategische Geschicklichkeit den Sieg der eidgenössischen Waffen zu einem verhältnißmäßig so unblutigen zu machen verstand, hat er zur nachmaligen Versöhnung, Befriedung und Befreundung der Gemüther auf beiden Seiten ein Großes beigetragen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. November fuhr der Diktator des Sonderbundes sammt den sonderbündischen Kriegsraths- und luzerner Regierungsherren, kurz mit der ganzen Jesuitenblase, die sonderbündische Kriegskasse, sowie den kostbaren „Landsknecht" nicht zu vergessen, von Luzern weg und fliehend den Vierwaldstättersee hinauf gen Uri, von wo die Flucht rasch weiter ging. Als der geschlagene Sonderbundsgeneral von

Gislikon nach Luzern zurückkehrte und keine Regierung, keinen der Horribilikribrisaxe und Daradiridatumdaridesse mehr vorfand, welche wenige Tage zuvor noch feierlich erklärt hatten, „unter keinen Umständen zu weichen und unter sich und mit dem Volke zusammenzuhalten, möge kommen, was immer wolle“, da that er einen Soldatenfluch und rief aus: „Niemals hätte ich mich dazu hergegeben, das Kommando zu übernehmen, so ich gewußt, daß ich es mit solchen Hundsföttern zu thun haben würde“. Was noch von luzerner Truppen in der Stadt und ihrer Umgebung stand, lief auseinander, die Urkantönler zogen in ihre Heimatkantone ab, die Luzerner pflanzten die eidgenössische Fahne auf die Thürme ihrer Stadt und um 11 Uhr Vormittags am 24. November zogen die Eidgenossen triumphirend in dieselbe ein. Am folgenden Tage kapitulirte Unterwalden, am 26. Schwyz, am 27. Uri, am 29. auch Wallis. Das Sonderbundsskandal war aus und vorbei*).

*) Dieses Kapitel ist niedergeschrieben worden, bevor der 8. Band der guizot'schen „Mémoires“ erschien. Derselbe enthält einen langen Abschnitt „La Suisse et le Sonderbund“, worin der Verfasser das Verhalten des französischen Kabinetts gegen die Schweiz zur Sonderbundszeit zu rechtfertigen sucht. Das gelingt ihm aber sehr schlecht und das von ihm beigebrachte diplomatische Material kann mich zu keiner Aenderung an meiner Auffassung und Darstellung bestimmen. Herr Guizot gibt mit süßsaurer Miene zu, daß Lord Palmerston in der Sonderbundssache die festländische Diplomatie am Narrenseil herumgeführt habe. Noch mehr, er thut — zu seiner Ehre sei es gesagt — halbwegs Buße für die arge Dummheit, welche er und Louis Philipp mit ihrer Parteinahme für den Jesuitismus und den Sonderbund begangen haben. Einestheils will er sich freilich von dieser Sünde weißbrennen, indem er behauptet, daß er sich nur bedingungsweise zu einer Intervention herbeigelassen haben würde — („nous étions bien décidés, d'une part, à n'intervenir en Suisse que si une longue, oppressive et douloureuse anarchie en faisait généralement sentir la nécessité; d'autre part, à ne pas souffrir qu'aucune autre puissance y intervint sans y prendre nous-mêmes une forte et sûre position“, p. 514) — anderntheils halst er die ganze Dummheit dem Gesandten Bois-le-Comte auf (p. 516). Der

Es galt jetzt, den Sieg zu benützen, wobei der Liberalismus den Vorwurf auf sich gezogen und theilweise auch verdient hat, daß ihm seine Natur, d. h. seine Halbheit, hinderlich gewesen sei, diese Arbeit gründlich zu thun. Namentlich behaupteten Prinzipmänner, man hätte die unwiederbringlich schöne Gelegenheit, im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft mit den ewigen Hemmsteinen alles Vorschritts, mit den Klöstern, ein radikales Ende zu machen, benützen sollen und müssen. Auch abgesehen jedoch davon, daß niemand, auch der Liberalismus nicht, aus seiner Haut herauskann, konnten die Liberalen mit gutem Grund sagen, maßhaltende, ja sogar ängstliche Rücksichtnahme sei ihnen schon dadurch auferlegt worden, daß sie ihren Sieg der Beihilfe aller besseren Elemente der konservativen Partei mitverdankten. So wurden denn, neben anderem mittelalterlichem Unrath, die Klöster, wo sie noch bestanden, konservirt und so blieben auch die zum Theil höchst natur- und zweckwidrigen territorialen Verhältnisse der sämmtlichen Kantone unverändert. Die den Sonderbundsständen mit vollem Recht überbundenen Kriegskosten wurden denselben später großmüthig erlassen.

Das gemäßigte und schonungsvolle Gebaren des Liberalismus nach errungenem Siege ermöglichte es auch, daß in den sonderbündischen Kantonen das liberale Element mehr oder weniger zur Geltung gelangte; bleibend freilich nur in Luzern. Dieser Umstand mußte natürlich die Sieger ermuthigen, die große Frage der Bundesreform sofort wieder zur Hand zu nehmen, um wenigstens als edelste Frucht ihrer so eben bestandenen An-

---

„Holzgraf" nämlich, welcher im höchsten Grade für die Jesuiten und Sonderbündler eingenommen gewesen sei, habe ihn durch seine Berichte über die schweizerischen Zustände, über die moralischen und materiellen Mittel und Kräfte der Jesuitenpartei gänzlich irregeführt: „Ses appréciations et ses prévisions nous jetèrent dans la même erreur. Notre politique reposait sur la double idée qu'en droit la cause du Sonderbund était bonne et qu'en fait sa résistance serait forte et longue." p. 517.

ſtrengungen eine neue Bundesverfaſſung zu gewinnen. Hiezu aber machte nun die feſtländiſche Diplomatie die ſcheelſten Augen, welche ſie aufzuwenden hatte, und fuhr fort, ſich — lächerlich zu machen. Denn anders kann man es doch fürwahr nicht nennen, wenn am 7. Dezember, nachdem die ganze Sonderbundsblaſe mit Mißduft ſchon zwei Wochen zuvor geplatzt war, Oeſtreich und Frankreich den Vorort mit gleichlautenden Noten behelligten, in welchen gefordert wurde, die Jeſuitenfrage ſollte dem Papſt anheimgegeben, die Feindſeligkeiten eingeſtellt und eine Bundesreviſion nicht ohne Zuſtimmung ſämmtlicher Kantone verſucht werden. Die Tagſatzung ſchickte die übelberathenen und zudringlichen Rathgeber mit langen Naſen heim, worüber Don Guizot in Paris ſo wüthend war, als ihm ſeine Steifleinenheit nur immer geſtattete*). Es wurde freilich auf Metternichs abermaliges Drängen hin zwiſchen öſtreichiſchen, franzöſiſchen und preußiſchen Bevollmächtigten zu Paris in Sachen der Schweiz weiter gemunkelt und gemanſcht, das diplomatiſche Protokollgekritzel und Notengefaſel hörte nicht auf; aber es kam dabei nichts heraus als eben Protokolle und Noten, d. h. Makulatur. Das machte, die Eidgenoſſenſchaft hatte ſich durch die raſche und glückliche Niederwerfung des Sonderbunds in ſolchen Reſpekt geſetzt, daß ſich die Herren Metternich in Wien, Guizot in Paris und Canitz in Berlin zwei- und dreimal beſannen, bevor ſie ſchlüſſig wurden, Gewaltſamkeiten gegen die Schweiz in Anwendung zu bringen. Dies hinderte freilich nicht, daß namentlich der letzt-

*) Depeſche Delley's vom 15. Dezember 1847 aus Paris, worin der genannte ſchweizeriſche Geſandtſchaftsſekretär (der Geſchäftsträger Tſchann war am 28. November geſtorben) meldete, daß er die Antwortsnote des Vororts durch den Geſandten der Hanſeſtädte Herrn Guizot habe zuſtellen laſſen. Der Hanſeat habe ihm (Delley) berichtet, daß der franzöſiſche Miniſter ſich auf dem Abſatz herumgedreht und ihn barſch angefahren habe („qu'il s'est brusquement retourné et lui a répondu d'un ton qui ne lui permettait pas de réplique"). S. B. A.

genannte Herr Minister die abenteuerlichsten Fabeln über die „irreligiösen“ und „kommunistischen“ — (risum teneatis, amici!) — Grundsätze der Schweizer in die Welt ausgehen ließ und den deutschen Regierungen mit den Gefahren, welche für sie aus der Umwandelung des schweizerischen Staatenbundes in einen Bundesstaat erwachsen müßten, bange zu machen suchte*).

Im Januar 1848 trat die Tagsatzung wieder zusammen, von sämmtlichen Gliedern der Eidgenossenschaft beschickt. Robert Steiger, ein vielgenanntes Opfer sonderbündischem Terrorismus, jetzt erster Gesandter Luzerns, zog die Summe der Ereignisse vom November und Dezember des vergangenen Jahres mit den Worten: „Wie Spreu vor dem Winde stob der Sonderbund vor der eidgenössischen Fahne auseinander und vereitelt wurden alle auf Anarchie im Innern und Unterstützung von außen gestellten

---

*) Depesche Effingers vom 20. Dezember: „Die überraschende Schleunigkeit, mit der die eidgenössische Armee organisirt und innerhalb 14 Tagen zu der Zahl von 94,000 vollständig ausgerüsteter Streiter gebracht wurde, während ihr gegenüber ebenfalls nahe an 40,000 Mann unter den Waffen standen; ferner der Umstand, daß dieß ohne Magazine und ohne Anleihen geschah, die Vorzüglichkeit der Spezialwaffen, namentlich einer Artillerie von mehr als 200 Feuerschlünden, die Tüchtigkeit der Leiter haben das Erstaunen von Europa erregt und die Achtung für die der Schweiz inwohnende militärische Kraft außerordentlich gesteigert. Doch hat eben diese unerwartete Kraftentwicklung die Besorgniß hervorgerufen, daß bei bedeutend vermehrter Centralität die Eidgenossenschaft zu dem Versuch verleitet werden könnte, ihre demokratischen Institutionen auf fremden Boden zu verpflanzen. Diese Befürchtung erklärt hinlänglich den Inhalt der Circularnote, welche der General von Canitz, preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in den ersten Tagen dieses Monats an die deutschen Bundesregierungen richtete und worin er behauptet, die Umwandlung der Schweiz aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat sei für Deutschland gefährlich, weil sie einer Centralregierung vermehrte Mittel biete, die in der Schweiz vorhandenen irreligiösen und kommunistischen Grundsätze auch in den Nachbarländern zur Geltung zu bringen.“ S. B. A.

Berechnungen desselben." Der entschieden kundgegebene Wille der Tagsatzung, die Bundesreform zu bewerkstelligen, setzte die gemeinsame östreichisch-preußisch-französische Notenfabrik abermals in Gang, so daß sie am 22. Januar eine Kollektivnote, worin gegen die Bundesrevision Einspruch gethan ward, zu Tage förderte. Die Tagsatzung wies diesen Einspruch mittels einer von Jonas Furrer vortrefflich redigirten Antwort sehr bestimmt zurück und wies die von ihr bestellte Revisionskommission an, ihre Thätigkeit zu beginnen. Noch bevor aber die schweizerische Antwort an ihre Adresse gelangte, hatten die Herren Guizot, Kolloredo und Radowitz in Paris einen französisch-östreichisch-preußischen Vertrag vereinbart, welcher die Einzelnheiten der jetzt alles Ernstes beabsichtigten thatsächlichen Einmischung in die Angelegenheiten der Schweiz feststellte und am 15. März ratifizirt werden sollte.

Am 15. März von 1848! An dieſem Tage war Guizot ein Flüchtling auf fremdem Boden, als Frauenzimmer verkleidet aus Paris entflohen; an dieſem Tage war Metternich ein Flüchtling, nachdem er nothvoll aus Wien entkommen, mit anderer schmutziger Wäsche, wie der Volkswitz meinte, in einen kaiserlichen Wäschewagen verpackt; an dieſem Tage schickten die Berliner sich an, Barrikaden zu bauen gegen das Königthum von Gottes Gnaden. So endete die Interventionsposse und bewährte sich auf's Neue das alte Schweizerglück.

3.

Das Satyrdrama „Lola“.

Ein deutſcher Gelehrter, welcher das Nebeneinander philologiſcher Begeiſterung für antiken Republikanismus und hofräthlicher Hingebung an das moderne Königthum würdig und zierlich zu repräſentiren verſtand, Friedrich Thierſch, hat am 8. März 1848 aus München an die Königin Eliſabeth von Preußen geſchrieben: „Die Hoffnung — (auf Wiederkehr des Vertrauens auf König Ludwig) — iſt allerdings noch keine feſte, ſo lange es unmöglich iſt, dem Könige begreiflich zu machen, daß hinter dieſen Erſchütterungen etwas anderes verborgen ſei, als ultramontane Falſchheit und Liſt, und daß es eine entſchieden nationale Verwerfung ſeines ganzen Regierungsſyſtems iſt, auf die er ſtößt und welche durch den Umſchwung in Frankreich nicht erſt erzeugt, ſondern nur zum Bewußtſein und zur Energie gekommen iſt“ *).

*) Thierſch's Leben von Heinrich W. J. Thierſch, II, 588. Dieſes ſonſt verdienſtvolle Buch gibt mir Anlaß zu einer Bemerkung. Da nämlich, wo der Verfaſſer auf das Lola-Montez-Skandal zu ſprechen kommt (II, 559), findet er für paſſend, ſich zu entrüſten über „das Hohngelächter unſittlicher Menſchen, wie es damals laut wurde, am lauteſten in einem häßlichen Artikel der „„Gegenwart““, I, 1848“. Ich weiß nicht, wer den alſo verklagten Artikel geſchrieben hat; das aber weiß ich, daß derſelbe einen durchaus wahrheitgetreuen Bericht über den Lola-Handel gibt, einen Bericht,

Ein Mann alſo, der zweifellos wie zu den urtheilsfähigſten ſo auch zu den bedächtigſten und gemäßigtſten ſeiner Zeitgenoſſen gehörte, ein deutſcher Hofrath, welcher häufig und gern in höfiſchen Kreiſen ſich bewegte, ein Prinzen- und Prinzeſſinnenlehrer fühlte ſich in ſeinem Gewiſſen gedrungen, die allgemeine „Verwerfung“ des Waltens eines Königs, ſeines Königs, und noch dazu der Schweſter deſſelben gegenüber zu bezeugen. Wer wagt es, dieſes vernichtende Zeugniß anzufechten? Es iſt unanfechtbar. Aber indem Richterin Geſchichte ihr „Schuldig!“ ſpricht, vergißt ſie nicht, beizufügen: „Unter mildernden Umſtänden“. Und welche wären dieſe? Die Knechtſeligkeit und Feigheit der Völker, welche es dulden, daß ihre Gebieter über Recht, Sitte und Scham ſich hinwegſetzen. Die Niederträchtigkeit der Unterthanen war ja überall und allzeit das Lotterbett, auf welchem der Uebermuth der Herrſcher mit Behagen ſich reckte und ſtreckte.

Seht euch nur die durchſchnittlich herkömmliche, in die

welcher, ſo man deſſen Entſtehung im „tollen Jahr“ 1848 bedenkt, noch dazu als maßvoll gehalten erſcheinen muß. Trotzdem wird gegen den Verfaſſer ohne Weiteres und ſo recht ex cathedra die Anklage auf „Unſittlichkeit“ erhoben. Hat denn der Ankläger gar keine Ahnung gehabt, daß er damit gerade deſſen ſich ſchuldig machte, weſſen er einen andern bezichtigte? Wie, es wäre wirklich „unſittlich“, Verkehrtes wahrhaftig zu erzählen und Schandbares beim Namen zu nennen? Wohin würde denn eine ſolche Kaſuiſtik führen? Dazu, daß man ſagen müßte: Tacitus iſt unſittlich, weil Nero ein Scheuſal war. Freilich, die Anhänger einer hiſtoriſchen Schule, welche dermalen in Deutſchland das große Wort führt, oder wenigſtens ihre Adepten von der ſtrikten Obſervanz ſie haben es als „echtwiſſenſchaftlichen Stil“ in die Hiſtorik eingeſchmuggelt, von den Laſtern und Frevel der Großen und Mächtigen in ſo gedämpftem, vertuſchendem und ſchweifwedelndem Tone zu ſprechen, daß der nichteingeweihte Leſer nicht ſelten in den Fall kommen könnte, zu wähnen, jene Laſter und Frevel ſeien eigentlich Tugenden und Verdienſte geweſen. Aber die ſüßen Herren und glatten Höflinge ſollen nicht glauben, daß ſie ihr Gewerbe der Schönfärberei und Falſchmünzerei ohne Widerſpruch und Widerſtand betreiben könnten. Klio iſt keine Hofräthin, ſondern eine Muſe, die Muſe der Wahrhaftigkeit.

höfische Treibhausluft eingeschlossene Prinzenerziehung an und ihr werdet die Opfer derselben mehr noch beklagen als verdammen. Die Mehrzahl der mitleidswerthen Fürstenkinder geht aus den Händen der Amme Verhätschelung in die des Pädagogen Sklavensinn über. Nichts vom herben Evangelium der Arbeit, nichts vom strengen Imperativ der Pflicht, nichts vom scharfen Sporn des Wetteiferns mit Schulkameraden, keine gesunde Rauferei, kein Blick in des Lebens Noth und Mühsal und demnach auch kein Wissen von „himmlischen Mächten". Dagegen durch die auf allen Wegen und Stegen dienstbereite vornehme und niedrige Lakaienschaft die Pforte zu vorzeitigem Genusse weit aufgethan und die Pfade zum Laster glatt parkettirt und mit weichen Teppichen belegt. Es müßte ein Wunder geschehen, wenn so ein prinzlicher Junge nicht zu der Einbildung käme, er und Seinesgleichen seien aus anderem Teige geknetet als die übrigen Menschenkinder und darum müßte es auch für ihn und Seinesgleichen einen eigenen Kodex der Moral geben, d. h. gar keinen. Hat man Uns nicht von der Wiege an in tausenderlei Schmeichelweisen vorgesungen, daß Wir die „Götter dieser Erde"? Für die Menschen mögen Schranken wie Recht, Gesetz und Sitte, Ehrbarkeit und Anstand, öffentliche Meinung und Strafjustiz ganz gut, ja nothwendig sein, aber für Uns Götter sind sie nur lächerlich. Wir springen lachend darüber weg und werden am Ende aller Enden dennoch „höchstselig". Darum laßt Uns genießen und fröhlich sein; denn die Völkerdummheit ist gränzenlos wie der Raum und die Völkergeduld unendlich wie die Zeit .....

König Ludwig der Erste von Baiern gelangte 1825 zur Regierung. Er hatte neben dem Unglück, schlecht erzogen worden zu sein, das zweite, ein Kunstdilettant zu sein und sich für einen Poeten zu halten, — eine Eigenschaft und eine Einbildung, welche die Befähigung ihres Besitzers zum Regieren von vornherein fraglich machten. Als ein drittes Unglück kam hinzu,

daß die Throngelangung des beklagenswerthen Fürsten in die Orgienzeit der Heiligen-Allianz-Politik fiel. Der Prinz hatte sich in Versen und in Prosa viel damit gewußt und gehabt, ein „teutscher“ Patriot zu sein. Der König setzte diese seine „Teutschheit“ getreulich fort, — in Versen, in Prosa und in Thaten; die letzteren entsprachen an wohlbekannter Qualität den beiden ersteren vollkommen. Deutsch und mittelalterlich hielt Ludwig für dieselbig, über das nie sehr aufgehellte Baierland die „mondbeglänzte Zaubernacht“ der Romantik wieder heraufzuführen für seine Königspflicht. Als guter „Teutscher“ haßte er alles Französische, am heftigsten aber die Ideen und Prinzipien von 1789. Binnen Kurzem wurde die Hauptstadt Baierns die Hauptburg der Römlinge, das Prätorium der Jesuiterei in deutschen Landen. Von hier ließ, die Mönchskapuze auf die Jakobinermütze stülpend, Torquemada-Görres seine tollen Fanatismen ausgehen; von hier aus wurde der ekelhafte Alteweiberzank zwischen Meßbuch und Bibel immer von Neuem wieder zum verzehrenden Brand einer nationalen Kalamität aufgeschürt und angeblasen. So gelangte der König allmälig dazu, die Nahrung für seine „Teutschheit“ aus dem „al Gesù“ in Rom zu beziehen, und deßhalb ist es ganz in der Ordnung gewesen, daß Baierland eine der Stätten war, wo nationaler Sinn und zeitgemäße Strebungen am wüthendsten verfolgt wurden, obschon in denkbar zahmster Weise sich kundgebend. Die Behr und Eisenmann hatten das in jahrelanger Kerkerqual zu spüren und mögen sich auch, gezwungen, vor dem Bildniß Sr. Majestät von Baiern knieend Abbitte zu thun — seit den Zeiten der verworfensten römischen Cäsaren war so etwas nicht wieder vorgekommen — über die „Teutschheit“ ihres geliebten Königs absonderliche Gedanken gemacht haben.

Möglich allerdings, daß Ludwig der Erste gar keine Zeit hatte, auf Nebensachen und Kleinigkeiten wie Justizpflege und dergleichen Philistereien mehr zu achten. Nicht nur hatte er

vier Bände voll „Gedichte“ zu machen, die in der „teutschen“ Literatur, ja in der Weltliteratur umsonst ihres Gleichen suchen; nicht nur hatte er als Minnesänger einer raschen Aufeinanderfolge von „Herrinnen“ seine minneliederlichen Huldigungen darzubringen, sondern auch war seine Seele von Kunstbegeisterung voll bis zum Ueberlaufen. Derselbe Romantiker, welcher in seinem Lande die Klöster wieder herstellte und seine Hauptstadt zur Heimat aller Dunkelmänner des Jahrhunderts machte, griechelte zugleich dermaßen, daß es ihm zur fixen Idee wurde, die alte ehrliche Isar sei eigentlich der Ilissos, er selber aber, allerhöchstselber dazu bestimmt, mitten im bachauer Moose das „teutsche“ Athen zu schaffen. Es wurde geschaffen — daß Gott erbarm'!

Doch sei es, daß Kunstduselinge diese aus der gewaltsamen Verkuppelung des Hellenismus mit der Romantik entsprungene Bastardin, diese bunte Musterkarte aller Stilarten, wie Isar-Athen sie aufweis't, schön finden mögen, erlaubt muß es dessenungeachtet sein, zu fragen, was diese im Brütofen fürstlicher Willkür ausgebrütete Kunst gekostet und wer diese Kosten bezahlt habe? Dasselbe bairische Volk hat sie bezahlt, dessen intellektuelle wie materielle Interessen und Bedürfnisse um dieses Kunstdusels willen gröblichst und sträflichst vernachlässigt und hintangesetzt wurden. Zu München schwelgte man in dem Narrenwahn, die Zeit des Perikles erneuert zu haben, und ein paar Stunden von der Residenz entfernt traf man eine im krassesten Fetischismus dahinvegetirende Bevölkerung, so daß man sich unter Wilden glauben konnte: es fehlte nur die Tätowirung. Dasselbe arg vernachlässigte bairische Volk hatte die Kosten auch noch einer andern Griechelei des „Kunstkönigs“ zu bezahlen; es hatte alle die Millionen aufzubringen, welche in die bodenlosen Taschen griechischer Klephtenhäuptlinge und Pallikarensachems flossen, damit ein Wittelsbacher König der Hellenen hieße, — auf die Stunde hin so lange, als jene Millionen in besagte

bodenlose Taschen geflossen sind ... In dieser Weise wirthschaften, das nannten die Bonzen und Mandarinen, welche Baiern regierten, „das monarchische Prinzip stärken“.

Eine superlativische Stärkung sollte demselben zugeführt werden durch die im Jahre 1837 provisorisch und 1839 definitiv begonnene Ministerschaft des Herrn von Abel, welchen ein höchst unterthäniger bairischer Unterthan als den „Hassenpflug Baierns“ bezeichnet hat und welcher sogar einem Rückschrittsfanatiker wie Julius Stahl zu rückschrittsfanatisch vorgekommen ist. Torquemada-Görres und Mitkapuzen jubelten hoch auf: die systematische Verfolgung des Protestantismus und das vandalische Wüthen gegen die Wissenschaft durch Abel bürgten dafür, daß der im jesuitischen Prätorium schon lange geplante und vorbereitete große Ruck, Deutschland in die glücklichen Zeiten römischer Allmacht und spanischer Inquisition zurückzuschieben, demnächst alles Ernstes versucht werden könnte und würde. Der König, dankbar, daß Herr von Abel aus dem „Mondschein im Wasser“, d. h. aus der Verfassung Baierns binnen Kurzem noch weniger als Mondschein im Wasser, d. h. gar nichts zu machen wußte, ließ seinen vortrefflichen Minister gewähren, ließ denselben allen Mahnungen der verfassungsmäßig-loyalen Volksvertreter, allen Klagen der heißgeliebten Unterthanen zum Trotze gewähren, ließ ihn abelisch schalten und walten, bis der Vortreffliche eines Tages auf den Einfall kam, die persönlichen, die allerhöchstpersönlichen Wege der Majestät kreuzen zu wollen.

Im Herbste des Jahres 1846 bewerkstelligte eine „tugendlose Persönlichkeit“ — die Patschulisprache eines königlich bairischen Hofraths und Professors nachzusprechen — ihre geräuschvolle Erscheinung in der Haupt- und Residenzstadt des Bawarenlandes, die tugendlose, schon ziemlich abgelebte und mehr noch

abgeliebte Persönlichkeit der Donna Maria Dolores Porris y Montez, genannt Lola Montez.

Ein unbedeutendes Ereigniß, an und für sich betrachtet; aber eine kleine Ursache thut oft, wie jedermann weiß, eine große Wirkung. Hier that sie die allergrößte, geradezu eine unerhörte, eine märchenhafte. Denn diese kleine Ursache im Unterrock bewirkte ja ein Stück bairischer Revolution. Wie äfft doch uns arme Menschen das Schicksal! Hätte das omnipotente Trifolium Abel, Görres und Döllinger wohl jemals sich es träumen lassen, daß aus dem von ihnen hochverehrten Lande herrlichster Glaubenseinheit, daß aus demselben Spanien, wo der Ketzerbrandgeruch noch immer so angenehm nachduftete, eine schwarzhaarige und blauäugige Teufelin hergetanzt kommen würde, um mittels etlicher Pirouetten alle die zu Monacho-Monachorum so mühsam und sorgsam konstruirten heiligen Cirkel auseinanderzutanzen? Gewiß nicht.

Freilich, mit der Spanierschaft der Donna Lola stand es nur so so. Herkunft und Kindheit derselben verlieren sich nämlich in die dämmerigen Regionen des Mythus, wie ja das bei berühmten Persönlichkeiten, tugendhaften sowohl als tugendlosen, gar häufig der Fall ist. Sie *soll* um die Jahre 1818—24 herum von einer kreolischen Mutter einem spanischen Vater geboren worden sein. Die Ehre, ihre Geburtsstätte zu sein, machen das andalusische Sevilla, das schottische Montrose und das irische Limerick sich streitig. In einer Pension zu Bath in England *soll* sie erzogen worden sein. Ein armes, verwahrlos'tes, heftig herumgewürfeltes, vorzeitig auf sich selbst gestelltes Geschöpf jedenfalls, sicherlich von Haus aus nicht schlechter als Tausende blau-, braun- und schwarzäugiger Mädchen, obzwar vielleicht etwas hübscher. Erst genöthigt, dann geneigt, die Auster des Daseins mittels ihres eigenen Witzes zu öffnen, lernte sie auf der wechselvollen Laufbahn einer Hetäre mit Menschen und Verhältnissen spielen, wie ein Jongleur mit bunten Hohl-

kugeln spielt. Sehr jung mit einem Engländer, Kapitain James, verheiratet — wenn es wahr ist — begleitete sie denselben nach Ostindien und wurde daselbst in die ganze Abenteuerlichkeit der gegen die Afghanen geführten Kriege hineingestoßen. Wo und wie sie im Gangeslande ihrem Manne oder der Mann ihr abhanden gekommen, ist unklar; genug, sie kehrte allein nach Europa zurück und tauchte nach einander in London, Paris, Brüssel und Madrid in der nicht gerade glänzenden Rolle einer Straßensängerin auf. Im Jahre 1839 tanzte sie in Warschau. Im folgenden Jahre war sie offiziell Tänzerin am Theater der Porte-Saint-Martin in Paris und offiziös für den Presse-Industrieritter Dujarier das, was die Franzosen in ihrer Höflichkeit „une petite femme" nennen, die unhöflichen Deutschen dagegen mit einem zweisylbigen Worte bezeichnen. Als das „kleine Weibchen" des Dujarier, den ein Mitritter vom Orden des heiligen Lumpazius im Duell todtschoß, kam sie am 27. März von 1846 vor dem Schwurgerichte zu Rouen öffentlich zum Vorschein, als Zeugin in dem garstigen Prozeß, welchen das erwähnte Duell zur Folge hatte. Sie führte sich bei dieser Gelegenheit sehr empfindsam auf, rühmte sich jedoch daneben ihrer Geschicklichkeit im Pistolenschießen und hatte in der That ihr Talent für diese Kunst, wie auch für das ritterliche Handiren mit der Reitgerte und für die „noblen Passionen" überhaupt, eifrig entwickelt und geschult. Um alles mit einmal zu sagen: sie konnte sich rühmen, die Welthochschule des Lasters, Seine-Babel, mit glänzendem Erfolg absolvirt und alle „odeurs de Paris" sich angeeignet zu haben. Und das war das Pfund, womit fortan sie wucherte.

Das Kapitel der Lola-Montezias, welches in die Zeit vom Frühling bis zum Herbste 1846 fällt, ist wieder mythisch oder wenigstens sagenhaft; es sind darüber keine Akten, sondern nur Legenden vorhanden, z. B. die eigenen „Memoiren" der Donna. Im Vorsommer soll die Señora in London gewesen sein, aber schlechte Geschäfte gemacht haben und in Gesellschaft eines an-

rüchigen Subjekts, Papon geheißen, auf das Festland zurückgekehrt sein. Gewiß ist, daß sie es jetzt mit den „deutschen Bären" versuchen wollte und in Berlin erschien, wo sie die Angel ihrer Augen nach einem preußischen Prinzen auswarf, welchem von seinen Reisen in Ostindien her der Zauber derartiger „Gazellenaugen" bekannt war. Ob er angebissen oder nicht, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig. Sicherer dagegen ist, daß in Berlin (oder schon in London?) Einer anbiß, welcher geradezu für einen Hecht im Karpfenteiche damaliger deutscher Fürstlichkeiten gelten konnte, ein Selbstherrscher, der sich durch sein wundersames Regieren und noch wundersameres Ediktiren hochberühmt gemacht hatte, soweit die deutsche Zunge klang: — Se. Durchlaucht Heinrich der Zweiundsiebzigste, Fürst von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, ein Original, das man nach seinem Tode von Pietäts-, Rechts- und Wissenschaftswegen hätte ausbälgen sollen, um es in einem Zukunftsmuseum der deutschen Nationalfauna aufzustellen.

Um sich von der Strapaze seines bekannten „zwanzigjährigen Herumreitens auf einem Prinzip" wieder einmal zu erholen, war der Autokrator eines Reiches, das in die Länge und Breite mitsammen genau 6 Quadratmeilen maß, im Frühjahr 1846 auf Reisen gegangen und als Ausbeute derselben brachte er die gazellenäugige — (der alte Homer würde gesagt haben die „kuhäugige") — Spanierin mit in die Hallen seiner Ahnen zurück. Da waren aber zwei Excentricitäten, zwei Bizarrerieen an einander gerathen und das konnte nicht lange gutthun. Das Gebaren der Donna mußte den guten Ebersdorfern sehr „spanisch" vorkommen. Sie kratzte und biß die Dienerinnen und reitpeitschte die Diener; sie ritt im Garten über die schönstgepflegten Blumenbeete weg und schlug im Treibhause den seltensten Prachtpflanzen die Blüthendolden ab. Serenissimus wollte anfänglich mit der tollen Dirne im Spanischthun wetteifern und gab unter anderen Narretheien auch die an, daß bei einem Jagdbankett zu Waid-

mannsheil die Musiker seiner Hofkapelle mit ihren Instrumenten auf Bäume klettern und von dort herab eine Symphonie spielen mußten, was sogar Señora „barock" fand. Mit der Zeit aber kam sie Serenissimo selber barock vor, namentlich dann, als sie in seine allerhöchsten Herrscherrechte einzugreifen keinen Anstand nahm. Der durchlauchtige Herr geruhte bekanntlich mitunter den riesigen Fanghund, welcher ihn auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte, auf einen seiner geliebten Unterthanen, welcher so oder so das allerhöchste Mißfallen erregt hatte, zu hetzen. Lola fand an dem Experimente Gefallen und brachte dasselbe im Parke des genannten Jagdschlosses gegen arme Landmädchen in Anwendung. Das vermerkte aber der Selbstherrscher aller Reußen, Lobensteiner und Ebersdorfer übel: es schien ihm das wieder so eine „Verwirrung der Begriffe anständig oder unanständig", worüber er sich, wie bekannt, schon häufig weiblich erbos't hatte. „Hören Sie mal, ma chère", soll er bei dieser Gelegenheit die Señora angeselbstherrscht haben — „Dergleichen verbitt' ich mir! Unterthanenleben mir anvertraut von Gott, unverletzlich! Auf's Spiel gesetzt von Laune? Quod licet Jovi, non licet bovi! Will sagen: Was Fürst thun darf, Maitresse nicht thun darf. Verstanden?" Lola replizirte, der Zweiundsiebzigste duplizirte, Señora triplizirte und das Facit dieses Multiplikationsexempels war, daß Serenissimus am Abend zu seinem Adjutanten sagte: „Das Frauenzimmer fortschaffen! Nicht mehr leiden können!" Nun gab es im Reiche Reuß einen Adjutanten in tausend Aengsten, maßen der Arme wußte, daß die Reitpeitsche der Donna nicht mit sich spaßen ließ. Nachdem er endlich alles, was Mann in ihm, soweit aufgeboten hatte, um der Señora des Fürsten Befehl, binnen 24 Stunden „alle seine Staaten" zu verlassen, schriftlich zukommen zu lassen, brach der Lolaismus in höchster Potenz los. Die Gazellenäugige hieb alles, was ihr in den Weg kam, kurz und klein, unter anderem auch einen unglücklichen Wicht von Sekretär. Aber vergeb-

lich all ihr Wüthen, zum Durchlauchtigen zu bringen. Der Heinrich der Heinriche, welcher doch heldisch so manchen Sechszehnender erschossen und so manche Sau abgefangen hatte, fand für gut, unzugänglich zu bleiben, in seine souveraine Würde und in eine Wolke von Leibjägern gehüllt. Unter solchen Umständen fand die Donna es passend, den Furienstil mit dem diplomatischen zu vertauschen. Ein Kompromiß kam zu Stande, demzufolge Señora 2000 Thaler Reisegeld erhielt. Damit hub sie sich von dannen, in ihrem schlechten Französisch den lachenden Abschiedsgruß kauderwelschend, sie brauche, um „alle Staaten" Sr. Durchlaucht zu verlassen, keine 24 Stunden, sondern nur 1 Viertelstunde.

Ueber Heidelberg, allwo Spuren ihres Wandels in verschiedenen Korpskneipen für fleißige Forscher unschwer zu entdecken sein dürften, ging Lola's Wanderfahrt nach der Haupt- und Residenzstadt Bawariens, wo die Odyssee ihres Daseins zum europäischen Skandal sich aufgipfeln sollte, — zum unvergänglichen Zeugniß, daß noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf deutschem Boden fürstliche Verblendung nicht davor zurückschreckte, verworfenste Episoden des Ancien-Régime, Pompadour- und Dubarry-Episoden von Neuem in Scene zu setzen.

Señora kam, ließ sich sehen und siegte. Das jugendlichthörichte Herz, welches der kunstkönigliche Großpapa in seiner Brust trug, fing an den phosphorescirenden Gazellenaugen Feuer wie noch nie. Wenigstens hat er das selber hoch und heilig versichert in einem seiner Gedichte, welches mit dem schrecklichen Pentameter schließt:

„In der Spanierin fand wahre Liebe und Leben ich nur."

Wie nämlich das Herz des bawarischen David spanisches Feuer gefangen, so schoß sofort der Baum seiner Poesie von Neuem in Trieb und Saft und entwickelte eine Menge von grasgrünen

Blättern, welche den Gesammttitel „Auf und an Lolita“ trugen und in der Kuriositätenkammer der Literargeschichte sicherlich einen der bevorzugtesten Plätze ansprechen dürfen. Ein zweites Beispiel von einer solchen, natürlich sehr unbewußten und unfreiwilligen Selbstverhöhnung ist in der ganzen Weltliteratur nicht aufzufinden. Das Ding würde mitleidswürdig sein, wenn es nicht halb lächerlich, halb ekelhaft wäre.

Der König baute und schmückte für sein Juwel Lolita einen Juwelenschrein, d. h. ein Haus in der Barrer Straße und hier richtete sich die Sultana einen sehr lärmenden und üppigen Hofhalt ein. Lüderliche Studenten, lüderlichere Lieutenants und lüderlichste Komödianten und Musikanten bildeten den Hofstaat. Das Laster wirthschaftete da mit einer Frechheit, als wäre das Haus in der Barrer Straße eigentlich in der Subura Roms zur Zeit des Petronius gestanden. Und — dieser Zug rückt das Gemälde erst in die rechte Beleuchtung! — die Göttin dieses Tempels der Schamlosigkeit wurde von getreuen bawarischen Unterthanen mit Bittschriften und Dienstgesuchen so überschüttet, daß sie öffentlich erklären lassen mußte, man „solle Madama doch damit verschonen; sie sei ja unbekannt mit den Verhältnissen des Landes nnd nicht in der Stellung, sich mit dergleichen Sachen zu befassen.“ Es steht zu vermuthen, daß diese Erklärung von der Erfahrung diktirt wurde, welche Madama mit der Eifersucht des Selbstherrschers aller Reußen auf seine Souverainetätsrechte gemacht hatte. Sobald sie aber fand, daß Ludwig mehr Spaß verstand als Heinrich, beschloß Lola, neben ihrer berühmten Reitpeitsche auch noch die Zügel der Regierung Baierns in ihre niedlichen Hände zu nehmen. Hiebei aber konnte es nicht ausbleiben, daß sie unsanft mit solchen zusammenstieß, welche bislang diese Zügel gehalten und das monarchische Prinzip in ihrer Weise „gestärkt“ hatten, wie Madama es jetzt in der ihrigen that.

Es war nur billig, daß in einer Stadt, wo eine rührige

Dunkelmannschaft seit so vielen Jahren der Vernunft den Krieg gemacht hatte, viele fromme Seelen und einfältige Gemüther vollständig von einer teufelischen Bestrickung des Königs überzeugt waren. Torquemada-Görres mochte bedauern, daß seine „Christliche Mystik", dieser „Hexenhammer" des 19. Jahrhunderts, ein Buch, in welchem der Humor des Blödsinns mit der Glaubenswuth seine Schandhochzeit feiert, schon gedruckt war. Denn das in Rede stehende Exempel von Beherzung hätte demselben zur erbaulichsten Zierde gereichen müssen. In Wahrheit, das Gebaren Ludwigs des Ersten war wie das eines Dämonisirten, eines Besessenen. Bei hellem Tage taumelte er auf der Skandalstraße dahin, ohne des rechts und links lautwerdenden Hohngeschrei's zu achten. Warnungen, selbst loyalste, selbst deutlichste, erhöhten nur noch den Eigensinn des Berauschten. Der König wünschte die Aufnahme „dieser achtbaren Dame" in den Kunstverein, der Vorstand verweigerte sie. Der König verlangte ausdrücklich die Zulassung der „gefeierten Künstlerin" in die Museumsgesellschaft, das Komité faßte unter dem Vorsitz von Thiersch den Beschluß, die Dame müßte sich dem Skrutinium unterziehen, was sagen wollte, sie würde nicht zugelassen werden. Darauf wurde Thiersch allerhöchst bedeutet, man würde es huldvoll vermerken, wenn er den Salon der Mistreß James besuchte. „Ich gehe nicht hin", sagte der reinliche Alterthumskenner, worauf Señora mit ihrer ewigen Reitpeitsche wild durch die Luft hieb und ausrief: „Der Kerl ist rasend, er ist ein Jesuit; ich werde ihn absetzen lassen!" Sie war demnach jetzt „in der Stellung, mit dergleichen Sachen sich zu befassen".

Mit Hetärenfrechheit strebte sie höher und höher. Zunächst nach dem Gräfintitel. „Ihre Gnaden die Frau Gräfin von Landsfeld" klang nicht übel. Schon glänzte auf dem Silbergeschirre, auf welchem die unwählerischen Gäste des Hauses in der Barrerstraße speis'ten, sowie auf den Knöpfen der Lakaien Señora's die gräfliche Krone. Es bedurfte, dieselbe auch auf das

Rabenhaar der „achtbaren Dame“ und „tugendlosen Persönlichkeit“ zu setzen, nur noch einer kleinen Formalität. Um zur bairischen Gräfin gemacht werden zu können, mußte Madama zuvor des bairischen Indigenats theilhaftig sein. Der König konnte der Verfassung zufolge das Indigenat verleihen, aber die Verleihung wurde, wie jede Verordnung, erst durch die Gegenzeichnung eines Ministers rechtsgültig. Das Ministerium verweigerte diese Gegenzeichnung wie ein Mann. Natürlich, denn es war in demselben eben nur ein Mann, Herr von Abel. Ein Jubelschall schlug auf in allen Kirchen und Sakristeien über diesen sittlichen Heroismus, allein zwischendurch konnte man doch auch fragen hören, warum denn die tugendhafte Entrüstung, der sittliche Heroismus von Abel und Konsorten jetzt erst so plötzlich wachgeworden sei? Die Antwort war leicht zu finden. Abel und Konsorten hatten es nicht für nöthig gefunden, über den königlichen Lebenswandel sich tugendhaft zu entrüsten und sittlich-heroisch zu gebaren, so lange der König nur zahme Deutschinnen mit seiner allerhöchsten Gunst behelligt hatte; denn diese Damen waren viel zu bescheiden gewesen, mitregieren oder gar allein regieren zu wollen. Nun aber eine wilde Spanierin Coeur-Dame geworden und alle Anstalten machte, Mitregentin oder gar Oberregentin zu werden, ja, nun war Religion und Sitte, Kirche und Staat in Gefahr, in Todesgefahr. Der Tugendzorn überkam die gesammte Dunklersippschaft in ganzen Schwaben, der alte Görres schob mit letzter Kraft seine Kapuze soweit zurück, daß die Jakobinermütze wieder deutlich darunter sichtbar ward, und alle die hierarchischen Krebse wurden, in sittlicher Entrüstung förmlich gesotten, brandroth. Die Guten wären sicherlich schwarz geblieben, wenn die regierende Spanierin wenigstens im Sinne ihres berühmten Landsmannes, welcher im Jahre 1491 auf dem Schlosse Loyola in der Provinz Guipuscoa geboren ward, hätte regieren wollen. Aber diese spanische Fliege nahm sich heraus, voltairisch zu summen — anathema sit!

Die Minister weigerten also ihre Mitwirkung zur Baronisirung und Grafung des „königlichen M"—ädchens und sie thaten noch mehr. Sie reichten am 11. Februar 1847 ein „Memorandum" ein, in welchem sie dem Könige die Hölle gehörig heiß machten. Das Aktenstück sollte geheim bleiben und es ist nicht wahr, wenn behauptet worden, die Herren hätten unter der Hand für die Bekanntmachung dieser absonderlichen „Stärkung des monarchischen Prinzips" gesorgt. Bekannt ist sie trotzdem geworden; denn die Schwester eines der Minister wußte sich mittels eines Schlüsselbiebstahls das Dokument zu verschaffen, nahm eine Abschrift und theilte dieselbe „im tiefsten Vertrauen" einer Freundin mit. Wenn aber zwei Freundinnen ein Geheimniß wissen, so könnte, wie jedermann weiß, auf die Bewahrung desselben der Weltuntergang gesetzt sein, es müßte und würde doch „im tiefsten Vertrauen" weitergeschwatzt werden. Des langen Memorandum kurzer Sinn war, der König hätte zu wählen zwischen einer „Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist", und seinen Ministern; entschiede er sich für jene, so böten sie, die Minister, obzwar „mit gebrochenem Herzen", ihre Entlassung an. Die Majestät, dazumal im Hochstadium des Lolaschwindels, war ganz in der Stimmung, als ein travestirter Richard der Dritte auszurufen: „Mein Königreich für Lolita!" und demnach bald schlüssig, das widerspänstige Ministerium zu entlassen. Am Abend des 13. Februars, wo diese Entlassung geschah, soll der bethörte Greis heiter aufgeregt in den Salon der Señora getreten sein mit den Worten: „Alle meine Minister hab' ich fortgejagt; das Jesuitenregiment hat aufgehört in Baiern!" Wogegen Abel, als man ihm berichtete, daß sein Fall im Publikum mit Befriedigung aufgenommen worden sei: „Man wird schon sehen, was für ein Geschmeiß nach mir kommen wird".

Das „Geschmeiß“ kam. An die Spitze des neuen Ministeriums trat derselbe hochgelehrte Herr von Maurer, welcher vor Kurzem in einer Staatsrathssitzung die Verleihung des Indigenats an Lola Montez als die „größte Kalamität“ bezeichnet hatte, welche Baiern treffen könnte, jetzt aber mit jenem „Wahrheitsmuth“, der die deutschen Gelehrten auszeichnet, als Minister seine Gegenzeichnung des königlichen Erlasses, kraft dessen die „achtbare Dame“ zur Gräfin von Landsfeld gemacht wurde, unweigerlich gab. Dieser Biedermann ließ sich und seine Herren Mitminister als die Heraufführer einer „neuen Morgenröthe für Baiern“ ausposaunen. Es ging da aber nur die alte Bauernregel in Erfüllung: „Morgenroth, Abendkoth“. Das Ministerium, ganz unfähig, etwas Rechtes zu schaffen, gab sich erbärmlicher Weise zu einem Kehrbesen her, womit der rachsüchtige König, von Lola befeuert, das „Jesuitennest“ an der münchener Hochschule ausfegen wollte.

Man hatte damit angefangen, den talentvollen Nebeler Lasaulx, welcher in der griechischen Mythologie allenthalben latentes Christenthum entdeckt haben wollte, allerhöchstungnädig in Ruhestand zu versetzen, weil er im Senat der Universität eine Sympathiebezeugung für den gestürzten Abel beantragt hatte. Da er ein beliebter Docent war, zogen die Studenten am 1. März in Scharen vor seine Wohnung und brachten dem gewaltsam Quiescirten ein stürmisches Vivat. Auf dieses ließen sie, in die Barrer Straße hinübergezogen, ein noch stürmischeres „Pereat, du Hu—mmel!“ folgen, und als Señora, *solche* bawarische Serenade zu genießen, mit etlichen ihrer Gesellen am Fenster erschien und, etwas bespitzt, wie sie war, in ihrer Weise über das Spektakel sich lustig machte, da wurde der Krakeel zum Krawall. Diesen zu dämpfen mußte man zur Absperrung der Straße durch Linientruppen schreiten und zum Schutze des verhaßten Hauses selber eine zahlreiche Schar von Polizisten und Gendarmen aufstellen. Allein das alles war dem Könige noch nicht genug: er glaubte in eigener Person zum Schutze der „achtbaren Dame“

herbeieilen zu müssen, und so that er wirklich. Er kam zu Fuße aus der Residenz, schritt in gewohnter leutseliger Manier grüßend durch die Menge, während Soldaten und Gendarmen das Gewehr vor ihm präsentirten, und verschwand im Hause der „Achtbaren". Als er aber bei Einbruch der Nacht wieder herauskam und nach dem Schlosse zurückging, wurde auch ihm sein Antheil von der Serenade. In Wahrheit, es umschollen ihn auf diesem Kunstliebhabergange Zurufe, die nicht geschrieben, sondern nur errathen lassen werden dürfen, Epitheta ornantia, welche aus des Altbaierthums tiefstem Gemüthe grobianisch geschöpft waren.

Die Antwort des Königs auf diese Adresse war, daß der erwähnte Kehrbesen gegen das besagte „Jesuitennest" jetzt energisch in Bewegung gesetzt wurde. Eine ganze Reihe von ultramontanen Kerzen wurde von ihren Leuchtern, d. h. von ihren Kathedern an der Universität brutal herabgerissen, entsetzt, versetzt, zur Ruhe gesetzt. Es sollte ein Licht angesteckt werden in der seit 21 Jahren allerhöchst so sorgsam gepflegten bairischen Finsterniß, ein Licht, das an den phosphorescirenden Gazellenaugen einer „achtbaren Dame und gefeierten Künstlerin" entzündet worden war. Nachdem aber der Kehrbesen Maurer-Zenetti-Zurhein seine Dienste gethan, widerfuhr ihm, was verbrauchten Besen zu widerfahren pflegt. Die Minister erwiesen der Störrigkeit des im Herbste versammelten Landtags gegenüber ihre ganze Unfähigkeit und erregten den allerhöchsten Zorn insbesondere durch ihr Ungeschick, zu verhindern, daß die Volksvertreter sehr unliebsame Dinge zur Sprache brachten. Nach dem Schlusse des Landtags im November fiel das Ministerium. Die Herren Fürst von Wallerstein, von Beisler und von Berks wurden Minister. Der erste soll es in der Absicht geworden sein, das Regiment der altgebackenen Tänzerin und neugebackenen Gräfin zu stürzen; vom zweiten weiß man nichts als den Namen, der dritte war ein erklärter Lolait vom trübsten Wasser. Als großer Organisator verrichtete er die Meisterthat — es war seine einzige — für die Gräfin

von Landsfeld eine ſtudentiſche Leibwache zu organiſiren, das Korps Alemannia, deſſen Daſein und Gebaren zu den heftigſten Reibungen und Zerwürfniſſen innerhalb der Studentenſchaft führte. Die ſtarke Mehrheit derſelben hielt zu den Ultramontanen, weil dieſe den „Lolamontanen“, wie der münchener Witz witzig genug die Anhänger der Tänzerin-Gräfin hieß, aufſätzig waren. Deßhalb war es den Dunkelmännern leicht, das Leichenbegängniß des inmitten dieſes Satyrdrama's geſtorbenen Görres am 31. Januar von 1848 zu einer widerlolamontanen Demonſtration zu machen. Sie wurde verſtanden und Señora geruhte zu fulminiren: „Wenn das ſo fortgeht, werde ich machen, daß die Univerſität geſchloſſen wird“. Und ſie machte das, maßen König David wie Wachs war in den Händen Bathſeba's. Am 8. Januar gab es Tumult in der Ludwigsſtraße, entſprungen aus einer Studentenrämpelei, wobei der Senior der Alemannen mit dem blanken Dolche fuchtelte. Señora, zu deren ſpezifiſchen Liebhabereien derartige Auftritte gehörten, wagte ſich mitten in das Straßenſkandal. Allein der münchener Pöbel hatte keinen Reſpekt vor ihrer pfeifenden Reitpeitſche. Das „königliche M— “ädchen wurde, wo möglich, noch altbairiſcher empfangen als unlängſt der königliche Minneſänger und mußte, um vor Handgreiflichkeiten bewahrt zu bleiben, durch die Polizei in die Theatinerkirche gerettet werden. Am folgenden Tage aber hatte auf königlichen Befehl der Rektor Thierſch in der großen Aula zu verkünden, daß die Univerſität bis zum Oktober geſchloſſen ſei. Gerüchtweiſe hieß es auch, Señora wollte die Hochſchule überhaupt nicht mehr in München haben und dieſelbe ſollte daher nach Landshut verlegt werden.

Das hieß jedoch die münchener Bürgerſchaft da anfaſſen, wo die Menſchen am empfindlichſten ſind, an ihren materiellen Intereſſen, an ihrem Geldbeutel. Ganz in der Ordnung alſo, daß jetzt die ſittliche Entrüſtung der Bevölkerung von München über Donna Lola und die Lolamontanen den Siedepunkt erreichte

und kreuzbrave Philister den Studenten erklärten: „Ihr müßt hier bleiben, ihr dürft nicht fort; wir wollen und werden euch schützen und die Vorlesungen müssen wieder beginnen". Gesagt, gethan. Große Bürgerdeputation vom Rathhause weg an den König zum angegebenen Zwecke, dazu als wirksamer „Drucker" große Massendemonstration vor der Residenz. Der Insasse derselben mochte denken, was etliche Zeit nachher ein preußischer Minister aussprach: „Der Starke weicht muthig zurück" — und der Verschluß der Universität wurde zurückgenommen, auch die Alemannia aus der Stadt verwiesen.

Damit war es aber nicht genug. Die guten Münchener hatten mit unbeschreiblichem Erstaunen gemerkt, wie leicht es ihnen geworden, den König zum Nachgeben zu zwingen, „nicht schwerer als wenn man ein Seidel leert". Mit dem Trinken steigerte sich der Durst. Auch die „maurische (maureriſche) Gräfin" sollte und mußte fort. Es rumorte revolutionär in allen den „Bräu's" der Stadt und die Seideldeckel klapperten widerludwigisch: „So darf es länger nicht fortgehen! — Wollen es nicht mehr dulden, daß der Schweiß des Landes an M--aitressen und Mitgesindel vergeudet werde! Habt ihr die maurische Gräfin neulich im Theater gesehen? Hatte das Laster einen Schmuck auf dem Leibe, dessen Werth Kenner auf 60,000 Gulden schätzten. Und wie ein Feenschloß ist ihr Haus in der Barrerstraße eingerichtet. Wer aber bezahlt das alles? Natürlich wir, wir armen Teufel" — (die wir es höchstens auf ein Dutzend Seidel oder anderthalb täglich bringen können). — „Ja, und Alles muß nach der Geige der Tänzerin tanzen, Minister, Militär und Civil. — Ei freilich, und wie! Hat sie doch auch alle gutkatholischen Professoren von der Universität weggegeigt. — 's ist zum Lutherischwerden! — Ja wohl, auf das ist's auch abgesehen, wartet nur. -- Nein, wartet nicht, sag' ich, sondern auf sie! sag' ich, und fort mit dem L.... und, wenn es nicht anders geht, auch mit dem Ludwig!" — Man sieht, der bezauberte Kunstkönig mußte eifrigst im Hopfen-

garten einer bairischen Revolution gearbeitet haben. Und er ließ von dieser Arbeit noch nicht ab, bis die zur täglichen Tagesordnung gewordenen Krawalle in der Barrerstraße einen so drohenden Charakter annahmen, daß Señora für gut fand, aus einer Stadt zu verschwinden, wo man ihre Genialität so schnöde verkannte. Aber sie verschwand nur öffentlich und als maurische Gräfin, geheim und als Lola kehrte sie noch zu verschiedenen Malen wieder, weil König David von Bathseba nicht lassen konnte und wollte.

Derweil fiel in das Gelärme dieses in Isar-Athen spielenden Satyrdrama's das Donnergeroll der in Paris angehobenen Februartragödie herein, einen Ton angebend, welcher auch jenem Drama ein in höherem Stil gehaltenes Finale hinzufügte.

König Ludwig hatte sich unmöglich gemacht. Das Narrenwort: „Mein Königreich für Lola!“ wurde zu einer historischen Thatsache. Am 6. März sah es ganz schwarzrothgoldig aus in den Straßen von München und erschollen die Drohrufe: „Abdankung!“ und sogar — grausig zu sagen — „Republik!“ Der König versuchte vergeblich einen Paraderitt auf seiner längst zur Schind- und Schandmähre gewordenen „Teutschheit“, indem er eine Proklamation erließ, worin neben andern schönen Worten auch diese standen: „Wie ich für die teutsche Sache denke und fühle, davon zeugt mein ganzes Leben. Baierns König ist stolz darauf, ein teutscher Mann zu sein“. Um sich aber von der Anstrengung dieses Paraderitts zu erholen, hatte er in der Nacht vom 8. auf den 9. März eine Zusammenkunft mit der abermals heimlich nach München zurückgekehrten gazellenäugigen Lolita*).

*) Ob sie bei dieser Gelegenheit den König zum letzten mal gesehen, ist nicht von Belang. Nach ihrer Vertreibung aus Baiern wandte sich die „neue Melusina“ zuerst nach der Schweiz, wo aber natürlich kein Boden für sie war. Dagegen erlebte sie in England einen Nachglanz ihrer münchener Glorienzeit. Der Gardelieutenant Heald nämlich, Besitzer von 15,000 Pfund Rente, heiratete die „Gräfin“ Landsfeld, um sich durch diese Excentricität die Pforten des „Excentric Club“ zu öffnen. Zwei Jahre später fand er

Dies ſchlug dem Bierfaß der Bawarengeduld den Boden aus. Der Drohruf „Abdankung!“ wurde lauter und allgemeiner, König Ludwig erkannte ſeine Unmöglichkeit und entſchloß ſich, abzudanken, um ſo mehr, da, wie die Sachlage war, nicht daran gedacht werden konnte, in der alten Manier weiterzuregieren. Am 20. März dankte er ab zu Gunſten ſeines Sohnes Max und zwar mit den Worten: „Treu der Verfaſſung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freiſtaats Beamter geweſen, ſo gewiſſenhaft ging ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um“.

Es ſind im „tollen Jahre“, wie männiglich weiß, viele, ſehr viele ungeheuerliche Phraſen losgelaſſen worden; aber daß dieſe ludwigiſche die ungeheuerlichſte von allen war, wird jedermann zugeben müſſen.

Am Nachmittag des 20. Juni von 1848 zog Robert Blum in der Paulskirche zu Frankfurt die Moral des an der Iſar aufgeführten Satyrdrama's, indem er, gegen die Rechtsbodenjunker Vincke und Kompagnie gewendet, die Worte ſprach: „Es gab einen Staat in Deutſchland, der *auch* auf dem hiſtoriſchen Rechtsboden ſtand, auf *Ihrem* hiſtoriſchen Rechtsboden, welcher uns hier ſo oft vorgeführt wird. Dieſer Staat ward in ſeinen Grundveſten erſchüttert durch den Fuß einer *Tänzerin*!“

es aber gerathen, ſich ſcheiden zu laſſen. Lola ging darauf nach Amerika, ſchrieb ihre Memoiren und hielt in verſchiedenen Städten der Vereinigten Staaten öffentliche Vorleſungen über ihre Abenteuer. Am 17. Januar von 1861 iſt ſie zu New-York in einer ſchlechten Kammer geſtorben, verrathen und verlaſſen von Leuten, welchen ſie Wohlthaten erwieſen hatte, mißhandelt von einer iriſchen Wärterin. Im Uebrigen war ſie, auf daß das Sprüchwort erfüllt und die Geſchichte vollſtändig werde, den „Spiritualiſten“ in die Hände gefallen und eine vollendete Betſchweſter geworden.

I.

Die Entwickelung.

Arbitrary power is a thing men begin to be weary of, in kings and churchmen; their juggle between them mutually to uphold civil and ecclesiastical tyranny begins to be transparent. This principle, that people are for kings and churches, begins to be exploded.

Oliver Cromwell.

I.

Ein Kehraus.

1.

Im Sommerſchloß zu Neuilly war es, daß der König Louis Philipp eines Tages, nachdem er ein langes Zwiegeſpräch mit ſeinem Lieblingsminiſter Guizot geführt hatte, ſeinen Kopf in die Hände preßte und voll Entmuthigung und Trauer ausrief: „Welches Wirrſal! Was für Ständereien! Eine Maſchine, die immer auf dem Punkt iſt, auseinanderzufallen! In was für einer traurigen Zeit ſind wir zu leben verdammt!“ Ein andermal hat der König an demſelben Orte und zu derſelben Zeit — es muß im Jahre 1847 geweſen ſein, obzwar unſer Gewährsmann Guizot das Datum nicht genau angegeben — zu demſelben Miniſter geſagt: „Eine liberale Regierung iſt, eingeklemmt zwiſchen die abſolutiſtiſchen Ueberlieferungen und den Revolutionsgeiſt unſerer Zeit, ein ſehr ſchwieriges Ding. Es bedarf dazu einer gehörigen Anzahl von Männern, welche zugleich konſervativ und liberal ſind, und ſolcher Männer gibt es nicht genug.“

Inhaltsſchwere Worte, bedeutſame Geſtändniſſe fürwahr! Alſo der Meſſias des Juſtemilieu-Glaubens verzweifelte an demſelben? Er fühlte, daß er ſeinen Thron auf Sand, auf weniger als Sand gebaut habe? Auf ein nichts nämlich, auf die ſinnloſe

Hoffnung, daß es Menſchen geben könnte, eine „gehörige Anzahl“ ſogar von Menſchen, welche mit dem einen Fuße vorwärts und mit dem andern rückwärts gingen, und auf die noch ſinnloſere, ſolche Vor-Rück- und Rück-Vorwärtſer würden gegen die Revolution auf der einen und gegen die Reaktion auf der andern Seite das „Syſtem der richtigen Mitte“ zu halten wiſſen. Schwall und Rauch, umnebelnd Hilfloſigkeit! Denn der kluge Rechner-König brachte ja als Facit einer ſiebzehnjährigen Herrſchaftsrechnung nur „Wirrſal und Stänkerei“ (confusion et gâchis) heraus und ihm ſchwante, daß die ſo mühſam und künſtlich gezimmerte Maſchine der Bourgeois-Monarchie beim erſten kräftigen Stoß, den ſie zu befahren hätte, aus Rand und Band gehen müßte. Das erklärt vieles, wenn nicht alles in der Haltung oder Nichthaltung des alten Mannes während der Februarkataſtrophe.

Aber derſelbe alte Mann, welcher in lichten Augenblicken ſo klar ſah, fiel ſofort wieder in eine Verblendung zurück, die durch ſiebzehnjährige Erfolge hervorgerufen worden war, und gefiel ſich in einer Halsſtarrigkeit, welche durch Verweigerung kleiner Zubilligungen das glimmende Kohlenfeuer der Oppoſition zur revolutionären Flamme angeblaſen hat oder wenigſtens anblaſen half. Denn was forderte die vereinigte Oppoſition der dynaſtiſchen Linken und der republikaniſchen äußerſten Linken? Die Wahlreform, d. h. die Herabſetzung des Wählercenſus auf weniger als 200 Francs jährlichen Staatsſteuerbetrags, ſowie die Beſchränkung der Wählbarkeit von Staatsbeamten, von welchen die Deputirtenkammer wimmelte und deren pagodiſche Jaſagerei den blauen Dunſt des Konſtitutionalismus doch gar zu unerträglich blau erſcheinen ließ. Magiſter Guizot ſelbſt ſcheint um das Jahr 1846 mitunter von der Beſorgniß angewandelt worden zu ſein, daß es mit dem durch die Firma Louis-Philipp und Guizot betriebenen „gouvernement libre“, von welchem er in ſeinen Memoiren ſo viel und ſo ſelbſtgefällig ſchwatzt, nicht mehr zum beſten beſtellt ſei und daß es demnach ſtaatsmänniſch, wenn er

dann und wann im Reformballspiel der Opposition Konkurrenz mache. Deßhalb ließ er in einer zu Lisieux im genannten Jahre an seine Wähler gehaltenen Rede die Phrase los: „Die Opposition verspricht euch die Reform; aber nur wir, die Konservativen, sind in der Lage, sie euch zu geben.“ Ein sogenannter Herr von Mornh — eigentlich Flahaut, Spurius der weiland Titularkönigin von Holland Hortense Beauharnais, damals Deputirter und ein Vertrauter des Hofes — hatte es eilig, dem Könige zu sagen, daß der Premierminister nun auch unter die Reformer gegangen sei, und fügte hinzu: „Sire, wenn Eure Majestät das Versprechen erfüllen will, welches Monsieur Guizot zu Lisieux gegeben hat, so wird es bei den nächsten Wahlen keine Opposition mehr geben.“ Worauf Louis Philipp, welcher gar wohl wußte, daß die Worte Guizots eben nur eine Wahlphrase gewesen: „Was für ein Versprechen? Die Wahlreform? Die Beschränkung der Beamtenwählbarkeit? Bah! Sie kennen Frankreich nicht. Man kann es nur mit Beamten regieren.“

Aber kannte er Frankreich? Wußte er, was das Reformgeschrei eigentlich zu bedeuten hatte? Hörte er den alten Revolutionskrater unter dem Julithron arbeiten? Nein, oder wenigstens eben nur in ganz flüchtigen lichten Momenten.

Derweil gewannen die Angriffsstöße der vereinigten Opposition an Kraft. Sie setzte über das ganze Land hin die „Reformbankette“ in Scene und fütterte ein heißhungeriges Publikum mit stimulirenden Tiraden. Die Bewegung nahm rasch zu an Umfang und Energie. Wenige, wenn überhaupt welche, ahnten das Ziel derselben. Die vereinigte Opposition war sehr schlecht zusammengeleimt; die Monarchisten darin hofften die Republikaner und diese hofften jene für Narren halten zu können. Einstweilen hielt das Ding nothdürftig zusammen und man beschloß, brüderlich zu bankettiren. Leute von reizbarem Nervensystem wollen freilich — ihrer eigenen Bezeugung zufolge — schon zu Ende des Mai von 1847 die bevorstehende Februareruption

vorausempfunden haben. Zur genannten Zeit hatte in der Wohnung von Odilon Barrot eine Zusammenkunft statt, um das gemeinsame Programm für das Reformbankett im Chateau-Rouge in Paris zu entwerfen, welches dann am 9. Juli von 1847 gefeiert wurde und zum Bankettiren im ganzen Lande das Signal gab. Die radikalen Programmatiker Carnot, Pagnerre, Biesta, Labelonye und Garnier-Pagès gingen mitsammen von Barrot weg, und als sie, auf dem Boulevard beim Ministerium des Auswärtigen angelangt, sich trennen wollten, sagte Pagnerre: „Meiner Treu, ich hoffte nicht, daß die Leute von der dynastischen Linken unsere Vorschläge so rasch und vollständig annehmen würden, wie sie gethan haben. Sehen denn diese Herren nicht, wohin das führen könnte? Ich für meine Person sehe das freilich auch nicht deutlich; allein ich denke, wir Radikalen brauchen uns darüber nicht zu ängstigen." Darauf will Garnier-Pagès entgegnet haben: „Seht ihr den Baum da? Nun wohl, grabt das Datum des heutigen Tages in die Rinde desselben! Denn was wir heute beschlossen haben, ist nicht mehr und nicht weniger als eine Revolution."

Aktenmäßig steht fest, daß das Vorgefühl einer heranbrohenden Krisis selbst in der königlichen Familie rege gewesen; wenigstens unter den jüngeren Mitgliedern derselben. „Lieber Tan", schrieb Louis Philipps dritter Sohn, der Prinz von Joinville, in der Familie vertraulich Hadschi genannt, vom Bord seines Flaggenschiffes „Le Souverain" am 7. November von 1847 aus der Bucht von Spezzia an seinen Bruder, den Herzog von Nemours, mit dem familiären Spitznamen Tan — „lieber Tan, ich schreibe dir, weil die von allen Seiten hereinbrechenden Ereignisse mich schwer beunruhigen. Es scheint mir unvermeidlich, daß der unnatürliche Zustand Frankreichs, welcher die konstitutionelle Fiktion verschwinden machte, in der bevorstehenden Sitzung der Deputirtenkammer zur Sprache komme. Es gibt keine Minister mehr, denn ihre Verantwortlichkeit ist eine Null.

Alles geht vom König aus und fällt auf ihn zurück (tout remonte au roi). Derſelbe iſt auf einer Altersſtufe angelangt, wo man keinen Bemerkungen mehr zugänglich. Gewohnt, zu regieren, liebt er auch zu zeigen, daß er regiere. Seine unermeßliche Erfahrung, ſein Muth, alle ſeine großen Eigenſchaften verleiten ihn, der Gefahr kühn zu trotzen; allein die Gefahr iſt deßhalb nicht weniger groß .... Unſere Lage iſt ſchlecht. Im Innern ein Finanzzuſtand, welcher nach ſiebzehn Friedensjahren keineswegs ein glänzender iſt, und auch nach außen glänzen wir durchaus nicht, während es doch ebenſo nöthig als leicht geweſen wäre, der Eigenliebe unſeres Landes etliche von jenen ihr ſo theuren Befriedigungen zu verſchaffen, mittels welcher man die Aufmerkſamkeit der Franzoſen von bedenklichſten inneren Schäden ablenkt. Die ſpaniſche Geſchichte (la campagne espagnole) hat uns einen beklagenswerthen Ruf von Treuloſigkeit verſchafft*). Von England getrennt zur Stunde, wo die italiſche Bewegung anhob, konnten wir uns daran nicht thätig und in einer Weiſe betheiligen, welche unſer Land entzückt (séduit) und uns wieder in Einklang mit den Prinzipien geſetzt hätte, welche wir nicht aufgeben können, weil wir nur kraft ihrer etwas ſind. Wir wagen

---

*) Der Prinz von Joinville war alſo hinſichtlich der ſpaniſchen Heiraten ganz anderer Anſicht als Monſieur Guizot, welcher im 8. Bande ſeiner „Mémoires“ dieſer „ſpaniſchen Geſchichte“ als ſeines größten Meiſterſtücks von diplomatiſcher Kunſt ſich rühmt. Dieſe Memoiren ſind überhaupt durchgehends nur eine breite und höchſt ſelbſtgefällige Apologie der Don-Guizoterie und als geſchichtliche Quelle nur ſehr vorſichtig zu gebrauchen. Was für eine Vorſtellung von hiſtoriſcher Wahrhaftigkeit und Gewiſſenhaftigkeit muß ein Menſch gehabt haben, welcher, wie Guizot gethan (Mém. VIII, 126), die Schamloſigkeit begehen konnte, die ſpaniſchen Bourbons als eine „glorieuse famille“ zu preiſen! Dieſe Philipp V., Ferdinand VI., Karl IV., Ferdinand VII., dieſe Marien Luiſen, Chriſtinen, Iſabellen, dieſer Weichſelzopf von Sodomitern, Tollhäuslern, Kretinen, Tigern und Meſſalinen, eine hübſche „glorreiche Familie“ fürwahr!

es nicht, uns gegen Oeſtreich zu kehren, aus Furcht, England möchte ſofort eine neue heilige Allianz gegen uns ſtiften. Dieſes alles iſt das Werk des Königs allein, iſt das Reſultat des Alters eines Königs, welcher regieren will und doch nicht mehr die Kraft beſitzt, eine mannhafte Stellung zu nehmen. Dieſe unglückſeligen ſpaniſchen Heiraten! Wir haben die Hefen ihrer Bitterkeit noch lange nicht geleert .... Alles zuſammengerechnet, ſtehen wir ſo: — Im Innern zerrüttete Finanzen; nach außen genöthigt, zu wählen zwiſchen einer demüthigen Abbitte bei Palmerſton oder der Schmach, gemeinſam mit Oeſtreich in der Schweiz den Büttel zu machen und in Italien gegen unſere Prinzipien und gegen unſere natürlichen Bundesgenoſſen zu kämpfen. An alledem iſt der König ſchuld, der König allein, welcher unſere verfaſſungsmäßigen Einrichtungen gefälſcht hat (qui a faussé nos institutions constitutionelles). Du wirſt mir verzeihen, daß ich alſo von dem Vater ſpreche: du weißt ja, wie ſehr ich ihn achte und liebe. Aber es iſt mir unmöglich, des Blickes in die Zukunft mich zu enthalten, und dieſe flößt mir Schrecken ein."

Zwei Monate und etliche Tage nach Niederſchreibung dieſes Briefes erließ aus Anlaß des Todes der Prinzeſſin Adelaide, Schweſter des Königs der Franzoſen, Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, der „Geiſtreiche", an Louis Philipp eine Beileidsepiſtel, aus welcher das pariſer Blatt „La Semaine", am 31. Januar von 1848 dieſe Stelle mittheilte: — „Sire! Sie ſind der Schild der europäiſchen Monarchieen; Sie ſind der von der Vorſehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Geſellſchaft auf ihren alten, erſchütterten Grundlagen neu zu befeſtigen. Möge Gott Eure Majeſtät zum Heile Frankreichs und zum Beſten Europa's noch lange leben laſſen! Das iſt mein heißeſter Wunſch."

Dieſe zwei Aktenſtücke zeichnen ſcharf und klar die Situation des „Bürgerkönigthums" auf der Schwelle vom Jahre 1847

zum Jahr 1848. Sein eigen Fleiſch und Blut verdammte die großen Fehler und ſchweren Sünden, welche Louis Philipp begangen hatte; der Sohn ſprach dem Vater das Urtheil. Dagegen beweihrauchte ein gekrönter Schwärmer für das „göttliche Recht“ der Könige den von den Grundſätzen der Freiheit und Vernunft Abgefallenen, den Zögling und Verehrer Voltaire's, welcher mit den Jeſuiten gemeinſame Sache gemacht hatte. Der Sohn Egalité's, der „Uſurpator“ von 1830, welchen damals Czar Nikolaus in ſeinem Hochmuth für einen Lump und Schubiak angeſehen und als ſolchen behandelt hatte, war demnach jetzo vom Abſolutismus zu Gnaden angenommen.

Ja, das zeichnet vollſtändig die Sachlage. Die Julimonarchie war reif zum Untergange und der Vernichtungsſpruch gefällt. Sehen wir zu, wie er ſich vollzog.

2.

Als Karl der Zehnte am 2. März von 1830 ſeine letzte Thronrede hielt, ſagte er darin: „Wenn eine ſtrafbare Agitation meiner Regierung Hinderniſſe in den Weg werfen ſollte, ſo würde ich die Kraft, dieſelben zu überwinden, in meiner Entſchloſſenheit, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, im gerechten Vertrauen der Franzoſen und in der Liebe finden, welche ſie zu jeder Zeit für ihren König an Tag gelegt haben.“ Als Louis Philipp am 27. Dezember von 1847 ſeine letzte Thronrede hielt, ſagte er darin: „Inmitten der Agitation, welche durch feindſelige oder blinde Leidenſchaften genährt wird, beſeelt und kräftigt mich die Ueberzeugung, daß wir in der konſtitutionellen Monarchie, im einigen Zuſammenwirken der großen Staatsgewalten ein ſicheres Mittel beſitzen, alle durch jene Leidenſchaften geſchaffenen Hinderniſſe zu überwinden und den mora-

lischen und materiellen Bedürfnissen unseres lieben Vaterlandes Befriedigung zu verschaffen."

Die große Ironikerin Historia braucht als Prämissen bloß solche Thatsachen zusammenzustellen, um ihre Zuhörer zu der uralten und ewigjungen Schlußfolgerung gelangen zu lassen: Eitelkeit der Eitelkeiten! Wie zuversichtlich sprachen die beiden Könige fast mit denselben Worten von der Ueberwindung der Hindernisse, welche eine strafbare Agitation ihnen bereitete, und kurz nach solchem Sprechen war der eine wie der andere vom Sturmodem der Revolution nach England hinübergeblasen, welke, vom Baume der Weltgeschicke gewirbelte Blätter.

Vom 22. Januar bis zum 12. Februar von 1848 rumorte und rasaunte im Sitzungssal der Deputirtenkammer im Palais Bourbon die Adressedebatte. Ein kolossaler Schwatz! Alle Helden, Halunken und Hanswurste der Tribüne arbeiteten im Schweiße ihrer Angesichter, das Publikum zu unterhalten und zu amüsiren. Die servile Mehrheit, die Guizotisten um jeden Preis hielten besonders darauf, daß in der Antwortsadresse auf die Thronrede echohaft gesagt würde: „Die Agitationen, welche durch feindselige Leidenschaften oder blinde Begehrlichkeiten entfacht werden" — und setzten diese der Opposition zugedachte Ohrfeige mit 223 gegen 18 Stimmen durch, weil die Oppositionsdeputirten sich in Masse der Abstimmung enthielten. Guizot hatte im Verlaufe der Debatten ausdrücklich erklärt, daß die Regierung die Wahlreform verwerfe und ihre bislang eingehaltene konservative Politik beibehalten werde. Der Minister des Innern, Duchatel, hatte seinerseits angezeigt, daß er auf Grund eines Gesetzes von 1790 die Reformbankette zu verbieten beabsichtige. Das hieß den parlamentarischen Oppositionmachern zwar nicht an die Seele, aber an noch Theureres greifen, nämlich an die Zunge. Des Schwatzes süßer Gewohnheit sollten sie entsagen? Nimmermehr! Zweiundneunzig Deputirte erklärten am 18. Februar, daß sie die Einladung zu einem großen

Reformbankette annähmen, welches vom Wahlkomité des 12. Arrondiſſement von Paris angeordnet worden war und am 22. Februar zu Chaillot jenſeits der elyſäiſchen Felder unter einem großen Zelte ſtatthaben ſollte.

Alſo wirklicher und wahrhaftiger Widerſtand? Und nicht nur paſſiver, ſondern ſogar ein Loth von aktivem? Kühn das für parlamentariſche Schwätzer und Klätſcher, übermäßig kühn; nicht nur verwegen, ſondern auch verwogen ſo zu ſagen. Freilich, zu weit darf man den parlamentariſchen Heroismus nicht treiben, denn das wäre unſchicklich und könnte den ganzen konſtitutionellen Hokuspokus kompromittiren. Guizot kannte ſeine Helden, Halunken und Hanswurſte der Tribüne ſehr gut und ließ daher den Polizeipräfekten Deleſſert Namens des Miniſteriums mittels Maueranſchlags vom 21. Februar das angeſagte Reformbankett einfach verbieten; natürlich in herzlicher Uebereinſtimmung mit dem Könige, welchen der Reformbankettſchwindel auch perſönlich verdroſſen hatte, maßen bei dieſen Tiſchredeübungen der offizielle Toaſt auf die Majeſtät entweder gar nicht ausgebracht, oder, wenn ausgebracht, mit eiſigem Schweigen aufgenommen worden war. Wie beantwortete nun die parlamentariſche Oppoſition die an ſie gerichtete Herausforderung? Mit Nachgeben, verſteht ſich. Die Herren verſammelten ſich bei Odilon Barrot. Der erſte Schwätzer Frankreichs, Monſieur Thiers, war auch da. Derſelbe lebte bekanntlich der Ueberzeugung, daß ein großer General in ihm ſtäcke, und weil er, wie es ſcheint, Strategik und Taktik im „Hudibras" ſtudirt hatte, dachte er mit dem Helden Butlers:

„Wer flieht, kann wieder ins Gefecht,
Wer bleibt und fällt, der kann das nicht;
Drum wer da weicht zur rechten Zeit,
Iſt in der Kriegskunſt ſchon ſehr weit —"

und beantragte, daß man vom Bankett wegbleiben ſolle. Angenommen! Von den etlichen 90 anweſenden Deputirten ver-

an Tiefe, an Umfang. Der Faubourg Saint-Antoine, der alte Hauptrekrutirungsplatz der Revolution, war maſſenhaft auf den Beinen. Der Kammerliberalismus hatte ſich unſichtbar gemacht, aber der Radikalismus that ſein Rüſtzeug an und dem Republikanismus ging eine Hoffnung auf; eine ſchwache vorerſt noch, aber doch eine Hoffnung. Gegen 10 Uhr Vormittags hatte das Kochen und Sieden, Wallen und Brauſen der Gährung ſehr bedrohlich zugenommen, ſo bedrohlich, daß das Barometer der Zuverſicht in den Tuilerien ſchon im Fallen begriffen war. Auch im Palais Bourbon, wo Guizot mit etlichen ſeiner Kollegen der Kammerſitzung anwohnte. Hier erfuhr er, was ihn erſchrecken mußte: nämlich, daß die Nationalgarde von Paris in ihrer Mehrheit nicht nur unzuverläſſig, ſondern ſogar feindlich, d. h. reformluſtig ſei und daß dieſe Stimmung in den Reihen der Bürgerwehr um ſo entſchiedener ſich kundgäbe, als die konſervativen Elemente derſelben dem Rufe der Apelltrommeln nur ſpärlich und verdroſſen gehorcht hätten. Der Premier hatte den Eindruck dieſer Neuigkeit noch nicht verwunden, als ſein Amtsgenoſſe Duchatel kam, um ihn eiligſt nach dem Schloſſe zu holen. Auf der Fahrt dorthin äußerte Duchatel, der König habe ihm ſo eben mitgetheilt, er werde von allen Seiten mit dem Rath angegangen, das Miniſterium zu wechſeln, um der Kriſe ein Ende zu machen; daß er ſich aber dazu nicht entſchließen könne. „Die Königin — fuhr der Miniſter des Innern Guizots Bezeugung zufolge fort — die Königin kam, gefolgt von dem Herzog von Montpenſier, in das Kabinett des Königs. Sie war ſehr aufgeregt. Herr Duchatel, ſagte ſie zu mir, ich kenne die Hingebung Guizots für den König und für Frankreich. Wenn er dieſe Hingebung zu Rathe zieht, wird er keinen Augenblick länger Miniſter bleiben wollen. Sage doch nicht ſolche Sachen, liebe Freundin, bemerkte der König; wenn Herr Guizot es hörte! Worauf die [illegible] Das will ich ja gerade. Ich werde es ihm ſelber ſa[illegible] ſchätze ihn zu ſehr, als daß ich nicht glauben ſollte, [illegible]

ihrer früheren Revolutionen wach zu werden. Maſſenanſammlungen auf den Straßen und Plätzen, Umgehen des „A-bas-“ Geſchrei's. Gegen Abend zu wurde der Ruf: „Nieder mit Guizot!“ artikulirter und drohender. Um die Madeleine her ungeheures Gewühl, in der Allee Marigny und in den Champs-Elyſées das Aufbrennen in Brand geſteckter Wachthäuſer. Noch nirgends Kampf zwiſchen Volk und Truppen; aber allwärts eine tiefe und ausdauernde Gährung.

Im Schloſſe war man derweil guter Dinge, wenigſtens der König. Als am Dienſtagvormittag der Miniſter der öffentlichen Arbeiten, Monſieur Jahr, in das königliche Kabinett trat, kam ihm Louis Philipp mit freudehellem Geſicht („le visage rayonnant“) entgegen. „Ah, Sie kommen, mir Glück zu wünſchen? In der That, die Sache macht ſich gut! Sie wiſſen, die Herren von der Oppoſition haben auf das Bankett verzichtet. Sie ſind, freilich ein wenig ſpät, zur Einſicht gekommen, daß ſie ein großes Spiel ſpielen würden. Die ganze Geſchichte wird unſerer Kammermajorität neue Stärke verleihen.“ — „Sire, die Lage iſt noch immer ſehr ernſt. Auf meinem Wege hierher ſah ich eine Maſſe Bluſenvolkes auf beiden Seineufern nach dem Concordeplatz ſtrömen. Die Vorſtädte haben augenſcheinlich ihren Vortrab in Bewegung geſetzt. Wir werden, wenn nicht eine große Schlacht, doch einen tüchtigen Aufruhr haben und müſſen uns bereithalten.“ — „Ganz recht, Paris gährt, warum ſollte es auch nicht? Aber dieſe Gährung wird ſich von ſelber legen. Nach dem Kleinbeigeben (lâche-pied) der Herren von der Oppoſition kann die Unordnung unmöglich größere Verhältniſſe annehmen. Im Uebrigen ſind, wie ſie wiſſen, alle nöthigen Veranſtaltungen getroffen“ .... Am Abend fand ein anderer Miniſter, Duchatel, den König noch in derſelben zuverſichtlichen Stimmung, dagegen die Königin Marie Amelie in unruhiger und beſorgnißvoller.

Die Nacht über wuchs die Bewegung bedeutend, an Höhe,

an Tiefe, an Umfang. Der Faubourg Saint-Antoine, der alte Hauptrekrutirungsplatz der Revolution, war maſſenhaft auf den Beinen. Der Kammerliberalismus hatte ſich unſichtbar gemacht, aber der Radikalismus that ſein Rüſtzeug an und dem Republikanismus ging eine Hoffnung auf; eine ſchwache vorerſt noch, aber doch eine Hoffnung. Gegen 10 Uhr Vormittags hatte das Kochen und Sieden, Wallen und Brauſen der Gährung ſehr bedrohlich zugenommen, ſo bedrohlich, daß das Barometer der Zuverſicht in den Tuilerien ſchon im Fallen begriffen war. Auch im Palais Bourbon, wo Guizot mit etlichen ſeiner Kollegen der Kammerſitzung anwohnte. Hier erfuhr er, was ihn erſchrecken mußte: nämlich, daß die Nationalgarde von Paris in ihrer Mehrheit nicht nur unzuverläſſig, ſondern ſogar feindlich, d. h. reformluſtig ſei und daß dieſe Stimmung in den Reihen der Bürgerwehr um ſo entſchiedener ſich kundgäbe, als die konſervativen Elemente derſelben dem Rufe der Apelltrommeln nur ſpärlich und verdroſſen gehorcht hätten. Der Premier hatte den Eindruck dieſer Neuigkeit noch nicht verwunden, als ſein Amtsgenoſſe Duchatel kam, um ihn eiligſt nach dem Schloſſe zu holen. Auf der Fahrt dorthin äußerte Duchatel, der König habe ihm ſo eben mitgetheilt, er werde von allen Seiten mit dem Rath angegangen, das Miniſterium zu wechſeln, um der Kriſe ein Ende zu machen; daß er ſich aber dazu nicht entſchließen könne. „Die Königin — fuhr der Miniſter des Innern Guizots Bezeugung zufolge fort — die Königin kam, gefolgt von dem Herzog von Montpenſier, in das Kabinett des Königs. Sie war ſehr aufgeregt. Herr Duchatel, ſagte ſie zu mir, ich kenne die Hingebung Guizots für den König und für Frankreich. Wenn er dieſe Hingebung zu Rathe zieht, wird er keinen Augenblick länger Miniſter bleiben wollen. Sage doch nicht ſolche Sachen, liebe Freundin, bemerkte der König; wenn Herr Guizot es hörte! Worauf die Königin: Das will ich ja gerade. Ich werde es ihm ſelber ſagen; ich ſchätze ihn zu ſehr, als daß ich nicht glauben ſollte, er würde mich

verſtehen." Bei ſothanen Umſtänden hatte es Duchatel gerathen gefunden, den Premier herbeizuholen.

Es war $2^1/_2$ Uhr, als die beiden Miniſter beim Könige eintraten, wo ſie auch die Königin und die Herzöge von Nemours und Montpenſier vorfanden. Louis Philipp ſetzte die Sachlage auseinander, ſprach von dem Ernſte derſelben, noch mehr von ſeinem, ohne Frage aufrichtigen Wunſche, das Miniſterium beizubehalten, und von dem Bedauern, daſſelbe entlaſſen zu müſſen. „Ich möchte lieber abdanken", fügte er hinzu. Das gefiel der Königin ſchlecht. „So etwas ſollſt du nicht ſagen — bemerkte ſie — du gehörſt nicht dir an, ſondern Frankreich." Worauf der König: „Das iſt wahr; ich bin viel unglücklicher daran als die Miniſter, ich kann meine Entlaſſung nicht nehmen." Guizot merkte, und es gehörte nicht eben ein feiner Merker dazu, daß das ganze Gerede nur den Sinn habe: Macht, daß ihr fortkommt! Allein der Miniſter hielt ſich für das Heil Frankreichs mindeſtens ebenſo unentbehrlich wie Louis Philipp ſelber und machte daher bemerklich, daß das Miniſterium, falls der König feſt zu demſelben ſtände, ſich wohl getraue, den Kampf mit dem Aufruhr erfolgreich durchzuführen. Es zog nicht, denn Louis Philipp ſtand zu dieſer Stunde ganz unter dem Einfluſſe ſeiner Frau, welche wähnte, mittels einer Aenderung des Miniſteriums könnte und würde der Sturm beſchworen werden. Das verlegene Hin- und Herſprechen endigte damit, daß der König mit der Erklärung herausging, er werde den Grafen Molé rufen laſſen, um denſelben mit der Bildung eines neuen Miniſteriums zu betrauen.

Das Gewitter einer Revolution in vollem Aus- und Losbruch und als Beſchwörer deſſelben ein Graf Molé! Ein wahrhaft kindiſcher Einfall, vollends in dem Gehirn eines Mannes, welcher ſchon zwei Revolutionen erlebt hatte.

Guizot begab ſich aus dem Schloſſe nach dem Palais Bourbon zurück und zeigte der Kammer an, daß das Miniſterium

entlaſſen und Graf Molé berufen ſei, ein neues zu bilden. Dieſe Senſationsnachricht machte die Mehrheit in wilden Tumult ausbrechen. Die „Korrupten“ wollten von dem geliebten Profeſſor der Korruptologie nicht laſſen, und da Louis Philipp in der Kammermehrheit den wahren und einzig richtigen Ausdruck der Geſinnung und Stimmung Frankreichs erblickte, ſo war er Abends 4 Uhr wieder halb und halb entſchloſſen, das Miniſterium Guizot, welches unterdeſſen zu amten fortfuhr, zu behalten. Zwei Stunden ſpäter war man in den Tuilerien dahin gebracht, daß man es für eine Nothwendigkeit anſah, dem verhaßteſten, aber, wie man wähnte, entſchloſſenſten und unbeſiegbarſten der Generale, dem Marſchall Bugeaud, den Oberbefehl über ſämmtliche in Paris vorhandenen Streitkräfte zu geben. Denn im Verlaufe des Tages war die Aufregung mehr und mehr zur Erhebung in Waffen geworden und hatte unter den Klängen von Rouget de l'Isle's ewigem Zauberlied der Revolutionstanz begonnen. Die Leichenernte des Tages war nicht unbeträchtlich, der Blutzehnte nicht gering; aber aus dem abſcheulichen Pulverdampf des Bürgerkriegs blitzte da und dort ein Lichtſtral hervor, welcher Zeugniß gab, daß im Menſchen- und Völkerdaſein Augenblicke vorkommen, welche glauben machen könnten, das arme Geſchöpf Menſch ſei doch etwas mehr als ein „zweibeiniges, ungefiedertes, nothdürftig gezähmtes Thier“. Ein Wachthaus war nach hartnäckiger Gegenwehr der Soldaten und wiederholtem verluſtvollem Anſturm durch eine Schar von Bluſenleuten genommen worden. In der erſten Erhitzung wollten die Sieger ihre ſämmtlichen Gefangenen über die Klinge ſpringen laſſen. Doch legte ſich der Kampfzorn raſch und die Barbarei unterblieb. Einer der Proletarier jedoch fuhr noch zu toben fort. „Man hat mir meinen Bruder umgebracht — ſchrie er — ich muß dafür wieder Einen umbringen!“ Worauf ein Kamerad von ihm: „Aber wen könnteſt du denn umbringen, der nicht auch dein Bruder wäre?“ Es iſt ſehr die Frage, ob jemals unter einem

Purpurmantel ein Wort hervorgegangen, das diesem unter einer Bluse hervorgegangenen gleichkäme. Ueberhaupt ist — nur Schalke und Schelme können das bestreiten — die Februarrevolution von einer beispiellosen Großmuth gewesen. Die Reaktion freilich hat ihr diese Großmuth übel vergolten, wie das eben der Reaktion Natur und Art. Man muß doch die Wiederaufrichtung von Thron und Altar mit Darbringung von Menschenopfer-Festhekatomben verherrlichen: so verlangt es die Etikette, so will es das Ritual.

Zur Abendzeit hatten Louis Philipp und Graf Molé ein Pourparler mitsammen, das zu keiner Verständigung führte, weil der König selbst das Minimum von Reform, welches der Graf zur Vorbedingung seines Eintritts ins Ministerium machte, nicht zugestehen wollte. Derweil hatte sich aber die Nachricht vom Sturze Guizots und seiner Kollegen in der Stadt verbreitet und allgemeine Freude hervorgerufen. Das alte und ewige Kind, das Volk, läßt sich ja so leicht schweigen und schwichtigen, sogar mit Mondschein im Wasser. Der Kampf hatte allenthalben aufgehört, Paris illuminirte, Hunderttausende wogten fröhlich und lachend durch die Straßen und Bourgeois und Proletarier, Nationalgarde und Linie, Männer und Frauen tauschten miteinander den jubelnden Friedensgruß: „Vive la réforme!“ Auf den Boulevards wandelt, wimmelt und wuselt es ameisenwuselig. Eine Kolonne von Blusen, welche den Tag über die Barrikaden im Quartier Saint-Martin vertheidigt hatten, kam vom Vendomeplatz her und traf bei der Ausmündung der Rue de la Paix auf den Boulevard mit einer andern zusammen. Vereinigt zogen die beiden Scharen unter Anstimmung der Marseillaise die Boulevards hinab bis zur Ausmündung der Rue Neuve Saint-Augustin, wo der Zug stockte und sich staute, weil ein daselbst zum Schutze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten im Viereck aufgestelltes Soldatenbataillon den Weitermarsch hemmte. Hier, vor Guizots Wohnung also, geschah um 9 Uhr

Abends das Unaufgeklärte und wahrscheinlich Unaufklärliche, welches die Reformfeier in eine Revolution verwandelte.

Die Spitze der Volkskolonne, von dem Bürgerwehrlieutenant Schumacker geführt, wird von der nachschiebenden Masse hart an das Bataillon herangedrängt. „Kommandant — sagt Schumacker zu dem zu Pferde vor der Front haltenden Oberstlieutenant Courant — lassen Sie uns durch; unsere Absichten sind friedlich. Sie sehen, wir können unmöglich umkehren, weil die Menge uns von hinten drängt." Worauf der Offizier: „Sie haben gut reden. Ich habe bestimmten Befehl, niemand hier durchzulassen." Das Pferd scheut vor den wehenden Fahnen und sprühenden Fackeln, sein Reiter lenkt es daher in das Viereck hinein, und da er sieht, daß die vorderste Reihe seiner Leute durch die andrängende Masse in Unordnung gebracht wird, schreit er: „Grenadiere, fällt das Bajonnett!" Die Gewehrläufe senken sich und auf der äußersten Linken der Linie geht ein Schuß los; ob aus Zufall oder aus Absicht, kein Mensch wußte oder weiß es zu sagen*). Aber dieser Schuß gab das Signal zu einem Bataillonsfeuer, welches 33 Menschen todt und 47 verwundet auf das Pflaster niederwarf, zur Verzweiflung des Kommandanten Courant, zur Bestürzung der Soldaten, welche dem Anreiz eines panischen Schreckens nachgegeben hatten.

Die furchtbare Wirkung dieser plötzlichen Metzelei ist welt-

*) In der dickleibigen Sammlung von Lügen über die Februarrevolution — welche Sammlung auch der Phantast Lamartine durch sein romanhaftes Buch beträchtlich anschwellen machte — ist zu lesen, daß der Republikaner Charles Lagrange den verhängnißvollen Schuß gethan, ein Pistol auf die Soldaten losbrennend. Selbst Guizot verschmähte es, von dieser schlecht erfundenen Legende bestimmten Gebrauch zu machen. Er sagt (Mém. VIII, 590): „Personne n'ignore l'évenement (je ne décide pas s'il faut dire fortuit ou criminel) qui éclata à neuf heures du soir, sur le boulevard, devant l'hôtel des affaires étrangères."

bekannt. Von dem blutbesudelten Boden vor Guizots Wohnung erhob sich der Rachegeist in die Lüfte, auf Riesenfittigen über Paris sich hinschwingend, und von Stund' an folgten sich die Ereignisse mit so überstürzender Hast, daß der Julithron bereits umgestürzt und der Bürgerkönig schon auf der Flucht war, als man in diesem oder jenem Quartier der Stadt noch von weiter nichts wußte als von der Berufung des Grafen Molé*).

3.

Die Uhr des Pavillon de l'Horloge schlägt 1 Uhr, die erste Stunde des 24. Februar von 1848. Die Nacht ist frostig und finster, aber der Widerschein von Myriaden Gaslichtern macht die über Paris hängende Dunstmasse weißlich schimmern. Der alte Königspalast, welcher schon so viele Schicksalswechsel gesehen, diese Tuilerien, worin Ludwig der Vierzehnte den Absolutismus inthronisirt, Maria Antoinette intrikirt, der Konvent vulkanisirt und Napoleon despotisirt hatte, sie zeigen auch zu dieser Stunde wieder in ihrem Innern, wie in ihrer Umgebung, jenes unbeschreibliche Ungewöhnliche, Unruhige, Hastvolle und Bängliche, welches den Katastrophen von Herrschern und Staaten vorauszugehen pflegt, wie der Staubwirbel aufwühlende Windstrom dem Gewitter voranwallt.

---

*) In einer Depesche Delley's, die um 2 Uhr Mittags am 24. Februar geschrieben wurde, heißt es: „Je me trouve tellement emprisonné par les barricades et la masse de populace qui encombre toutes les rues qu'il est impossible d'aller voir ce qui se passe. Le fait est que le roi a fait appeler Mr. le comte de Molé. pour le charger de composer une nouvelle administration et que les ministres actuels restent au pouvoir jusqu'au moment ou le ministère nouveau soit formé." S. B. A.

Die Wachtposten sind an allen Ecken und Enden verdoppelt, verdreifacht. Das Gitter des großen Hofes ist geschlossen. Der ganzen Vorder- und Hinterseite des Schlosses entlang ist in allen Stockwerken eine Menge von Fenstern erhellt und man sieht in den Korridoren des Erdgeschosses, wie droben in den Mansardengängen, eilende Lichter kommen, verschwinden und wiederkommen. Auf den Treppen, in den Vorhallen und Vorzimmern ein summendes Getöse, nur noch mühselig gedämpft durch den beschwichtigend erhobenen Finger der Aja Etikette; ein Kommen und Gehen von Staatsmännern und Generalen, Hofherren und Hofdamen, Lakaien und Zofen. Allenthalben ins Längliche oder auch schon ins Lange und Längste gezogene Gesichter, aufgeregte Mienen, Frageblicke, Geflüster, Gewisper und Gezischel. Ein Unheimliches schreitet durch das ungeheure, prächtige Haus. Noch ist dieses Schreiten nur ein Schlurfen, aber bald wird es ein Dröhnen sein.

Kriegerische Zurüstungen rings um den Palast. Längs der Rue Rivoli eine Kolonne Infanterie unter den Waffen. In den Zwischenräumen reitende Artillerie mit ihren Stücken. Starke Kavalleriepikets in die Rue St. Honoré und bis zum Palais-Royal vorgeschoben. Der Quai entlang der Seine, soweit die Tuilerien sammt dem Louvre reichen, ebenfalls wohlbesetzt. Auch hier zwischen dem Fußvolk Artillerie, besonders an den Punkten, wo sich die drei Brücken Pont Royal, Pont du Carrousel und Pont des Arts auf das linke Stromufer hinüberlegen. Bei näherem Zusehen könnte man in der Haltung der Truppen eine gewisse Schlaffheit und Verdrossenheit bemerken: hatten sie doch schon seit nahezu 48 Stunden in Wind und Wetter ermüdenden und unliebsamen Dienst gethan. Aber laut und lebhaft geht es her drinnen auf dem Carrouselplatz. Lodernde Pechpfannenfeuer werfen ihren rothen Schein über den weiten Raum, welcher auf allen vier Seiten mit Truppen aller Waffengattungen eingefaßt ist. In der Mitte ein dichtstehender Halbkreis von Stabs- und

Subalternoffizieren. Vor der Fronte deſſelben eine Gruppe von Generalen. Auf der Sehne des Bogens ein Mann von martialiſcher Figur, Haltung und Gebärde. Sein von den breiten Schultern zurückgeſchlagener Mantel läßt eine reichgeſtickte Uniform ſehen und auf dem Kopfe trägt er den mit weißem Federbeſatze geränderten Hut eines Marſchalls von Frankreich. Ihm zur Seite hält ſich ein ſchlanker Mann in Generallieutenantsuniform, deſſen feine, kühle und etwas hoffärtige Züge den Duc de Nemours, Louis Philipps zweitälteſten Sohn, erkennen laſſen.

„Meſſieurs — ſpricht der Marſchall Bugeaud kurz und barſch die Offiziere an — der König hat mich ſo eben mit dem Oberbefehl über die geſammte bewaffnete Macht von Paris, Linie und Nationalgarde, beehrt. Man muß ein Ende machen mit den Revoluzern! Ihr wißt, wann ich mich mit ihnen ſchlug, bin ich niemals geſchlagen worden. Gebt Acht, Parbleu, daß ihr mich diesmal meine Jungferſchaft nicht verlieren macht!“

Beifälliges Lächeln belohnt den Kaſernenſpaß des Duc d'Isly, bekannter noch unter ſeinen populären Titeln „Kerkermeiſter von Blaye“ und „Schlächter von der Rue Transnonain“. Doch, horch, was trägt der Nachtwind für ein dumpfes Geräuſch den Strom herunter, von der Cité-Inſel her und herüber aus den volkreichen Quartieren, die ſich zur Linken der Seine um das Pantheon zuſammenballen und zur Rechten des Fluſſes zwiſchen dem Hotel de Ville, der Place de la Baſtille und den Boulevards gelagert ſind? Ein Rauſchen und Brauſen, bald ſinkend, bald ſchwellend; ein tauſendfältig Gemiſch von Tönen und Klängen, zerſplitternd jetzt in Hunderte von grellen Mißlauten, dann wieder zuſammenſchlagend in ein Aechzen und Stöhnen und Donnern, als hörte man den atlantiſchen Ozean wüthend an die Klippen der Bretagne prallen. Und wiederum, horch, reißen ſich aus dem maſſenhaften Saus und Braus einzelne artikulirte Töne los: — „Allons enfants!“ und antwortet es drüben: „Le jour de gloire est

Die Wachtposten sind an allen Ecken und Enden verdoppelt, verdreifacht. Das Gitter des großen Hofes ist geschlossen. Der ganzen Vorder- und Hinterseite des Schlosses entlang ist in allen Stockwerken eine Menge von Fenstern erhellt und man sieht in den Korridoren des Erdgeschosses, wie droben in den Mansardengängen, eilende Lichter kommen, verschwinden und wiederkommen. Auf den Treppen, in den Vorhallen und Vorzimmern ein summendes Getöse, nur noch mühselig gedämpft durch den beschwichtigend erhobenen Finger der Aja Etikette; ein Kommen und Gehen von Staatsmännern und Generalen, Hofherren und Hofdamen, Lakaien und Zofen. Allenthalben ins Längliche oder auch schon ins Lange und Längste gezogene Gesichter, aufgeregte Mienen, Frageblicke, Geflüster, Gewisper und Gezischel. Ein Unheimliches schreitet durch das ungeheure, prächtige Haus. Noch ist dieses Schreiten nur ein Schlurfen, aber bald wird es ein Dröhnen sein.

Kriegerische Zurüstungen rings um den Palast. Längs der Rue Rivoli eine Kolonne Infanterie unter den Waffen. In den Zwischenräumen reitende Artillerie mit ihren Stücken. Starke Kavalleriepikets in die Rue St. Honoré und bis zum Palais-Royal vorgeschoben. Der Quai entlang der Seine, soweit die Tuilerien sammt dem Louvre reichen, ebenfalls wohlbesetzt. Auch hier zwischen dem Fußvolk Artillerie, besonders an den Punkten, wo sich die drei Brücken Pont Royal, Pont du Carrousel und Pont des Arts auf das linke Stromufer hinüberlegen. Bei näherem Zusehen könnte man in der Haltung der Truppen eine gewisse Schlaffheit und Verdrossenheit bemerken: hatten sie doch schon seit nahezu 48 Stunden in Wind und Wetter ermüdenden und unliebsamen Dienst gethan. Aber laut und lebhaft geht es her drinnen auf dem Carrouselplatz. Lodernde Pechpfannenfeuer werfen ihren rothen Schein über den weiten Raum, welcher auf allen vier Seiten mit Truppen aller Waffengattungen eingefaßt ist. In der Mitte ein dichtstehender Halbkreis von Stabs- und

Subalternoffizieren. Vor der Fronte desſelben eine Gruppe von Generalen. Auf der Sehne des Bogens ein Mann von martialiſcher Figur, Haltung und Gebärde. Sein von den breiten Schultern zurückgeſchlagener Mantel läßt eine reichgeſtickte Uniform ſehen und auf dem Kopfe trägt er den mit weißem Federbeſatze geränderten Hut eines Marſchalls von Frankreich. Ihm zur Seite hält ſich ein ſchlanker Mann in Generallieutenantsuniform, deſſen feine, kühle und etwas hoffärtige Züge den Duc de Nemours, Louis Philipps zweitälteſten Sohn, erkennen laſſen.

„Meſſieurs — ſpricht der Marſchall Bugeaud kurz und barſch die Offiziere an — der König hat mich ſo eben mit dem Oberbefehl über die geſammte bewaffnete Macht von Paris, Linie und Nationalgarde, beehrt. Man muß ein Ende machen mit den Revoluzern! Ihr wißt, wann ich mich mit ihnen ſchlug, bin ich niemals geſchlagen worden. Gebt Acht, Parbleu, daß ihr mich diesmal meine Jungferſchaft nicht verlieren macht!“

Beifälliges Lächeln belohnt den Kaſernenſpaß des Duc d'Isly, bekannter noch unter ſeinen populären Titeln „Kerkermeiſter von Blaye“ und „Schlächter von der Rue Transnonain“. Doch, horch, was trägt der Nachtwind für ein dumpfes Geräuſch den Strom herunter, von der Cité-Inſel her und herüber aus den volkreichen Quartieren, die ſich zur Linken der Seine um das Pantheon zuſammenballen und zur Rechten des Fluſſes zwiſchen dem Hotel de Ville, der Place de la Baſtille und den Boulevards gelagert ſind? Ein Rauſchen und Brauſen, bald ſinkend, bald ſchwellend; ein tauſendfältig Gemiſch von Tönen und Klängen, zerſplitternd jetzt in Hunderte von grellen Mißlauten, dann wieder zuſammenſchlagend in ein Aechzen und Stöhnen und Donnern, als hörte man den atlantiſchen Ozean wüthend an die Klippen der Bretagne prallen. Und wiederum, horch, reißen ſich aus dem maſſenhaften Saus und Braus einzelne artikulirte Töne los: — „Allons enfants!“ und antwortet es drüben: „Le jour de gloire est

arrivé!“ und wie ein Bündel feuriger Klangraketen ziſcht zum nächtigen Himmel empor der Refrain: „Aux armes, citoyens!“

Der Marſchall zieht ſich den Mantel dichter um die Schultern und ſagt: „Wir werden ein Wort mit den Herren von den Barrikaden ſprechen. Doppelte Ladung in die Gewehre! Ihr ſollt alsbald meine Befehle haben, Meſſieurs. Ich gehe, die Verfügungen zur Niederwerfung der Emeute feſtzuſtellen.“

Während er, ſiegesſicher, alſo ſpricht und nach dem Etat-Major (Generalſtabsgebäude) der Tuilerien ſich begibt, arbeiten ſich zwei Männer mühſam und oft angerufen zum Eingange des Palaſthofs und von dort zur Hinterpforte des Pavillon de l'Horloge durch. Der Eine trägt die Uniform der Adjutanten des Königs, der Andere iſt in Civil, ein Mann weit unter Mittelgröße. Aus dem hinaufgeſchlagenen Kragen ſeines Pelzüberrocks ragt ein ungewöhnlich großer Schädel hervor. Nachdem er ſich aus ſeinen Einhüllungen herausgewickelt, ſtellt ſich der Kleine dar als ein ziemlich altes Männchen mit einem entſchiedenen Nußknackergeſicht, welchem jedoch die Augen viel „Eſprit“ verleihen würden, ſo ſie nicht durch große runde Brillengläſer verdeckt wären. Er nimmt ſeinen Hut ab und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne; denn er hat unterwegs mit ſeinen armen kurzen und dünnen Beinen verſchiedene Barrikaden überklettern und ſo zu ſagen ein „Rennen mit Hinderniſſen“ unliebſam beſtehen müſſen. Dann folgt er ſeinem Führer, Herrn de Berthois, zum Arbeitskabinette des Königs. Auf dem Wege dahin ſtreifen, von dorther kommend, zwei Herren an ihm vorüber, faſt Ellenbogen an Ellenbogen, und wie der Kleine ſie erkennt, gleitet flüchtig ein ſardoniſches Lächeln über ſein Geſicht, ſo daß ſeine Naſenſpitze faſt mit dem zahnloſen Oberkiefer in Berührung kommt.

Die Begegnenden waren die Herren Guizot und Duchatel. Sie kamen vom Könige, wo ſie die Ordonnanz, welche dem Marſchall Bugeaud den Oberbefehl übertrug, gegengezeichnet hatten.

Sie trafen den Marſchall noch auf dem Carrouſelplatze und fragten ihn, was er von der Sachlage halte. „Es iſt ein wenig ſpät — erwiderte der Gefragte — aber ich bin noch nie geſchlagen worden und denke heute das Michſchlagenlaſſen nicht anzufangen. Man laſſe mich nur machen und dreinkartätſchen! Es wird Blut fließen, ja wohl; aber morgen Abend wird die Stärke auf Seiten des Geſetzes ſein und werden die Wühler ihre Zeche zu bezahlen haben (qu'on me laisse faire et tirer le canon, il y aura du sang répandu; mais demain sera la force du côté de la loi, et les factieux auront reçu leur compte)."

Derweil iſt der Kleine mit dem Nußknackergeſicht im Vorzimmer zum königlichen Kabinett angelangt. Hier eilt ihm Herr de Montalivet entgegen, Intendant der Civilliſte, eine Perſon, welche ganz genau einem durch ein Vergrößerungsglas angeſehenen Knaben gleicht. Im Uebrigen ein befliſſenſter Fartcatcher des von Louis Philipp erfundenen und vom Erzmagiſter Guizot docirten Syſtems der konſtitutionellen Windbeutelei. Der geſchmeidige Höfling iſt deßhalb nicht zu tadeln. Hat doch das geſammte offizielle und nicht offizielle Europa dieſes „Syſtem" als die Quinteſſenz politiſcher Weisheit lobgeprieſen und zwar mit Fug und Recht. Denn wenn zu einer Zeit, welche es glücklich ſoweit gebracht hat, nur noch ein Prinzip anzuerkennen und nur noch eine Richtſchnur zu achten, den dreimal heiligen Erfolg, zu einer Zeit, wo ſchon der Erfolg eines Jahres, eines Tages, einer Stunde vollwichtigen Anſpruch auf Vergötterung gibt, wenn zu einer ſolchen Zeit ein nahezu achtzehnjähriger Erfolg aufzuweiſen iſt, wie ſollte er nicht das goldene Kalb ſein, um welches her die Kinder Iſrael und die Söhne und Töchter der Gojim vom Aufgang bis zum Niedergang wetteifernd die Anbetungspolka tanzen?

„Ah, Monſieur Thiers", ſagt Herr de Montalivet, „wir ſind höchlich erfreut, Sie hier zu ſehen. Freilich, Se. Majeſtät erwartete nicht weniger von Ihrer Hingebung. Aber ſchonen

Sie den König!" — „Den König ſchonen? Meine erſte Pflicht iſt, ihm die Wahrheit zu ſagen", entgegnet der kleine Nothhelfer, in welchem man zu dieſer Stunde einen großen ſieht. Was doch alles die Menſchen ſich einbilden und einbilden laſſen! Thiers, der Verfaſſer einer napoleoniſchen Mythologie in 20 dicken Bänden, ein „Wahrheitsſager!" Freilich, was iſt Wahrheit? hat vor Zeiten der römiſche Oberpräſident von Judäa gefragt und in unſeren eigenen Tagen hat Einer, der auch nicht dumm geweſen iſt, den Dreireim gemacht: —

„Traum iſt alles Irdiſchen Erſcheinung,
Wahn iſt jede liebende Vereinung,
Und was Wahrheit wird genannt, iſt Meinung."

Um $2^1/_2$ Uhr ſtand der napoleoniſche Mythograph und orleaniſtiſche Staatsmann vor dem Sohn Egalité's, welchem der Königstraum, den er dereinſt mit Dumouriez in den Feldlagern an der belgiſchen Gränze geträumt hatte, im Juli von 1830 zur Wirklichkeit geworden war, — zu einer Wirklichkeit, die heute wieder zerrinnen ſollte wie ein Traum. Der alte ſchlaue Herr, in deſſen mit einer wohlfriſirten Perücke bedecktem „Birnenkopf" eine ganze Rotte von Reineken ihr Malepartus gegraben hatte, war zu dieſer Stunde weit entfernt, zu ahnen, daß, lange bevor der Tag zu Ende, ſeines Bourgeoiskönigthums ganze Macht und Pracht, in einen ſchmutzigen Fiaker verpackt, kläglich-flüchtig davongeſtoben ſein würde. Der vielerfahrene Odyſſeus des Konſtitutionalismus hatte doch zuletzt den Wirkungen des Taumelkelches, welchen Circe Gewalt ihm kredenzte, nicht widerſtehen gekonnt und hatte die boshafte Zauberin demzufolge ſich beeilt, den Reineke der Reineke in jenes Thier zu verwandeln, deſſen Ohren für bedeutend länger gelten als ſein Verſtand. Die Ereigniſſe der zwei letzten Tage hatten nun zwar dem nahezu Fünfundſiebzigjährigen körperlich tüchtig zugeſetzt — er lag überwacht und ſchachmatt, ganz in Flanell gewickelt, in ſeinem Lehnſtuhl — aber ſie hatten ihn vom Rauſche des Machtbeſitzes

keineswegs ernüchtert. Im Gegentheil, je mehr das Scepter seiner Hand zu entschlüpfen drohte, um so krampfhafter hielt er es fest, und wenn er, wie wir mitangehört, vom Abdanken geredet, so hatte er es nur gethan, damit man ihm widerspräche. Die Berufung von Thiers, wozu er sich auf vielfältiges Drängen hin kurz vor Mitternacht entschlossen, war ein seinem Stolze schwer abgerungenes Zugeständniß, und als der Gerufene jetzt gemeldet und eingeführt wurde, gab dem Greise sein gekränktes Selbstgefühl und seine üble Laune die Kraft, rasch aufzustehen und den kleinen Nothhelfer mit den barschen Worten zu empfangen: „Sie kennen die Sachlage. Ich ließ Herrn Molé rufen; er will nicht. Ich sah mich also genöthigt, Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Haben Sie ein Ministerium bei der Hand? Ich brauche auf der Stelle ein solches."

„Sire, ich erwartete nicht, gerufen zu werden, und habe daher keine Ministerliste bereit." — „Ah so? Ja, man sagt, daß Sie nicht mehr ins Kabinett treten wollten." — „Allerdings, Sire, war das meine Absicht." — „Sie müssen sich unverweilt nach Kollegen umsehen. Sie kennen das Widerwärtige, was sich vor dem Ministerium des Auswärtigen zugetragen. Die Regierung kann nichts dafür; es war ein Zufall; aber die Wirkung eine sehr unglückliche. Ich muß also ein Ministerium aus der Opposition nehmen. Was für Leute werden Sie mir geben? Ich errathe, daß Sie Barrot fordern werden, und habe nichts dagegen. Er ist ein guter Mensch, obzwar ein schlechter Musikant, will sagen Politiker. Präsident des Kabinetts jedoch müssen Sie und darf nicht Barrot sein. Man muß fest auftreten und dabei zähl' ich nur auf Sie." — „Herr de Remusat?" — „Einverstanden." — „Herr Duvergier de Hauranne?" — „Ah, Duvergier?" — „Der tritt fest auf." — „Ja, aber auf meine Kosten. Doch es sei. Die Herren sind Ihre Freunde, lassen Sie dieselben kommen. Hinsichtlich des Persönlichen wären wir also im Reinen. Was verlangen Sie in Betreff des Sächlichen?" —

„Die Wahlgesetz- und Parlamentsreform ist eine unumgängliche Nothwendigkeit. Ich zwar für meine Person war für eine Reform des Wahlgesetzes nie sehr eingenommen. Indessen muß man doch gestehen, daß der Kreis der Wahlfähigkeit und der Wählbarkeit wirklich ein etwas zu enge gezogener ist. Er gestattet einer allzukleinen Anzahl von Leuten, die Vortheile der Verwaltung auszubeuten." — „Wie, Sie wollen mir also eine enorm große Wählerschaft und eine enorm große Kammer aufhalsen?" — „Bewahre! Fünfzig Deputirte mehr und 150,000 Wähler mehr werden vollkommen genügen." — (Das nannte Monsieur Thiers dem Könige „die Wahrheit sagen"!) — „Nun, wir wollen sehen." — „Sire, das ist noch nicht alles." — „Ei, was denn sonst noch?" — „Mit der gegenwärtigen Kammer können ich und meine Freunde nicht regieren." — „Ah, Sie verlangen die Auflösung der Kammer? Niemals! Nein, niemals werde ich dazu meine Einwilligung geben. Nie und nimmer! Um keinen Preis!" Und so sprechend ging der alte Mann in höchster Aufregung im Zimmer hin und her. Mühsam sich beherrschend äußerte er dann: „Was ich für den Augenblick brauche, sind Minister. Suchen Sie mir welche! Wir werden uns später wohl verständigen. Ich willige in alle Ihre Forderungen, die Kammerauflösung ausgenommen." — „Diese gerade aber ist das, worauf meine Freunde entschieden bestehen werden." — „Jedenfalls will ich im Moniteur anzeigen lassen, daß ich Sie berufen und mit der Neubildung des Ministeriums betraut habe." — „Es wäre zweckdienlich, meinem Namen den von Barrot zu gesellen." — „Sei es." — Und damit setzte sich Ludwig Philipp an seinen Schreibtisch und ließ sich von Thiers diktiren: — „Der König hat Herrn Thiers berufen und mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Herr Thiers hat verlangt, sich Herrn Barrot beigesellen zu dürfen, und der König hat diesem Wunsch entsprochen."

Soweit war man, als es 3 Uhr schlug. „Wann werden

Sie zurückkommen?" frug Louis Philipp. „Sire, ich mache mich sofort auf, um Minister für Sie zu suchen, und hoffe bis zum Tagesanbruch welche zu finden." — „Gut, bis dahin will ich schlafen. Also auf Wiedersehen zwischen 8 und 9 Uhr?" — „Wir sind noch nicht einig über den Hauptpunkt." — „Das weiß ich." „Selbstverständlich werden wir, falls wir uns nicht mit Ihnen verständigen können, nicht ins Kabinett treten. Wir haben dann freie Hand." — „Freilich, freilich, und auch ich habe dann freie Hand." Er zog die Klingel, befahl die geschriebene Note in die Druckerei des Moniteur zu senden, und sagte dann zu Herrn Thiers, welcher seine Abschiedsverbeugung machte: „Warten Sie, ich muß Ihnen noch sagen, daß ich Bugeaud zum Oberbefehlshaber der gesammten bewaffneten Macht ernannt habe. Gehen Sie zu ihm, er befindet sich im Generalstabsquartier. Sie werden sich, da er Ihr intimer Freund ist, leicht mit ihm verständigen." Thiers schwieg verlegen. „Was haben Sie denn? Man sollte fast glauben, die Ernennung Bugeauds mißfiele Ihnen." — „Sire, ich liebe den Marschall sehr und sehe in ihm den ersten Krieger unserer Zeit. Aber, aber .... die Ernennung Bugeauds steht in schroffem Widerspruch mit Ihrer durch die Berufung eines Ministeriums aus den Reihen der Opposition angezeigten Absicht, die aufgeregte öffentliche Meinung beruhigen zu wollen." — „Sie werden mich doch in einer so kritischen Stunde nicht meines Degens berauben wollen?" — „Das nicht; ich muß und will vielmehr versuchen, den Marschall meinen Kollegen annehmlich zu machen."

Bevor er das Schloß verließ, sprach der neue halbe Premierminister — denn er war ja noch weit entfernt, ein ganzer zu sein — im Etat-Major vor, welcher in dem Pavillon der Tuillerien untergebracht war, der, damals noch nicht völlig ausgebaut, an die Rue Rivoli stößt. Der tapfere Marschall hatte so eben wieder eine Rede an die versammelten Offiziere gehalten und der eintretende Thiers konnte noch den Schlußsatz mitan-

hören: „Wenn die Nationalgarde mit uns geht, desto besser; wenn nicht, nun wohl, Messieurs, so marschiren wir über sie hinweg (nous nous passerons d'elle).“ Die bedenkliche Miene von Thiers kontrastirte gar sehr mit dieser Fanfaronnade. Der Kleine empfing die Glückwünsche zu seiner Ministerschaft mit nicht eben freudiger Genugthuung. „Man muß die Aenderung des Ministeriums sofort proklamiren“, sagte Bugeaud. „Ja, aber weiß ich denn, daß ich wirklich dazu kommen werde, ein Ministerium zu bilden?“ entgegnete Thiers muthlos. „Ei was, warum denn nicht?“ fragte der Marschall ermuthigend. An seiner festen Haltung richtete sich auch der kleine Nothhelfer wieder auf, so daß er ziemlich beruhigt auf die Ministersuche ging.

4.

Bugeaud war in Wahrheit dermalen noch voll Zuversicht und traf seine Maßregeln und Anordnungen mit Sicherheit und Bestimmtheit. Die Zahl der Streitkräfte, über welche er zunächst verfügen konnte, betrug in runder Summe 25,000 Mann, die Nationalgarde nicht mitgerechnet. Der Marschall, welchem die Stimmung der Bürgerwehr von Paris nicht unbekannt war, rechnete auch gar nicht auf sie, sondern verließ sich nur auf die Linientruppen, für welche mittels Telegrammen Verstärkungen aus in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Garnisonen herbeigerufen wurden. Zur Stunde war die Hauptmasse der bewaffneten Macht in den Höfen und Umgebungen der Tuilerien und des Louvre vereinigt, während schwächere Abtheilungen den Platz der Bastille, das Stadthaus, die Polizeipräfektur und das Pantheon besetzt hielten. Dagegen befand sich zu derselben Stunde das ganze Centrum der Stadt, der Raum zwischen der Rue de la Paix, den Boulevards, der Rue St. Honoré, der

Rue Rambuteau und dem Baſtilleplatz, ſchon in den Händen des Aufruhrs, welcher ſeit der verhängnißvollen neunten Abendſtunde des geſtrigen Tages an Umfang, Energie und Rüſtung unermeßlich zugenommen und gewonnen hatte.

Ah, ſie waren fleißig am Werke geweſen dieſe Nacht über, die anſtelligen, falkenäugigen, flinkhändigen Barrikadenkünſtler der alten Lutetia; ſie hatten ſich keine Mühe verdrießen laſſen, der „ultima ratio regum“ die ultima ratio populorum entgegenzuſtellen: — 1512 nach allen Regeln der Kunſt erbaute Barrikaden, wozu andere Materialien ungerechnet, 4013 Baumſtämme und 1,277,000 Pflaſterſteine verwandt worden waren. Im Beſitze dieſer Hunderte von improviſirten Citadellen, ſchickte das Volk von Paris ſich an, die ihm vom Schickſal zugewieſene Rolle, den Nationen *vorzuturnen* auf dem Turnplatz der Weltgeſchichte, wieder einmal mit Anſtand, Virtuoſität und theatraliſchem Gebärdenſpiel durchzuführen, auf daß abermals erfüllt werde, was von ihm geſchrieben ſteht: —

„Oh, Volk du von Paris . . . . . .
Kühn handhabſt du das Schwert und keck die Pflaſterſteine!
Du Meer, deß Zorngebrüll, wenn es im Sturm erwacht,
Auf der gekrönten Stirn den Goldreif zittern macht,
Das himmelhoch drei Tag' emporwirft ſeine Maſſen
Und wieder fällt und träg' ſich hinſtreckt und gelaſſen;
Volk, einzig in der Welt, in dem ſich räthſelhaft
Mit Greiſenſünden miſcht beſchwingte Jugendkraft,
Das mit Gefahren ſpielt und mit dem Tode — immer
Erſtaunt ob dir die Welt, doch ſie begreift dich nimmer!“

Die Rieſenarbeit der Nacht hatte, weit entfernt, die Körper zu ermüden und die Geiſter abzuſpannen, in den Reihen der Inſurgenten den Argwohn, den Zorn, die Kampfluſt nur geſteigert. Das Erſcheinen des Moniteur am Morgen war auch nicht geeignet, dieſe Stimmung zu beſchwichtigen. Das Regierungsblatt brachte nämlich in ſeinem nichtamtlichen Theil die nebelige Nachricht von der bevorſtehenden Einſetzung eines Miniſteriums

Thiers-Barrot, in seinem amtlichen dagegen die Anzeige, daß der Oberbefehl über die Linie und die Nationalgarde dem Marschall Duc d'Isly gegeben worden sei. „Was — schrieen die Barrikadenmänner — Bugeaud? Der Kartätscher von der Rue Transnonain, welcher das Blut des Volkes wie Wasser vergossen hat, der Henkersknecht des Systems, dessen Sophist und Jesuit Guizot ist! Daran erkennen wir, was an allen den Reformverheißungen ist. Weg damit und aux armes citoyens!" Noch nirgends erhob sich um diese Zeit der Ruf: „Die Republik!" und es unterfteht keinem Zweifel, daß noch an diesem Morgen des 24. Februar die Massen durch etliche zeitgemäße und ehrliche Reformen zu beschwichtigen, zu befriedigen und zu gewinnen gewesen wären. Aber mit jeder in diesem Sinne ungenutzt gelassenen Stunde, Viertelstunde, Minute wurde die Haltung des Volkes eine drohendere, wurde sie eine zum Aeußersten entschlossene. Sehende Augen und hörende Ohren merkten das Herannahen eines großen Umsturzes. Auf den Stirnen republikanischer Führer begann Heiterkeit zu schimmern und um ihre Lippen ein Hoffnungslächeln zu spielen: — sie spürten in allen Fibern, daß dieser Tag die Möglichkeit bringen könnte, vielleicht bringen müßte, den großen Würfelwurf zu wagen.

Derweil also eine Partei, welche Ludwig Philipp durch seine Périer und Bugeaud völlig besiegt zu haben wähnte, sich anschickte, auf eine Entscheidung der schwebenden Streitfragen im widermonarchischen Sinne hinzudrängen, war der Marschall auch nicht müssig gewesen, das Feld, auf welchem er dem Volke die voraussichtlich bevorstehende Schlacht liefern wollte, zu prüfen und die Stellungen seiner Streitkräfte darauf zu bezeichnen. Zwei große Linien markirten sein strategisches Terrain: die Seinequais und die Boulevards. Auf dem rechten Ufer des Stroms mußten als wichtige und wichtigste Punkte im Auge behalten werden das Schloß, das Hotel de Ville, die Bank, der Siegesplatz und weiterhin der Bastilleplatz und der Concorde-

platz, in der Mitte der Boulevardsbogenlinie durch die Porte Saint-Denis mitsammen verbunden; auf dem linken Ufer ebenso der Invalidenpalast und die Kriegsschule, das Palais Bourbon, die Polizeipräfektur und das Pantheon. Bugeaud hatte beschlossen, einen Angriff von Seiten der Insurrektion nicht erst abzuwarten, sondern demselben durch angriffsweises Vorgehen zuvorzukommen. Demzufolge organisirte er vier Marschkolonnen. Die erste derselben, geführt vom General Sebastiani, sollte durch die Straßen Saint-Honoré, des Prouvaires und Rambuteau zum Stadthause vordringen, wohin sie auch, um 5 Uhr vom Carrouselplatz aufbrechend, um 7 Uhr wirklich gelangte und mit dem auf dem Grèveplatze stehenden General Tallandier sich vereinigte. Die zweite Kolonne marschirte unter Führung des Generals Bedeau um $5^1/_2$ Uhr von den Tuilerien ab und hatte die Bestimmung, durch die Straßen Richelieu, Vivienne, Feydeau, Montmartre nach den Boulevards und diese entlang nach dem Bastilleplatz zu gelangen. Eine dritte Kolonne, befehligt vom Oberst Brunet, setzte sich gegen 6 Uhr in Bewegung und war angewiesen, durch die Straßen Saints-Pères, Jakob, de Seine, Tournon und Saint-Dominique zu marschiren, um den beim Pantheon stehenden General Renault zu verstärken. Die Führer dieser Angriffsharste hatten Befehl, alle Barrikaden auf ihrem Wege mit Sturm zu nehmen und jeden ihnen begegnenden Widerstand energisch niederzuschlagen. Eine vierte Kolonne behielt der Marschall unter seiner eigenen Hand: er wollte damit im Rücken der beiden ersten operiren, um jede Wiederherstellung der genommenen und zerstörten Barrikaden zu verhindern. Ein fünftes Geschwader endlich, dessen Infanterie der General Rulhières und dessen Kavallerie der General Regnault de Saint-Jean-d'Angely kommandirte, sollte als Reserve auf dem Carrouselplatze zurückbleiben.

Von der Nationalgarde glaubte Bugeaud bei seinen Anordnungen ganz absehen zu dürfen. Ein schwerer Irrthum!

Denn die Reformſtimmung der Mehrheit der ſich ſelbſt überlaſſenen Bürgerwehr machte die „Bärenmützen“ mit den „Bluſen“ ſympathiſiren und das Erſcheinen der erſteren an der Seite der letzteren verdoppelte und verdreifachte die Unluſt der Linientruppen, rückſichtslos und ausdauernd für das Julikönigthum ſich zu ſchlagen*). Seltſam zu ſagen und doch unzweifelhaft wahr, für dieſes Julikönigthum wurden jetzt, wie übrigens nicht ſelten für ſtürzende Gewalten, ſogar ſeine guten und beſten Seiten zu Untergangsmotiven. Unter dieſen guten und beſten Seiten hatte Louis Philipps ſtandhafte Friedensliebe die erſte Stelle eingenommen, eine Tugend, in welcher die Gloire-, Beute- und Avancementſucht der Armee nur ein Laſter ſah. In ihren Reihen war der „Roi-Bourgeois“ längſt entpopulariſirt und, Alles zuſammengehalten, war demnach zum energiſchen Schlagen für das Beſtehende nur die „Munizipalgarde“ entſchloſſen, ein aus Unteroffizieren gebildetes Korps, die Blüthe der Schnauzbartbrutalität, aber zugleich auch, wie man gerechter Weiſe anerkennen muß, die höchſte Potenz ſoldatiſchen Ehr- und Pflichtgefühls. Hätten die Miniſter, die Generale, alle die Hof- und Staatswürdenträger, alle die Anhänger und Säulen des „Syſtem“ nur den hundertſten Theil des Muthes, der Hingebung und Ausdauer dieſer Soldaten bethätigt, die Inſurrektion würde nicht ſiegreich in die Tuilerien eingezogen ſein. Aber freilich, das „Syſtem“ ſelbſt war faul geworden bis in den Kern hinein,

*) Hieraus hauptſächlich erklärt ſich die Thatſache, daß in den Kämpfen der Februartage der Menſchenverluſt auf Seiten des Volkes wie der Armee ein verhältnißmäßig geringer war. Der heftigſte und andauerndſte Zuſammenſtoß fand bekanntlich beim Wachtpoſten vom Chateau d'Eau ſtatt und bei dieſem weitaus erbittertſten aller Straßenkämpfe vom Februar verloren 38 Bürger und 11 Soldaten das Leben und wurde 1 Offizier tödtlich verwundet. Im Ganzen ſind während der Februartage gefallen auf Seiten des Volkes 275 Männer und 14 Frauen, auf Seiten des Heeres 72 Mann, worunter 4 Offiziere.

wie hätte es ausreichend viele Vertheidiger finden können? Die Stärke der Februarrevolution war in weit höherem Grade moralischer als materieller Natur; daher ihre Unwiderstehlichkeit. Wißt ihr, wer das bezeugt? Gewiß ein unverwerflicher Zeuge, Louis Philipp selber, welcher, im Exil zu klarer Einsicht gelangt, in Claremont zu seinem Höfling Cuvillier-Fleury gesagt hat: „Gegen eine moralische Insurrektion gab es weder Angriff noch Vertheidigung. Man hat behauptet, ich hätte den Befehl gegeben, das Feuer einzustellen. Das ist unwahr. Wozu auch ein solcher Befehl? Er lag ja in der Luft"*).

Trotz alledem wiegte sich Bugeaud etliche Stunden lang in der trügerischen Hoffnung auf einen Triumph, dessen er zum Voraus genoß. Denn nachdem er seine Angriffskolonnen hatte abmarschiren lassen, setzte er sich hin und schrieb an Thiers: „Schon lange habe ich vorhergesehen, mein Freund, daß wir Zwei berufen werden würden, die Monarchie zu retten. Mein Entschluß ist gefaßt: ich habe meine Schiffe verbrannt. Sobald ich die Emeute besiegt haben werde — und ich werde sie besiegen, denn die Lässigkeit der Nationalgarde und der Mangel an Unterstützung von dieser Seite sollen mich nicht aufhalten — will ich gern als Kriegsminister in das von Ihnen gebildete neue Ministerium eintreten, falls meine angebliche Unpopularität kein unübersteigliches Hinderniß ausmacht" .... Eine geradezu ins Komische fallende Probe menschlicher Selbsttäuschung fürwahr! Längstens zwei Stunden nach Niederschreibung dieser Zeilen war die „Emeute" entschieden oben auf und in vollem Vorschritt zum Siegesziel begriffen. Zu dieser Stunde geschah auch ein Zeichen, welches in den Straßenkämpfen von Paris stets für ein bedeutsames gegolten hat. Die Zöglinge der polytechnischen Schule erklärten dem Chef-General der Anstalt, daß

*) Cuvillier-Fleury: Portraits pol. et révol. 2 édit. Paris 1852. I, 22. Diese „Portraits" sind freilich, sofern es solche von Gegnern des Hofes sind, nur boshafte Karikaturen ohne allen historischen Werth.

ſie ſich an dem Aufſtande betheiligen wollten und würden, zogen ihre Uniformen an, nahmen ihre Waffen und eilten ſcharenweiſe nach den verſchiedenen Kampfſtellen, um ſich in die Bewegung zu werfen, deren Wogen von Minute zu Minute höher gingen. Schon befanden ſich wichtige ſtrategiſche Punkte, wie die Porte Saint-Denis, der Siegesplatz, fünf Kaſernen und außerdem die Mehrzahl der Mairien, in den Händen des kämpfenden Volkes; andere waren dicht von demſelben eingeengt. Mehr und mehr ſahen ſich die operirenden Truppenkörper von einander abgeſchnitten und, ermattet, hungrig und kampfunluſtig, wie ſie waren, immer hilfloſer in das ungeheure Straßennetz verſtrickt, deſſen Maſchenknoten Barrikaden.

5.

Unterdeſſen hatte Herr Thiers ſich gehörig abgezappelt, um mittels Findung von Miniſtern das Verhängniß abzuwenden. Es iſt ja, wie Wiſſenden wohlbekannt, eine der Hauptziffern im Hexeneinmaleins des Konſtitutionalismus, mittels eines gelegentlichen Wechſels der Perſonen den genasführten Völkern die Phantasmagorie eines Wechſels der Sachen vorzugaukeln.

Der kleine Nothhelfer mit der großen Brille hatte es glücklich dahin gebracht, die Chefs der Linken und des linken Centrums der Deputirtenkammer um ſich zu verſammeln und dieſe Herren — Barrot, Remuſat, Duvergier de Hauranne, Beaumont, Toqueville, Couſin, Laſteyrie, Maleville — wie auch den General Lamoricière in erſter oder zweiter Linie zur Annahme von Miniſterpoſten zu beſtimmen. Man wollte noch drei andere parlamentariſche Größen, die Herren Paſſy, Dufaure und Billault beiziehen; allein alle drei lehnten ab. Gerade waren die Herren Miniſterſchaftskandidaten übereingekommen, zwiſchen 7 und 8 Uhr in das Schloß ſich zu begeben, als Monſieur de Reims,

der Sekretär von Thiers, eilends eintrat. Er war auf Kundschaft ausgewesen und hatte die Neuigkeit der Ernennung eines Ministeriums Thiers-Barrot auf das Redaktionsbureau des „National" gebracht. „Das genügt nicht", hatte ihm der Chefredakteur Marrast zur Antwort gegeben; „wir müssen die Abdankung des Königs haben und zwar *vor* Mittag! *Nach* Mittag würde es zu spät sein" ... *Zu spät*! Das schmächtige Wort hat sich in jenen Stunden und Tagen recht breit gemacht. Man hat es in allen Sprachen wiederholt und gescheite und dumme Leute haben mehr oder weniger langweilige Predigten darüber gehalten. Die alte und immer neue Geschichte ist diese, daß es für das Glück der Völker überall und allzeit entweder zu früh oder aber zu spät ist. Für die ewig Betrogenen und Betrogenseinwollenden kommt nie etwas zur rechten Zeit ... Die um Thiers versammelten Matadore des Liberalismus glaubten jedoch keineswegs an das marrastische „Zu spät". Duvergier de Hauranne spottlächelte: „Parbleu, Citoyen Marrast predigt für *seine* Heilige". Ein den Gedanken einer Möglichkeit der Republik weit wegwerfender Witz, welcher natürlich Beifall fand.

Freilich, auf ihrem Wege nach den Tuilerien hatten die Herren dann doch sattsame Gelegenheit, zu bemerken, der Aufstand habe eine solche Gestalt angenommen, daß demselben mit den ordinären konstitutionellen Taschenspielergriffen nur noch sehr schwer würde beizukommen sein. Namentlich Odilon Barrot war durch das, was alles er unterwegs gesehen und gehört, so stutzig geworden, daß er, mit seinen Begleitern am Gitter des Schloßhofes angelangt, stehen blieb und erklärte: „Ich gehe nicht weiter. Die Ernennung des Marschalls Bugeaud macht den Kampf unvermeidlich und eine Katastrophe wahrscheinlich; ich ziehe mich zurück". Worauf Thiers, als schriebe er an einem Kapitel seiner napoleonischen Mythologie: „Dürfen wir dem Könige seinen Degen aus der Hand schlagen? Sollen wir einen Marschall von Frankreich vom Pferde steigen heißen?"

Die Elektrisirmaschine der Phrase wirkt immer auf den Franzosen: Barrot gab nach.

Im Palasthof traten den Ankommenden die Herzöge von Nemours und von Montpensieur entgegen, beide sehr bewegt, besonders der jüngere Prinz. „Es ist trostlos — klagte er — denn alle Mittel erweisen sich als unwirksam. Die Lage der Truppen ist furchtbar. Sie versinken im Koth und es fehlt ihnen an Schießbedarf." Man erfuhr, der König schliefe noch, und bis er geweckt würde und bereit wäre, die Ministerkandidaten zu empfangen, ging Herr Thiers mit dem Duc de Nemours nach dem Generalstabslokal. Er fand daselbst den Marschall schon bei weitem nicht mehr so zuversichtlich wie wenige Stunden zuvor. Bugeaud beschwerte sich bitter über die unzureichende Truppenzahl, wie auch über den Mangel an Munition und Proviant. Er war noch nicht zu Ende mit seinen Klagen, als ein angesehener Fabrikant, Herr Fauvelle, begleitet von dem Bürgerwehroffizier Courpon, athemlos hereinstürzte, mühsam die Worte hervorwürgend: er komme von den Boulevards, wo er den General Bedeau und dessen Kolonne auf gleicher Höhe mit dem Gymnase Angesichts einer ungeheuren festen Barrikade verlassen habe. Er fügte ohne Umstände hinzu, daß, falls der Kampf dort begänne, derselbe ein sehr mörderischer sein würde und leicht ein Aeußerstes, d. h. den Umsturz des Throns zur Folge haben könnte. „Monseigneur — wandte er sich dann an den Herzog von Nemours — vereinigen Sie sich mit mir, um den Befehl zum Rückzug der Truppen zu erwirken. Dulden Sie nicht, daß Blut den Namen Ihres Vaters und Ihren eigenen besudele. Noch ist nichts verloren; aber hat das Blutvergießen einmal begonnen, so wird nichts der Rache des Volkes eine Gränze setzen." Der Marschall, welcher schon den Mund geöffnet hatte, um dem Sprecher auf gut wachtstübisch anzuschnauzen, unterließ es, als er die bedenklichen Mienen des Prinzen und des Herrn Thiers wahrnahm, und zog die Beiden zu einer geflügelten Berathung

in ein Nebenzimmer. Das Resultat dieser Berathung hieß Nachgeben. Bugeaud händigte dem Fabrikanten einen schriftlichen Befehl für den General Bedeau ein und dieser Befehl lautete: „Mein lieber General, meine Verfügungen haben eine Abänderung erfahren. Lassen Sie das Feuer überall einstellen und die Nationalgarde den Sicherheitsdienst übernehmen. Lassen Sie Worte der Versöhnung vernehmen und ziehen Sie sich gegen den Carrouselplatz zurück“ .... Es war 9 Uhr, als Bedeau diese Ordre empfing und sich über die Boulevards gegen den Concordeplatz hin zurückzuziehen begann, weil er den Rückzug auf dem Wege, den er gekommen war, mit Recht für zu gefährlich hielt. Das Nachgeben von Seiten der Gewalt hatte also begonnen*). Zu spät!

Derweil waren Thiers, Barrot und ihre Begleiter in das Kabinett des Königs eingeführt worden und der greise Monarch, durch etliche Stunden Schlaf neubelebt, empfing sie mit der gewohnten Lebhaftigkeit seiner Manieren. Er ging auf Thiers zu und sagte: „Nun wohl, mein lieber Minister“ — „Sire, wir kommen, zu versuchen, ob wir uns mit Ihnen verständigen können; aber noch sind wir nicht Ihre Minister.“ — „Sie sollen es sofort sein. Was ist zu thun?“ — „Man weiß in Paris noch nicht offiziell, daß Sie uns berufen haben.“ Ueberrascht und beunruhigt, ließ Louis Philipp seinen Kabinettssekretär Fain rufen und dieser übergab dem Gebieter einen Brief vom Polizei-

*) Man erzählt, ein Jahr später sei Bugeaud mit Fauvelle zusammengetroffen, habe den Fabrikanten erkannt und zu ihm gesagt: „Sie haben viel Unheil angerichtet. Ich hätte Sie, ohne Sie zu hören, von mir jagen, ich hätte, taub für das Geheul eurer Bourgeois und eurer Nationalgarde, die alle mitsammen für Narren gehalten wurden, meinen König in seinen Tuilerien vertheidigen und euch ohne Gnade niederkartätschen sollen. Louis Philipp säße noch auf seinem Thron und ihr würdet mich jetzt dafür zu den Wolken erheben. Aber was wollen Sie? Ich war verwirrt und verdummt durch einen Schwarm von Feiglingen und Höflingen, welche mich gerade so jammerselig gemacht hatten, wie sie selber waren.“

präfekten, welcher meldete, daß er in der Polizeipräfektur blockirt und nicht ein einziger seiner Agenten im Stande gewesen sei, die amtliche Bestätigung der Nachricht von der Berufung eines Ministeriums Thiers-Barrot zu verbreiten. „Das ist ja trostlos!“ sagte der König. Herr Barrot nahm nun das Wort, um zu erklären, daß die Oberbefehlshaberschaft Bugeauds die Beruhigung der Gemüther zu einer Unmöglichkeit mache, wozu Thiers bemerkte, man müsse allerdings jeden weiteren Zusammenstoß zu vermeiden suchen; allein die Entfernung des Marschalls vom Oberkommando sei in diesem Augenblick unräthlich und deßhalb schlage er vor, dem Namen desselben einen populärern beizugesellen, etwa den des Generals Lamoricière. „Vortrefflich! — sagte Louis Philipp — aber nur Sie, mein lieber Thiers, können den Duc d'Isly diese Pille verschlucken machen.“ Und so sprechend verschwand er für etliche Minuten in ein anstoßendes Zimmer. Als er zurückkam, hob Barrot wieder an: „Sire, die Auflösung der Kammer“ — „Die Auflösung? Um keinen Preis! Niemals!“ Und mit großen Schritten ging er in dem Kabinett auf und ab, um dann abermals in das anstoßende Gemach zu gleiten. Dies wiederholte sich noch einmal, als auch Herr Duvergier mit Bestimmtheit erklärt hatte: „Die Auflösung der Kammer ist unbedingt nothwendig.“ Der König, durch die Seitenthür wieder hereingetreten, sagte abermals mit äußerster Heftigkeit sein „Niemals! Niemals!“ her, was die liberalen Matadore um so mehr reizte und erbitterte, als sie beim Oeffnen und Wiederöffnen der Thüre zum Nebengemach in diesem das wohlbekannte Gesicht des Herrn Guizot erblickt hatten. Louis Philipp suchte und befolgte also noch immer die Rathschläge seines abgedankten Ministers? Sollten sie, die Führer der parlamentarischen Opposition, etwa bloße Nothbehelfshampelmänner für den Augenblick sein?*)

*) Guizot freilich hat bestimmt verneint (Mém. VIII, 593), daß er am 24. Februar vom Könige noch zu Rathe gezogen worden sei; allein er hat

Dieſe Frage und andere noch blieben einſtweilen in der Schwebe, weil für nöthig befunden ward, vor allem den Marſchall die „Pille“ hinunterſchlucken zu machen. Die Matadore begaben ſich zu dieſem Ende nach dem Generalſtabslokal, woſelbſt nach kurzer Verhandlung mit dem ganz handlich gewordenen Bugeaud ausgemacht wurde, daß Lamoricière das Kommando der Nationalgarde übernehmen ſollte, und ferner, daß der genannte General und Herr Barrot ſich in die Barrikadenquartiere begeben und die Wirkſamkeit ihrer Namen, ſowie ihrer Beredtſamkeit zur Beſchwichtigung der Gemüther aufbieten ſollten. Dies abgemacht, eilten die Herren Thiers, Remuſat und Duvergier, begleitet von dem Duc de Nemours, in die königlichen Gemächer zurück, um endlich von dem Könige die Zuſtimmung zu ihrem Miniſterprogramm zu erlangen, zu erpreſſen. Allein Louis Philipp blieb hartnäckig dabei, die Auflöſung der Kammer zu verweigern. Die Scenen von vorhin wiederholten ſich und endlich ließ der Bürgerkönig die Herren rathlos ſtehen, indem er, ohne nachgegeben zu haben, in den Salon der Königin hinübertrat. „Sie ſehen es, wir verlieren nur Zeit“, ſagte Thiers zu Nemours; „der König will die Auflöſung der Kammer nicht, demzufolge ſind wir nicht Miniſter und können nichts thun.“ Worauf der Prinz, welcher ſich an dieſem Kehraustage vom Anfang bis zum Ende als ein verſtändiger und braver, obzwar nicht als ein bedeutender Mann erwieſen hat: — „Sie haben recht. Laſſen Sie mich machen. Ich gehe zum König.“ Kaum war er weggegangen, als der vielberufene Journaliſt Emile de Girardin, einer der Hauptinduſtrieritter der pariſer Preſſe, ohne Umſtände hereingelaufen kam und an Thiers die eilfertigen Worte richtete:

---

zugegeben, daß er um 8 Uhr Morgens noch einmal nach den Tuilerien gegangen ſei, „pour prendre définitivement congé du roi.“ Er befand ſich demnach zur Stunde, wo Louis Philipp mit Thiers, Barrot und ihren Freunden verhandelte, unzweifelhaft im Schloſſe.

„Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Man muß auf der Stelle das neue Miniſterium, die Auflöſung der Kammer u. ſ. w. proklamiren.“ — „Ich weiß es, aber wir können Nichts erlangen.“ Endlich, nach einer Viertelſtunde bänglicher Erwartung kam der Prinz zurück. „Der König — meldete er — willigt in die Auflöſung der Kammer und bevollmächtigt ſeine neuen Miniſter, dies in einer Proklamation zu verkünden, aber unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit und ohne daß ſein Name darein gemiſcht wird.“ Was war nun das wieder für ein Schlupfloch des gekrönten Reineke? Jedoch der Augenblick drängte zu ſehr, als daß man ſich um ſolche Fuchſerei hätte kümmern können oder wollen, und demnach ward eiligſt dieſe Proklamation verfaßt: — „Paris, 24. Februar, 10 Uhr Morgens. Bürger (citoyens) von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzuſtellen, iſt gegeben. Wir haben vom Könige den Auftrag erhalten, ein neues Miniſterium zu bilden. Die Kammer wird aufgelöſ't und an das Land appellirt. Der General Lamoricière iſt zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne ſind Miniſter. Freiheit, Ordnung, Reform! Barrot. Thiers.“

Zu ſpät! Man hatte nicht einmal die Mittel zur Hand, dieſe Verkündigung raſch und maſſenhaft durch den Druck zu vervielfältigen. Es gab in den Tuilerien keine Preſſe und es mag in der bei dieſer Gelegenheit von Emile de Girardin mit Emphaſe ausgeſtoßenen Phraſe: „Aus Mangel einer Druckerpreſſe geht die Monarchie zu Grunde!“ ein Zehntel Wahrheit geweſen ſein. Freilich, nur ein Zehntel. Denn als es gelungen war, in den Druckereien der „Preſſe“ und des „Conſtitutionnel“ eine Anzahl von Exemplaren der Proklamation zu drucken und anſchlagen zu laſſen, wurden dieſe Plakate ſofort heruntergeriſſen und durch andere erſetzt, deren lakoniſcher, von Flocon verfaßter und von Proudhon in der Druckerei der „Reform“ geſetzter Inhalt lautete: „Louis Philipp läßt euch morden, wie ſeiner Zeit

Karl der Zehnte that. Mag er hingehen, wohin Karl der Zehnte gegangen."

6.

Die Monarchie ging zu Grunde, ja. Schon bröckelte unaufhaltſam Stein nach Stein aus dem mit dem Mörtel doctringuizotiſchen Doktrinarismus gemauerten Gewölbe des Louis-Philippismus.

Die eifrigen Bemühungen Barrots und Lamoricière's, durch Geltendmachung ihres perſönlichen Anſehens und durch die Nachdruckſamkeit ihrer Verſicherungen im Sinne einer Reformpolitik die Revolution zum Haltmachen auf ihrer Vorſchrittsbahn zu bewegen, erwieſen ſich bald als fruchtlos ganz und gar. Zwar legte man den beiden Vermittlern, deren Miniſterſchaft nicht länger als eine Stunde währte, zunächſt kein Hinderniß in den Weg. Die Zugänge der Barrikaden öffneten ſich vor ihnen und man ließ ſie hindurch; allein von einer dieſer Verſchanzungen zur andern ſteigerte ſich merkbar die revolutionäre Stimmung. Die proletariſchen Bluſen, welche, gar nicht ſpärlich mit bürgerwehrlichen Bärenmützen vermiſcht, die erſte Barrikade beſetzt hielten, riefen: „Nieder mit Bugeaud!" Die Vertheidiger einer zweiten: „Nieder mit Guizot!" Von der Bruſtwehr einer dritten ſcholl es ſchon: „Nieder mit Thiers!" und von der einer vierten gar: „Nieder mit Louis Philipp!" Zwar ein „Vive la république!" wurde noch nicht laut; aber wenn auf dem Boulevard der Italiener die konſtitutionelle Phraſeologie Barrots noch ihre Wirkung that, ſo verſagte dieſe weiterhin bei der Porte Saint-Denis gänzlich. Da ſtieg eine ungeheure Barrikade auf und von ihrer Bruſtwehr flatterte die rothe Fahne. Die Vertheidiger dieſer Baſtion gaben, als der liberale Schönſchwätzer vortrat

„Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Man muß auf der Stelle das neue Miniſterium, die Auflöſung der Kammer u. ſ. w. proklamiren.“ — „Ich weiß es, aber wir können Nichts erlangen.“ Endlich, nach einer Viertelſtunde bänglicher Erwartung kam der Prinz zurück. „Der König — meldete er — willigt in die Auflöſung der Kammer und bevollmächtigt ſeine neuen Miniſter, dies in einer Proklamation zu verkünden, aber unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit und ohne daß ſein Name darein gemiſcht wird.“ Was war nun das wieder für ein Schlupfloch des gekrönten Reineke? Jedoch der Augenblick drängte zu ſehr, als daß man ſich um ſolche Fuchſerei hätte kümmern können oder wollen, und demnach ward eiligſt dieſe Proklamation verfaßt: — „Paris, 24. Februar, 10 Uhr Morgens. Bürger (citoyens) von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzuſtellen, iſt gegeben. Wir haben vom Könige den Auftrag erhalten, ein neues Miniſterium zu bilden. Die Kammer wird aufgelöſ't und an das Land appellirt. Der General Lamoricière iſt zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne ſind Miniſter. Freiheit, Ordnung, Reform! Barrot. Thiers.“

Zu ſpät! Man hatte nicht einmal die Mittel zur Hand, dieſe Verkündigung raſch und maſſenhaft durch den Druck zu vervielfältigen. Es gab in den Tuilerien keine Preſſe und es mag in der bei dieſer Gelegenheit von Emile de Girardin mit Emphaſe ausgeſtoßenen Phraſe: „Aus Mangel einer Druckerpreſſe geht die Monarchie zu Grunde!“ ein Zehntel Wahrheit geweſen ſein. Freilich, nur ein Zehntel. Denn als es gelungen war, in den Druckereien der „Preſſe“ und des „Conſtitutionnel“ eine Anzahl von Exemplaren der Proklamation zu drucken und anſchlagen zu laſſen, wurden dieſe Plakate ſofort heruntergeriſſen und durch andere erſetzt, deren lakoniſcher, von Flocon verfaßter und von Proudhon in der Druckerei der „Reform“ geſetzter Inhalt lautete: „Louis Philipp läßt euch morden, wie ſeiner Zeit

Karl der Zehnte that. Mag er hingehen, wohin Karl der Zehnte gegangen."

6.

Die Monarchie ging zu Grunde, ja. Schon bröckelte unaufhaltsam Stein nach Stein aus dem mit dem Mörtel donquizotischen Doktrinarismus gemauerten Gewölbe des Louis-Philippismus.

Die eifrigen Bemühungen Barrots und Lamoricière's, durch Geltendmachung ihres persönlichen Ansehens und durch die Nachdrucksamkeit ihrer Versicherungen im Sinne einer Reformpolitik die Revolution zum Haltmachen auf ihrer Vorschrittsbahn zu bewegen, erwiesen sich bald als fruchtlos ganz und gar. Zwar legte man den beiden Vermittlern, deren Ministerschaft nicht länger als eine Stunde währte, zunächst kein Hinderniß in den Weg. Die Zugänge der Barrikaden öffneten sich vor ihnen und man ließ sie hindurch; allein von einer dieser Verschanzungen zur andern steigerte sich merkbar die revolutionäre Stimmung. Die proletarischen Blusen, welche, gar nicht spärlich mit bürgerwehrlichen Bärenmützen vermischt, die erste Barrikade besetzt hielten, riefen: „Nieder mit Bugeaud!" Die Vertheidiger einer zweiten: „Nieder mit Guizot!" Von der Brustwehr einer dritten scholl es schon: „Nieder mit Thiers!" und von der einer vierten gar: „Nieder mit Louis Philipp!" Zwar ein „Vive la république!" wurde noch nicht laut; aber wenn auf dem Boulevard der Italiener die konstitutionelle Phraseologie Barrots noch ihre Wirkung that, so versagte diese weiterhin bei der Porte Saint-Denis gänzlich. Da stieg eine ungeheure Barrikade auf und von ihrer Brustwehr flatterte die rothe Fahne. Die Vertheidiger dieser Bastion gaben, als der liberale Schönschwätzer vortrat

und zu gestikuliren anhob, ihre Gesinnung und Stimmung sehr deutlich zu erkennen: — sie schlugen die Gewehre auf ihn an. Dann erhob sich wie Meeresgebrause der wilde Ruf: „Weg mit den Abwieglern! Fort mit den Einschläferern! Wir wollen keinen Molé, keinen Thiers, keinen Barrot! Nieder mit Louis Philipp! Zu den Tuilerien! Auf, zu den Tuilerien!“

Die Friedensstiftung war fehlgeschlagen. Barrot sah sich von einer drohenden Volksmasse umflutet und mußte umkehren. In der Rue de la Paix angelangt, trat er müde und niedergedrückt in sein Haus, wo er eine Menge seiner Bekannten versammelt fand. Darunter auch Herrn Garnier-Pagès, welcher zu ihm sagte: „Man muß rasch vorgehen, wenn uns die Ereignisse nicht überholen sollen. Heute sind Sie an der Reihe — (d. h. gewesen) — morgen werden meine Freunde und ich es sein, übermorgen ist es Ledru Rollin.“ Genau zu derselben Stunde that der Letztgenannte im Konferenzsal des Palais Bourbon gegen eine Anzahl gutorleanistischer Deputirter die Aeußerung: „Messieurs, Sie haben keine Zeit zu verlieren. Falls binnen einer Stunde die Abdankung des Königs und die Regentschaft (für den minderjährigen Grafen von Paris) nicht proklamirt ist, wird das Volk hierherkommen, die Kammer sprengen und die Revolution zu einer vollständigen machen.“

Also auch einer der vorragendsten Führer der republikanischen Partei ging dermalen noch nicht weiter als bis zur Abdankung des Königs. Der um Barrot versammelte Kreis wollte aber von einem solchen „Aeußersten“ dermalen noch gar nichts wissen, und nachdem der Hausherr wieder etwas sich erholt hatte, machte er sich, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, auf, um sich im Ministerium des Innern zu installiren. Dem Reiz einer Ministerschaft vermögen Leute von der Sorte des Herrn Barrot, d. h. von der Sorte der „korrekten“ Liberalen, vermögen die „Staatsmänner“ der Mittelparteien unter keinen Umständen zu widerstehen, und nachdem es ihm nicht gelungen, der Minister

Louis Philipps zu ſein, hat Herr Barrot, wie bekannt, möglichſt ſich beeilt, der Miniſter Bonaparte's zu werden.

„Wir können nichts thun", hatte Thiers gejammert, ſo lange der König ſeine Zuſtimmung zum Programm des neuen Kabinetts verweigerte. Aber was konnten denn jetzt, nach erlangter Zuſtimmung, die neuen Miniſter thun und was thaten ſie? Nichts. Ihre Namen und Perſonen dienten durchaus nur dazu, das Gewicht der allgemeinen Impotenz auf Seiten der Regierung zu verſtärken. Der Aufſtand, iſt nachmals geſagt worden, verdankte ſeinen Sieg nur der Milde oder, wenn man will, der Schwäche des greiſen Königs; denn Bugeaud habe ja alles in Bereitſchaft gehabt, die Inſurrektion bis zum letzten Funken im Blute der Inſurgenten zu erſticken. Dem aus der unbefangenen Anſchauung der Sachlage entſpringenden kühlen Urtheile vermag jedoch dieſe Behauptung nicht ſtandzuhalten. Es iſt wahr, die Hartnäckigkeit, womit Louis Philipp an der Behauptung ſeiner Gewalt hing, war nur eine ohnmächtige Altersgrille; es fehlte derſelben jedes thatkräftige Wollen, jeder mannhafte Entſchluß und der Greis war in ein klägliches Schwanken, in ein mitleidswerthes Tappen und Taſten verfallen, in einen Nachlaß der Natur, welchem ſo ein Aeußerſtes oder Verzweifeltes abzuringen, wie z. B. das Bombardement der Hauptſtadt von den Forts aus, nicht nur eine moraliſche, ſondern auch eine phyſiſche Unmöglichkeit geweſen iſt. Angenommen aber auch, der König wäre grauſam genug geweſen — er war bekanntlich überhaupt nicht grauſam, nie und nimmer — den „Schlächter von der Straße Transnonain" ſein altes Handwerk wieder treiben und zwar im weiteſten Umfange treiben zu laſſen, die Lage der Sachen war ſchon *ſo*, daß der Marſchall wenig oder gar nichts ausrichten konnte. Die Nationalgarde, in ihrer überwiegenden Mehrzahl, wollte ſich *für* die Reform und die Linie wollte ſich nicht *gegen* die Bürgerwehr ſchlagen. *Hier* ſaß der Entſcheidungsknoten. Der Rückzugsbefehl vollends hatte die abge-

müdeten, hungernden und verdrossenen Soldaten wie man zu sagen pflegt „demoralisirt“, d. h. ihren Widerwillen, als Mordmaschinen für das Julikönigthum sich gebrauchen zu lassen, gesteigert. Dazu kam, daß der martialische Marschall den lähmenden Einfluß seiner nicht „angeblichen“, sondern sehr thatsächlichen Unpopularität an sich selber verspürte. Als er vorhin zwei in der Rue Rivoli aufgestellte Bataillone der zweiten Bürgerwehrlegion mustern gegangen, hatten Offiziere und Mannschaften derselben den Gehorsam verweigert und geradeheraus erklärt: „Herr Marschall, die Nationalgarde will von Ihnen nichts wissen!“ Gegen den Hochdruck einer solchen Thatsache vermochte selbst der gespannteste Soldatenhochmuth nicht aufzukommen.

Nein, nein, die rollenden Wogen der Flut waren nicht mehr zu beschwören oder aufzuhalten. Um $11\frac{1}{2}$ Uhr befand sich das Hotel de Ville, allzeit das Hauptziel der Kämpferin und das Prätorium der Siegerin Revolution, mit seinen Umgebungen in den Händen des Volkes. Dann fiel auf beiden Seiten des Flusses ein wichtiger Punkt nach dem andern der vorschreitenden Insurrektion anheim, während da und dort eine Kompagnie von Soldaten kapitulirte, anderwärts ein ganzes Bataillon „die Gewehrkolben in die Höhe kehrte“ und die Ueberreste der am Morgen von den Tuilerien ausgesandten Kolonnen mühselig in die nächsten Umgebungen des Schlosses oder, wie von der Kolonne Bedeau's bereits gemeldet worden, nach dem Eintrachtsplatze hin sich zurückzogen. Nur an wenigen Stellen, am hartnäckigsten beim und im Chateau d'Eau, welcher außerordentlich feste Wachtposten den Zugang zum Palais Royal wie zum Louvre und den Tuilerien deckte, hielten noch Abtheilungen der Munizipalgarde das Gefecht aufrecht. Sonst wälzte sich der Blusenstrom mehr oder weniger rasch den zurückweichenden Truppen nach, durch die Rue Vivienne auf das Palais Royal, die Boulevards entlang auf den Eintrachtsplatz, durch die Rue Rivoli und den rechten

Seinequai hinab auf die Tuilerien, den linken entlang auf das Palais Bourbon zu.

Um die beiden zuletztgenannten Gebäude, um das Schloß und den Kammerpalaſt her ſchürzten ſich die Entwickelungsknoten des großen Drama's vom 24. Februar eng und enger. Bald wird die ausberſtende Kataſtrophe dort den Königsthron umſtürzen und hier die Republik improviſiren oder wenigſtens die bereits auf den Barrikaden improviſirte anerkennen.

Denn ſchon ſchwankte ja das Schiff des Louis-Philippismus ſo bedrohlich im brauſenden Sturme, daß es den Ratten an der Zeit ſchien, nach Rattenart zu thun. Auch Monſieur Guizot hatte es ſo zwiſchen 9 und 10 Uhr rathſam gefunden, ſein langwieriges Abſchiednehmen zu beendigen, das Schloß zu verlaſſen und zu ſeinem Kollegen Duchatel ſich zu begeben, wo es aber bald auch nicht mehr geheuer war. Unter dem Schutz und Schirm der ſehr reſoluten Madame Duchatel entflohen die beiden Miniſter dem heranbrandenden Volkszorn durch eine Hinterthüre des Gartens und fanden zuerſt eine Zuflucht in der Rue Vanneau. In der folgenden Nacht rettete ſich Guizot dann in ein mehr Sicherheit verſprechendes Aſyl, indem er als Frauenzimmer verkleidet — (muß ſich in dieſer Verkleidung recht grazienhaft ausgenommen haben, der arme Magiſter Magiſtrorum!) — zu ſeiner Freundin Madame de Mirbel trippelte, von wo aus ihm dann die Flucht nach England unſchwer gelang.

7.

Um 10 Uhr macht Aja Etikette eine letzte Anſtrengung. Sie hat den Frühſtückstiſch für die königliche Familie in der

Galerie der Diana regelrecht gedeckt und, gehorsam ihren Winken, finden die Majestäten, die Prinzen und Prinzessinnen zu gewohnter Stunde sich ein.

Louis Philipp ist sichtbar aufgeregt, aber weit entfernt, zu ahnen, daß er der letzten Mahlzeit der Seinigen in den Tuilerien vorzusitzen im Begriffe sei. Wähnt er sich doch einstweilen sicher und geborgen hinter dem Schilde der vermeintlichen Popularität von Leuten wie Thiers und Barrot und bildet er sich ein, es würde und müßte ein aus den Reihen der „dynastischen Opposition" genommenes Ministerium eine unübersteigliche Schranke zwischen seinem Thron und der Empörung aufrichten. Der verblendete alte Mann! War er nicht inmitten einer Revolution aufgewachsen und konnte, sollte, mußte er nicht gelernt haben, wie rasch Revolutionen marschiren? Doch, ach, die Menschen wollten und wollen ja nie und nirgends Weisheit lernen, sondern nur Dummheiten, und wie sollte die altjungfersäuerliche, herbäugige, bitterzungige Lehrschwester Erfahrung gegen die verführerisch geschminkte und geschmückte, honigsüß lispelnde Buhlschwester Illusion aufkommen können?

Eine Dritte jedoch, sie, „la vierge fougueuse, enfant de la Bastille", wie Barbier sie genannt hat, sie zaudert nicht, ihr Herannahen recht merkbar kundzuthun. In dem Augenblicke nämlich, wo der König seinen Platz an der Frühstückstafel einnimmt und seine Familie nach herkömmlicher Ordnung um den Tisch sich reihen will, schlägt der Widerhall rasch sich entladender Gewehrsalven über den Tuileriengarten herüber und an die Fenster. Es ist das Gekrache der Schüsse, womit eine vom Madeleine-Platz durch die Rue Royale nach dem Concorde-Platz flutende Volksmasse von am Eingang zum letztgenannten Ort aufgestellten Munizipalgardisten empfangen wurde.

Wenige Sekunden darauf treten die Herren Remusat und Duvergier mit verstörten Mienen ein. Die Königin, bleich, die Augen durch Schlaflosigkeit geröthet, Blicke der Beunruhigung

und des Argwohns umherwerfend, ruft den Eintretenden entgegen: „Hat sich etwas Ernsthafteres ereignet?“ Die arme Nichte einer armen Tante, welche Tante in denselben Tuilerien einen 20. Juni und einen 10. August von 1792 hatte erleben müssen! In der Verblendung ihrer absolutistischen Neigungen hatte die Frau Louis Philipps alles, was diese Tage her in Paris geschehen war, nicht für etwas „Ernsthaftes“ angesehen, sondern nur für eine künstlich zu einem Skandal aufgeblasene Intrike der Herren Thiers, Barrot und Konsorten. In höfischen Kreisen ist es nun einmal so herkömmlich, den ganzen Prozeß der Weltgeschichte nur als eine Aufeinanderfolge von Intriken sich vorzustellen. Diese Leute messen die Größe der Welt mit dem Maßstab der eigenen Kleinheit.

Duvergier gibt auf die Frage der Königin keine Antwort und Remusat eine ausweichende; zugleich winken sie mit den Augen den Herzögen Nemours und Montpensier. Die Prinzen stehen auf und gehen mit den beiden Herren in den anstoßenden Salon. Auch der König erhebt sich und folgt ihnen. In dem Salon findet man Herrn Thiers vor, im Gespräch mit dem Hauptmann Laubespin vom Generalstab begriffen. Der Offizier legt die ganze Wahrheit der Sachlage dar, von welcher er sich so eben mit eigenen Augen überzeugt hat. Das Volk, so faßt er die Summe seiner Nachweise zusammen, sei im Begriffe, des Stadthauses sich zu bemächtigen und werde voraussichtlich bald auch des Palais Royal und des Eintrachtsplatzes Meister sein. Das sind Thatsachen von größter Bedrohlichkeit. Man darf Angesichts derselben nicht zögern, das für die Sicherung der königlichen Familie Nöthige und Zweckdienliche vorzukehren. Dem Könige selbst drängt sich mit einmal die ganze Furchtbarkeit der Gefahr auf. Es wird Befehl gegeben, die Wagen in Bereitschaft zu setzen. Aber da kommt ein Adjutant Bedeau's mit der Meldung von Seiten dieses Generals, daß derselbe auf seinem Rückzug glücklich den Eintrachtsplatz erreicht hätte und daß dieser,

ſowie die Zugänge, von den Truppen in guter Ordnung beſetzt gehalten würden.

Daraufhin erſcheint die Fluchtfrage nicht mehr als eine brennende. Herr Thiers jedoch bleibt unruhig und kann weder, noch will er ſeine Unruhe verbergen. „Was iſt Ihre Meinung?“ fragt ihn Louis Philipp. Der kleine Nothhelfer, welcher gern ein großer ſein möchte und es trotz alles Reckens und Streckens doch nicht dazu bringt, zieht ſeine Uhr und ſagt gewichtig: „Binnen zwei Stunden werden wir ſammt und ſonders weggeſchwemmt ſein (nous serons tous engloutis). Wenn ich Herr wäre“ .... „Was würden Sie thun?“ — „Das Anſchwellen der Bewegung ſeit heute früh hat alle Vorausſicht zu Schanden gemacht. Mit den wenigen Streitkräften, die wir zur Hand haben, können wir den Stier nicht bei den Hörnern packen, ohne vernichtet zu werden. Wenn ich Herr wäre, würde ich mich nach Saint-Cloud zurückziehen, daſelbſt 50—60,000 Mann Truppen um mich ſammeln und nach drei Tagen an der Spitze dieſer Streitmacht wieder in Paris einrücken“ .... Das Orakel hat geſprochen; leider aber war ſein Spruch nur ein wohlfeiles Plagiat vom Jahre 1830. Hatte nicht vor 17 Jahren und 7 Monaten ein gewiſſer Marmont nach einem dreitägigen Straßenkampf mit ſeinen ermüdeten Truppen nach Saint-Cloud ſich zurückgezogen? Hatte nicht ein ſicherer Karl der Zehnte im genannten Schloſſe gegen die Revolution ſich behaupten wollen und gehofft, binnen etlichen Tagen triumphirend in ſeine rebelliſche Hauptſtadt wieder einziehen zu können? Nichts Neues unter der Sonne! Die arme, ſich heiſer ſprechende Lehrerin Geſchichte lehrt nur, daß die Menſchen zu allen Zeiten gleich thöricht und verſtockt, gleich eitel, übermüthig und verzagt waren und ſind und folglich auch ſein werden .... „Sie könnten rechthaben“, ſagt der König zum bebrillten Orakel. Dann geht er in den Speiſeſal zurück, beſpricht ſich mit ſeiner Frau und beſchließt — nichts. Herr Thiers ſeinerſeits eilt zu ſeinem Freunde Bugeaud, welcher —

soweit ist seine Siegeszuversicht herunter — den Plan des Orakels billigt und ein Bataillon Truppen, sowie etliche Reiterschwadronen in den Tuileriengarten sendet, damit sie den Abzug der königlichen Familie deckten.

In der Galerie der Diana verblaßte jetzo — es war 11 Uhr — eine nackensteife und grandezzahafte Aja Etikette mehr und mehr zu einem bloßen Schemen und bald zu gar nichts. Denn siehe, das große Chaos draußen fand ein kleines, aber hinlänglich tumultuarisches Abbild im Innern des Palastes und der königlichen Gemächer. Da war in Gegenwart der Königsfamilie selbst ein immer zwang- und formloseres Kommen und Gehen, ein buntes Durcheinanderschwatzen, ein geräuschvolles Wirrsal von Botschaften und Rathschlägen. Jeder wollte auskramen, was er für weise hielt, zu helfen wußte keiner. Wenn man alle die anwesenden „Säulen" des Orleanismus, die Herren Thiers, Remusat, Duvergier, Broglie, Piscatory, Lasteyrie, Cousin, Quinette, Beaumont und noch ein ganzes Schock anderer sammt und sonders auf den Kopf gestellt hätte, es würde aus keiner dieser Säulen ein rettendes Wort, geschweige eine rettende That herausgefallen sein. Bei der leidenschaftlich bewegten Königin fand der nicht so fast verwegene als vielmehr verrückte Plan, die Tuilerien zu einer bis auf die letzte Patrone und bis auf den letzten Mann zu vertheidigenden Festung des Julikönigthums zu machen, großen Anklang. „Sire — sprach sie ihren Gemahl an — ziehen Sie Ihre Uniform an, steigen Sie zu Pferde, elektrisiren Sie durch Ihre Gegenwart und Ihre Worte die Truppen und die Nationalgarde und sterben Sie, so es sein muß, für Ihre Ehre und für Ihren Thron!"

Der arme alte Mann, dessen Hartnäckigkeit binnen wenigen Stunden in völlige Willenlosigkeit umgeschlagen war, that, wie ihm gesagt worden. Er zog seine Generalsuniform der Nationalgarde an, ließ sich das große Band der Ehrenlegion überhängen, ließ sich in den Hof hinunterführen und dort auf ein prächtig auf-

gezäumtes Pferd ſetzen, um die auf dem Carrouſelplatz aufgeſtellten Streitkräfte zu „elektriſiren“. Die Mitte des Platzes hatten 4000 Mann Linientruppen inne mit 16 Stücken Geſchütz. An dem Gitter, welches den Raum von dem Louvrehof abgränzt, war ein Bataillon Bürgerwehr von der 1. Legion aufmarſchirt. Ein Bataillon von der 4. Legion und ein weiteres von der 10. ſtanden, die Front gegen das Schloß gekehrt, auf der entgegengeſetzten Seite in Schlachtordnung. Seine beiden Söhne, der Marſchall Bugeaud, die Generale Lamoricière, Trezel, Rulhière, Delarue, Herr von Montalivet und verſchiedene Adjutanten folgten zu Pferde, die Herren Thiers und Remuſat zu Fuße dem Könige. Aus den geöffneten Fenſtern des Erdgeſchoſſes der Tuilerien ſah die Königin mit ihrer Tochter Klementine, mit ihren Schwiegertöchtern, den Herzoginnen von Orleans, Nemours und Montpenſier, und mit ihren Enkelkindern der Muſterung zu und wartete auf die „Elektriſirung“ der Truppen. Aber, ach, die ſchlaffen und bekümmerten Züge des langſam vorreitenden Königs waren weit mehr geeignet, das Mitleid anzuſprechen als irgendwie und irgendwen zu elektriſiren. Er traf zuerſt auf das Bürgerwehrbataillon von der 1. Legion und das empfing ihn nicht mit einem „Vive le roi!“ ſondern mit einem „Vive la réforme!“ Louis Philipp ritt zu dem Kommandanten heran und ſagte zu ihm: „Sie mögen Ihren Leuten die Verſicherung geben, daß ſie die Reform haben werden. Ich würde dieſelbe ſchon früher bewilligt haben, ſo ich gewußt hätte, daß ſie von der Nationalgarde ſo lebhaft gewünſcht wird.“ Das Bataillon von der 10. Legion erhob denſelben Reformruf und erhielt dieſelbe Antwort. Als ſich jedoch der König dem Bataillon von der 4. Legion näherte, ward ihm der noch deutlichere Empfang: — „Hoch die Reform und nieder die Miniſter!“ Louis Philipp wollte ſprechen, aber Geſchrei erſtickte ſeine Stimme. Die Offiziere des Bataillons ſchwenkten ihre Degen, die Gemeinen ihre Gewehre und beide vereinigten ſich zu dem tumul-

tuariſchen und entſchieden feindſeligen Ruf: „Nieder mit dem Syſtem!“

Das Schwergewicht dieſer Demonſtration fiel wahrhaft erdrückend auf den König. Was, ſeine getreuen „Epiciers“ verließen ihn? Wie, der „Bourgeois“ machte gemeinſame Sache mit der Emeute? Noch acht Tage zuvor hatte Louis Philipp zu einem ſeiner Vertrauteſten, welcher ihn vor der bedenklichen Stimmung der pariſer Bürgerwehr warnte, mit einem Lächeln der Ueberlegenheit geſagt: „Mein Lieber, Sie werden es binnen acht Tagen bitter bereuen, alſo über die Nationalgarde geſprochen zu haben. Die iſt unter allen Umſtänden für mich! Glauben Sie mir, die Bürger von Paris werden vonwegen eines Banketts den Thron nicht verſtümmeln.“ Und jetzt? Was der König ſo eben hatte ſehen und hören müſſen, erſchien ihm als ein gegen die Exiſtenz des Julikönigthums gefälltes Verdikt. Des alten Mannes Haupt ſank auf ſeine Bruſt herab. Ohne auch nur einen Blick auf die Linientruppen zu werfen lenkte er ſein Pferd um, ritt zurück und beim Eingang zum Pavillon der Flora abſteigend ſagte er aufſeufzend zu Herrn Thiers: „Ach, ich ſehe es wohl! Es gilt mir! Alles iſt zu Ende!“

8.

Noch war es nicht, aber es ging zu Ende, raſch und immer raſcher. Das Schlurfen des Schickſalsſchrittes in den Tuilerien war jetzt zum Dröhnen geworden und rieſengroß richtete das Verhängniß vor den verzagend fragenden Blicken der Palaſtbewohner ſich auf. Schon zeigte das Schloß ein wirrſäliges Bild der Beſtürzung, der Zerrüttung, der Anarchie. Thore und Thüren ſtanden offen, Schildwachen und Portiers verwehrten nicht den Eintritt von Theilnehmenden und Neugierigen. Generale, Offiziere, Staats- und Palaſtbeamte, Deputirte, Journaliſten, Be-

kannte und Unbekannte kamen und gingen bunt durcheinander. Nur in der unmittelbaren Nachbarschaft der Gemächer, wo die königliche Familie zur Stunde sich aufhielt, waltete noch einiger Respekt und Anstand. Bald jedoch schwemmte die steigende Flut auch von hier die letzten Schranken weg, welche die Majestät des Throns um sich hergezogen hatte, und nach diesen Schranken den Throninhaber und nach diesem den Thron selbst.

Denn allbereits war, was jetzo im Schlosse sich abspielte, nicht mehr nur die schmerzliche Agonie eines Königs, sondern vielmehr schon die des Königthums. Noch eine ganz kurze Weile und nicht mehr handelte es sich darum, irgendwelchen Widerstand gegen die Emeute zu versuchen, sondern nur noch darum, dem Griffe der siegenden und, wie man wähnte, rachedurstigen Revolution zu entfliehen.

Hatten doch derweil die Republikaner, ermuthigt durch die glänzenden Vorschritte, welche der Aufstand den Vormittag über gemacht, die Entscheidungskarte ausgespielt und schüttelten die Würfel zum großen Wurf. Inmitten des tobenden Straßenkampfes verständigten sich die beiden republikanischen Fraktionen, die Bourgeois-Demokraten vom „National" (später die „honetten" oder „blauen" Republikaner genannt) und die Sozial-Demokraten von der „Reform" (nachmals die „Rothen" geheißen). Die Häuptlinge der letzteren waren auf dem Redaktionsbureau ihres genannten Organs beisammen. Dorthin kam Martin (von Straßburg) als Bevollmächtigter der Leute vom National. Man wurde rasch einig und schlüssig, den mit Bestimmtheit zu erwartenden vollständigen Volkssieg entschlossen zu benutzen, die siegreiche Revolution nicht abermals, wie Anno 1830 geschehen war, durch eine Handvoll Intrikanten „eskamotiren" zu lassen und sofort die Mitgliederliste einer provisorischen Regierung aufzusetzen. So that man und kam auf folgende Namen überein: Dupont (de l'Eure), Arago (François), Ledru-Rollin, Marie, Marrast, Cremieux, Flocon, Garnier-Pagès, Lamartine,

Blanc. Der Letztgenannte, Louis Blanc, setzte, dem stürmischen Verlangen der Volksmassen nachgebend, welchen er die Liste vorlas, noch den Namen des Arbeiters Albert auf dieselbe und erlangte hiezu, wie er glaubhaft behauptet, die Zustimmung der Bourgeois-Republikaner vom National*). Albert war ein Mechaniker, ein kreuzbraver Mensch und tapferer Barrikadenmann, sonst aber mittelmäßig ganz und gar. Daß ein ehrlicher und verständiger, wenn auch nur mittelmäßiger Arbeiter in einer Regierung immer noch viel besser an seinem Platze ist als ein einfältiger Junker, ein unwissender Pfaffe, ein eitler Professor, ein ränkesüchtiger Advokat oder ein herzloser Kouponsschneider, unterfteht keiner Frage. Allein trotzdem war die Aufnahme des „Arbeiters" Albert unter die Mitglieder der provisorischen Regierung ein arger Mißgriff, weil sie zu unendlicher Begriffeverwirrung Veranlassung gegeben hat. In diesem Mißgriff lag der Keim zu jener lächerlich-einseitigen Ueberschätzung, ja Alleinschätzung der Handarbeit, welche zur niederträchtigsten Volksschmeichelei führte, lag der Anstoß zu jenem widerlichen Kultus des Gnotenthums, welcher der Bewegung von 1848 so sehr geschadet hat. Im Uebrigen hatten sich die vom National und die von der Reform nicht ohne geheime Vorbehalte mitsammen verständigt. Soviel wenigstens ist gewiß und durch die Geständnisse der „Blauen" festgestellt, daß diese vor dem Experiment, die Republik zu proklamiren, zurückschraken und bereit waren, mit der Abdankung Louis Philipps und der Regentschaft der Herzogin von Orleans sich zu begnügen. Leider seien ihnen, erklärten sie später, die aufrichtigen und ehrlichen Republikaner um eine Stunde zuvorgekommen. Vorderhand jedoch, d. h. so lange der Kampf noch währte, war oder schien man einig. Die

*) „J'écrivis avec émotion le nom d'Albert, et, courant aux bureaux du National, je le fis ajouter sur la liste." Révélations historiques, I, 76.

vereinbarte Liste wurde rasch gedruckt und in Menge in die Stadt ausgeworfen. Sie verbreitete sich telegraphengeschwind von Barrikade zu Barrikade, von Fenster zu Fenster, von Straße zu Straße und wurde von den kampferhitzten Blusen überall begrüßt und angenommen mit dem Jubelruf: „A bas les Bourbons! Vive la république!“

Dies die wirkliche und wahrhafte, aus einem dicken Bündel unabsichtlicher und absichtlicher Lügen herausgewickelte Genesis des Gedankens einer provisorischen Regierung und damit auch die Genesis der französischen Republik von 1848. Herr Alphonse de Lamartine, welcher mit François de Chateaubriand nicht erfolglos um die Palme der Eitelkeit streitet, hat nachmals in seinem Selbstverherrlichungsroman, welchen er „Geschichte der Februarrevolution“ betitelte, sich selbst und Anderen einzubilden gesucht, die Republik sei am 24. Februar wie eine mit Zuckerwasserlyrik großgesäugte Pallas Athene seinem Dichterschädel entsprungen. Vanitas vanitatum! Warum aber ist der glückliche Konkurrent des Verfassers der „Mémoires d'outre tombe“ auf die Liste der Mitglieder einer republikanischen Regierung gesetzt worden, er, welcher, so er überhaupt in der Politik etwas war, eigentlich ein Legitimist und eigentlichst ein chamäleontisch schillernder Phantast gewesen ist, — warum? Darum, weil man auch einen „Bruder Redner“ haben wollte oder mußte, einen Deklamator „für alles“, eine allzeit geladene Tiradenspritze. Als solche that er vortreffliche Dienste. Er rednerte so schön, daß er selber an sein Gerede glaubte. Als er dann sich ausgeredнert, als er die letzte seiner unzähligen Rauschgoldphrasen verausgabt hatte, da warf ihn das dankbare Vaterland bei Seite, wie ein Kind eine Knallblase wegwirft, welche ein Loch gekriegt hat. Noch mehr, das dankbare Vaterland ließ ihn sogar die Schmach hinunterwürgen, daß der Proklamator der Republik in seinen alten Tagen von ihrem Mörder ein Almosen annehmen mußte.

9.

Es ist nahezu Mittag. Louis Philipp sitzt oder liegt am Fenster seines Kabinetts in einem Lehnstuhl, umgeben von den Herren Thiers, Remusat, Duvergier, Beaumont, Lasteyrie und anderen. Der Herzog von Montpensier führt Herrn Cremieux ein, Deputirter der Linken, welcher zur Stunde noch nicht weiß, daß er auf der republikanischen Liste einer provisorischen Regierung steht, und sein Scherflein zur Rettung der Julimonarchie beisteuern will. „Noch ist — sagte er — nichts oder wenigstens nicht alles verloren. Das Volk wird mit der Wahlreform, der Kammerauflösung und einem aus der Linken genommenen Ministerium sich begnügen. Allein was die Gegenwart des Herrn Thiers im Ministerium angeht, sie flößt, ich sage es mit Bedauern, dem Volk einen unbesieglichen Argwohn ein."

Der kleine Nothhelfer, sicherlich insgeheim nicht wenig erfreut, aus einer kläglichen Situation bei Zeiten mit heiler Haut hinausschlüpfen zu können, wendet sich sofort an den König: — „Sire, ich bin bereit, auf der Stelle zurückzutreten." — „Aber wen schlagen Sie mir denn zum Premierminister vor, Herr Cremieux?" — „Barrot, welcher ermächtigt sein muß, aus den Reihen der vorgeschrittensten Opposition seine Kollegen zu wählen." — „Wohl, man rufe Herrn Fain, damit er die Ordonnanz ausfertige." — „Will der König mir noch eine weitere Bemerkung gestatten?" — „Sprechen Sie!" — „Sire, wer Ihnen rieth, dem Marschall Bugeaud den Oberbefehl zu geben, rieth Ihnen Schlimmstes." — „Wen würden Sie denn an Bugeauds Stelle setzen?" — „Den Marschall Gérard." — „Es sei." — Cremieux geht hinaus, um diese neuen, von der Gestaltung der Dinge schon weit überholten Zugeständnisse bekannt zu machen, und Louis Philipp richtet, von einer sarkastischen Laune flüchtig angeflogen, an den kleinen Ex-Nothhelfer die Worte: „Ei, sieh'

da, mein lieber Thiers, ſo wären Sie alſo nicht weniger unpopulär als ich!"

Herr Fain ſchreibt die Ordonnanz, der General Trezel, das einzige Mitglied des Miniſteriums Guizot, welches noch bis jetzt in den Tuilerien ausgehalten hat, macht ſich bereit, ſeine Gegenzeichnung zu geben, und ſchon hat der König die Feder in der Hand, um ſeinerſeits zu unterzeichnen, als plötzlich das Geknatter von Gewehrſalven aus der Richtung des Palais Royal herüberkommt, wo der Kampf um das Chateau d'Eau wiederum ſcharf ſich entſponnen hat. In demſelben Augenblick tritt in höchſter Eile und Aufregung Emile de Girardin in das Kabinett, ein Stück bedruckten Papiers in der Hand.

„Was gibt es, Monſieur de Girardin?" fragt Louis Philipp. „Das, Sire, daß man Eure Majeſtät eine koſtbare Zeit verlieren läßt. Sei es, daß man der Inſurrektion, welche bereits mit Macht aus der Rue de Chartres hervorbricht, mit aller Kraft entgegentreten, ſei es, daß man zu den größten Opfern ſich herbeilaſſen will, jedenfalls ſind die Minuten gleich Stunden, und falls man eine Minute verliert, wird es binnen einer Stunde in Frankreich weder einen König noch ein Königthum mehr geben." — „Aber was thun?" — „Abdanken, Sire, abdanken und zwar zu Gunſten einer Regentſchaft der Herzogin von Orleans. Hier iſt die fertige Proklamation, welche ich, um Zeit zu ſparen, ſofort drucken ließ. Sie lautet: „„Abdankung des Königs. Regentſchaft der Herzogin von Orleans. Auflöſung der Kammer. Allgemeine Amneſtie."

Soweit alſo war es mit dem „Salomon des Juſte-Milieu", ſoweit mit dem Juſte-Milieu ſelbſt gekommen, welches alle die Zinkeniſten des konſtitutionellen Schwindels mit Trompeten und Pauken geprieſen hatten von Dan bis Berſeba? Ja, ſoweit war es damit gekommen, daß der nächſte beſte Zeitungsſchreiber, daß ein Emile de Girardin, welcher im beſten Falle nichts Beſſeres war als ein publiziſtiſcher Seilgaukler, Simſenläufer und Eier-

tanzkünſtler, zum Quaſi-Diktator ſich aufwerfen und mittels eines bedruckten Papierfetzens über das Schickſal von Frankreich verfügen konnte.

„Wenn es ſo ſteht, Sire — ſagt der Duc de Montpenſier, ein Prinz vom ordinären Prinzenſchlag und ſeinen Brüdern in keiner Weiſe gleichzuſtellen — wenn es ſo ſteht, Sire, ſo darf kein Zaudern ſtattfinden. Danken Sie ab!“

Ob vielleicht dieſe plumpe Unkindlichkeit den greiſen König, der ja ein Kenner der Geſchichte war, daran erinnert haben mag, daß Jakob der Zweite, als er am Abend des 26. November von 1688 erfuhr, ſeine Tochter Anna ſei ins Lager des Prinzen von Oranien geflohen, den Schmerzensruf: „Helfe mir Gott, meine eigenen Kinder verlaſſen mich!“ ausgeſtoßen hat? Schwerlich. Der alte Mann ſagte nur mechaniſch, wie ein ſchon halb Verſunkener, der ſich von der Strömung mitfortreißen läßt („comme un homme à demi noyé se laisse emporter par le courant qui l'entraîne“): „Ich bin allzeit ein friedliebender Fürſt geweſen ... Ich danke ab.“

Kaum iſt das Wort heraus, ſo drängen mehrere der Anweſenden in ihrer Angſt, die Tuilerien könnten abermals einen 10. Auguſt erleben, Herrn de Girardin, die Abdankung bekannt zu machen. Er eilt hinaus, hinunter, gegen das Palais Royal hinüber; aber ſeine Botſchaft verhallt ungehört und wirkungslos in dem um das Chateau d'Eau her tobenden Kampfgewühl und er ſieht ſich zur Umkehr genöthigt. Zugleich mit ihm hat der Duc de Nemours das königliche Kabinett verlaſſen und iſt in den Palaſthof hinabgeſtiegen, wo er den ihn umringenden Offizieren verkündet: „Meſſieurs, der König hat zu Gunſten des Grafen von Paris abgedankt. Die Herzogin von Orleans iſt Regentin.“

Der General Lamoricière wirft ſich auf ein Pferd, um dieſe Kunde weiter zu tragen. Der Bürgerwehroffizier Moriceau reitet mit ihm. Sie gelangen in die Straße Richelieu und bis zum Molière-Brunnen, wo eine Barrikade ihr weiteres Vor-

dringen hemmt. Dort erblickt Moriceau den Citoyen Etienne Arago, spricht ihn an und nennt ihm den Namen des Generals. Dieser bringt seine Neuigkeit vor. „Es ist zu spät!“ sagt Arago. „Zu spät?“ entgegnet Lamoricière ungläubig; „zu spät? Man bewilligt euch die Reform, man gibt euch die Regentschaft, was wollt ihr denn mehr?“ — „Die Republik!“ — „Bah, welche Narrheit!“ — „Ja, die Republik! Ihr seid auch gar nicht mehr im Stande, sie zu verhindern. Das Volk ist Herr von Paris und es will keinen König, keine Prinzen und keine Dynastie mehr“... Armer Idealpolitiker! Die Wahrheit ist, daß die Völker nach Königen hungern, nach Prinzen dürsten und der Dynastieen nie genug haben können. In Deutschland, hat ein kluger Mann gesagt, geht das sogar soweit, daß jeder richtige Deutsche eine eigene Dynastie ganz für sich allein haben möchte... Der ungläubige General — später ist er ein gläubiger im Superlativ, ein wahrhaftiger Glaubensgeneral geworden — wandte sich nach dem Palais-Royal-Platz, dort aber erhielt sein Pferd eine Kugel in den Leib und er selbst einen Bajonnettstich in den Arm. Seine Friedensbotenrolle war also zu Ende und er mußte froh sein, daß mitleidige Seelen ihn nach Hause schafften ....

Derweil ist drinnen im Schlosse Louis Philipp mühsam von seinem Lehnstuhl aufgestanden und hat die Thüre zu dem Salon geöffnet, in welchem die Königin, die Herzogin von Orleans und die übrigen Prinzessinnen sich befinden. Aufgeregt und angstbeklommen kommen die Frauen heraus. „Ich danke ab“, sagt der Greis. Darauf die Königin ungestüm: „Nein, nicht abdanken! Lieber sterben!“

Der König läßt sich wieder in seinen Fauteuil am Fenster fallen und stützt die Hände lässig auf seine Kniee. Die Damen umringen ihn und diesen kleinen Kreis umgibt ein größerer, ein bunter Mischmasch von Offizieren, Deputirten, Journalisten, Hofherren und Hofdamen. In trübem Schweigen starrt diese Menge auf das klägliche Schauspiel. Die Königin allein bewahrt

und offenbart ihren Muth oder doch so etwas. „Man will dir — sagt sie zu ihrem Gemahl — das Scepter entreißen und doch hat niemand als du die Kraft, es zu tragen.“ (Hiebei schleudert die Sprecherin einen Blick zorniger Anklage auf ihre Schwiegertochter Helene.) „Es ist besser — fährt sie fort — muthig zu sterben als schmählich abzudanken. Steig' zu Pferde! Die Armee wird dir folgen.“ Dann kehrt sie sich gegen die Anwesenden und wirft ihnen die Worte ins Gesicht: „Ich begreife nicht, wie man den König in einem solchen Augenblick verlassen kann. Ihr werdet es bereuen!“ Helene von Orleans kniet vor ihrem Schwiegervater nieder und sagt schluchzend: „Sire, niemand ist darauf vorbereitet, mich als Regentin zu sehen, und ich noch weniger als irgendwer. Soll man überhaupt in einer solchen Krise auf die Schultern einer Frau eine solche Last legen, welche Ihnen zu schwer vorkommt?“ Schwiegermutter und Schwägerinnen betrachten die Weinende mit Blicken voll von Zorn, Eifersucht und grünem Neid. Denn in diesem Gemälde menschlicher Erbärmlichkeit durfte auch solcher spezifisch-weiblicher Zug nicht fehlen. Sehr begreiflich jedoch, daß derselbe erschien: — es handelte sich dabei nicht allein um „ces puériles rivalités de femmes“, sondern auch darum, daß die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie die Herzogin von Orleans schon seit langer Zeit beargwohnten und bezichtigten, sie stände mit Führern der Opposition in ehrgeizigen Beziehungen.

Etliche der anwesenden „Säulen des Systems“ fühlen sich durch die Aneiferung der Königin doch getrieben, ihre Säulenhaftigkeit sehen zu lassen. „Danken Sie nicht ab, Sire — sagt Herr Piscatory — danken Sie nicht ab! Im Namen Ihrer Familie, im Namen aller Familien Frankreichs, thun Sie es nicht! Schlagen wir uns lieber heute als morgen, denn morgen werden wir die Republik haben.“ Die Königin faßt, wie außer sich, den Arm des Sprechers und sagt mit gedämpfter Stimme: „Nehmen Sie sich in Acht! Es giebt Verräther hier.“

Und ihre Augen weisen auf die Herzogin von Orleans und auf Herrn Thiers. „Meinen Sie?“ fragt das schwankende Rohr von altem Mann; „nun, ich habe ja meine Abdankung noch nicht unterzeichnet.“ „Danken Sie nicht ab, Sire, danken Sie nicht ab!“ schluchzt Helene von Orleans. Aber, horch, das Geknatter von Gewehrsalven kommt offenbar näher und immer näher. Bestürzung malt sich auf dem Gesichte des Königs. Wie um ein Auge zu suchen, das ihm Muth einspräche, schaut er um sich. Allein die Menge blickt zu Boden und bleibt stumm; hatte sie doch einen vom Unglück Gezeichneten vor sich. „Ihr werdet es bereuen, Messieurs — ruft wieder die Königin — ihr fordert die Abdankung des besten der Könige!“ Darauf Herr Piscatory abermals: „Zum wenigsten sollte der König nicht abdanken, bevor die Emeute niedergeschlagen wäre.“ Und zum Duc de Montpensier gewendet setzt er hinzu: „Drunten im Schloßhofe stehen noch mehr als 3000 Mann Truppen schlagfertig. Stellen Sie sich an ihre Spitze, Prinz!“ Marie Amelie, welche in Wahrheit lieber als Königin sterben, denn gedemüthigt leben will, blickt zustimmend und aufmunternd auf den Sohn. „Was rathen Sie, Monsieur Thiers?“ fragt Montpensier in sichtbarer Verlegenheit. „Ich? Ich habe hier keinen Rath mehr zu geben; ich bin nichts mehr“, erwidert der Kleine. Da beugt Herr Piscatory vor der Königin das Knie und küßt ihr die Hand mit den Worten: „Ah, Madame, Sie sind hier die einzige Person, die ich achte und verehre.“ Der König hört es und ermannt sich zu der Frage: „Ist es wohl möglich, die Tuilerien zu halten?“ „Ja“, antworten zwei oder drei Stimmen zögernd. „Nein!“ ruft eine ganze Menge ungestüm. Darauf Louis Philipp: „Maßen die Tuilerien unhaltbar, will ich kein nutzloses Blutvergießen. Ich danke ab.“

In diesem Augenblick erscheint der Marschall Gérard auf der Thürschwelle. Verzweiflungsvoll, händeringend eilt und ruft die Königin ihm entgegen: „Marschall, retten Sie, was noch zu

retten ist! Steigen Sie zu Pferde!" Der alte Krieger neigt sich gehorsam. Er soll dem Volke die Thronentsagung Louis Philipps verkündigen und das Gewicht dieser versöhnenden Bewilligung durch seine Persönlichkeit verstärken.

Zu spät! Alles und alles zu spät!

Man setzt den durch Alter, Krankheit und Kummer gebrochenen Eroberer der Citadelle von Antwerpen auf das Pferd, welches vorhin bei der vergeckten Musterung den König getragen hat, gibt ihm einen Buchsbaumzweig in die Hand und läßt ihn der herangrollenden Revolution als Friedensboten entgegenreiten. Er ist noch nicht über den Carrouselplatz hinausgelangt, als einem seiner Begleiter, dem Deputirten Lacrosse einfällt, es wäre doch wohl besser, wenn der Marschall dem Volke eine förmliche Abdankungsurkunde entgegenhalten könnte. Herr Lacrosse eilt in das königliche Kabinett zurück und theilt seinen Einfall dem Herzog von Montpensier mit. Der Prinz legt ein Blatt Papier auf den in der Mitte des Zimmers stehenden Schreibtisch und sagt zu seinem Vater: „Sire, Sie müssen Ihre Thronentsagung niederschreiben!"

Der König erhebt sich und geht langsam zu dem Schreibtisch, vor welchen sein Sohn einen Stuhl hinstellt. Da macht die Königin noch einen letzten Versuch der Gegenwehr, indem sie ihrem Gemahl um den Hals fällt mit dem Ausruf: „Schreiben Sie nicht, Sire, schreiben Sie nicht! Weichen Sie nicht einer Emeute! Man will Ihnen nur bange machen."

Der alte Mann hält inne, aber Montpensier zeigt mit einer Gebärde der Ungeduld auf das Blatt Papier.

„Nun wohl, da man es will" — sagt der König, setzt sich und beginnt langsam zu schreiben.

„Sire, beeilen Sie sich", sagt eine Stimme, man weiß nicht, wessen — „schon wird auf dem Carrouselplatz geschossen!"

Das ist dem alten Manne doch zu viel. Er sieht auf, forscht mit einem Blick der Entrüstung nach dem Sprecher und entgegnet:

„Man wird mir wohl Zeit laſſen. Komme, was da wolle, ich kann nicht ſchneller machen.“

Und er ſchrieb in langſamen Zügen mit großen Buchſtaben:

„Ich entſage der Krone, welche zu tragen die Stimme der Nation mich berief, zu Gunſten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große ihm heute zufallende Aufgabe löſen! (I'abdique cette couronne, que la voix nationale m'avait appelé à porter, en faveur de mon petit-fils le comte de Paris. Puisse-t-il réussir dans la grande tâche, qui lui échoit aujourd'hui.) Am 24. Febr. 1848. Louis Philipp.“

Nachdem er dieſe Urkunde aufgeſetzt und unterzeichnet hatte, las er ſie halblaut vor. Die Königin umarmte ihn mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit und ſagte: „Möge dein Enkel dir gleichen! Denn, Meſſieurs, der König iſt doch ein redlicherer Mann als ihr alle“. Und ſie fügte dieſer Beleidigung noch die Grollworte bei: „Ihr habt jetzt, was ihr gewollt; aber ihr werdet es bereuen!“

Der entkönigte Greis ſagte: „Da iſt meine Abdankung. Man bringe ſie dem Marſchall Gérard.“

Ein Reſt von Scham hielt alle Hände zurück. Endlich nahm Herr Baudin das Papier und eilte damit dem Marſchall nach.

Zu ſpät! Es iſt, als hörte man an dieſem 24. Februartage einen äſchyleiſchen Eumenidenchor das ſchickſalsſchwere Wort immer und immer wieder anſtimmen.

Die Abdankungsurkunde war zur Stunde nur noch ein werthloſer Papierfetzen, welcher nicht einmal in die Hände des Marſchalls Gérard gelangte, ſondern unterwegs in denen des Republikaners Lagrange hängen blieb. Die Miſſion des Marſchalls ſelbſt that gar keine Wirkung. Im Begriffe, das letzte Hinderniß auf ihrem Wege zu den Tuilerien, das Chateau d'Eau, nach mörderiſchem Kampfe zu bewältigen, blieb die Revolution

für alle vermittelnden Stimmen taub, wie ja das so hatte kommen müssen.

Und dennoch — es ist unbegreiflich, aber wahr — hegte man im Schlosse kaum einen Zweifel, daß die Worte der Abdankungsurkunde ein sänftigendes Oel auf die Aufstandswogen träufeln würden. Auch die Regentschaft der Herzogin von Orleans galt für gesichert. Sie selbst freilich, verstört durch die Zornblicke ihrer Schwiegermutter und das feindselige Gebaren ihrer Schwägerinnen, rief weinend aus: „Großer Gott, welche Last! Ohne Stütze, ohne Beistand! Verlaßt mich nicht!“

10.

Um 12½ Uhr ging Herr Thiers auf den Carrouselplatz hinunter, um seinem Freunde Bugeaud zu sagen, wie derweil die Dinge droben sich entwickelt hatten. Der eisenfresserische Soldat, welcher wenige Stunden vorher seinem kleinen Freunde geschrieben hatte, daß sie Beide „berufen seien, mitsammen die Monarchie zu retten“, schrie fluchend: „Sacré nom de dieu, so ist also alles zum Teufel!“ Worauf der Kleine mit dem Nußknackerkopf: „Ja, man hat uns eben zu spät berufen.“

Der Duc de Nemours kam, dem Marschall das Kommando abzunehmen, was dieser mit widerwilligem Brummen geschehen ließ. Die beiden Ex-Säulen der Julimonarchie, welche „zu spät berufen worden“, dieselbe zu retten, dachten nun darauf, sich selbst zu retten. Bugeaud übrigens ist martialisch genug, in seinem vollen Marschallsanzug langsam davonzureiten. Herr Thiers seinerseits schlängelt sich zu Fuße durch den Tuilériengarten und über die Concordebrücke ins Palais Bourbon hinüber, in dessen Räumen die Repräsentanten der Korruption — offiziell heißen diese Herren die Vertreter des französischen Volkes — rathlos hin- und herwuseln. Selber rathlos und bis

zur Beſinnungsloſigkeit beſtürzt, geht der kleine Nichtnothhelfer durch einen der Säle. Korrupte umdrängen ihn da mit ſtürmiſchen Fragen. „Meſſieurs, es gehen Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Flut ſteigt, ſteigt, ſteigt!“ erwidert er ſtotternd und verſchwindet, um nicht mehr geſehen zu werden, bevor die politiſche Temperatur wieder ſo iſt, daß Ränkeſpinnen mit ziemlicher Sicherheit aus ihren Schlupfwinkeln ſich hervorwagen können.

Nachdem Nemours den Befehl an ſich genommen, ordnete er an, daß die Truppen den Carrouſelplatz räumten und in den Tuilerienhof ſich zurückzogen. Dies geſchehen, ſchloſſen ſich die Eiſengitter des Palaſthofes hinter den Soldaten. Unterdeſſen aber gab es ein großes Geſtampfe und Geſtaube in den Korridoren und auf den Treppen des Schloſſes: — der Vollſtrom der Rattenauswanderung ergoß ſich. Der jetzt mit Macht graſſirende „Schlotter“ machte Herren in Uniformen und Hoffräcken und Damen in Seidenroben und Sammetmänteln ſcharenweiſe davongehen, Beſtürzung auf den Geſichtern und auf den Lippen den nicht mehr verhaltenen Angſtruf: „Alles iſt verloren!“

Demzufolge hatte ſich die Menge auch im königlichen Kabinett und in den anſtoßenden Salons beträchtlich gelichtet, als die Botſchaft dahin gelangte, daß die Sendung des Marſchalls Gérard vollſtändig geſcheitert und der General Lamoricière verwundet und vom Volke gefangen worden ſei. In demſelben Augenblicke Schüſſegeknatter auf dem Carrouſelplatz, wohin die Inſurrektion bereits ihre Plänkler vorgeſandt hatte. Dieſe ſahen einen Zug königlicher Reiſewagen, welcher aus den Ställen der Rue Saint-Thomas du Louvre herbeibefohlen worden, ſchoſſen darauf, tödteten einen Vorreiter, ſowie mehrere Pferde, und zwangen die Wagen zur Umkehr nach den Remiſen.

Das Geknalle dieſer Schüſſe macht die Prinzeſſinnen Schreckensſchreie ausſtoßen. Louis Philipp ſelber fährt in höchſter Unruhe aus ſeinem Lehnſtuhl empor. Hereinſtürzt, die Kleider

in Unordnung und die Gesichtszüge in äußerster Fassungslosigkeit, Herr Cremieux: — „Sire, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Das Volk kommt! Noch etliche Minuten und es wird in den Tuilerien sein!“

Der alte Mann sagt kein Wort; aber er hastet sich, Ordensband und Degen abzuthun. Dann zieht er seine Uniform aus, schlüpft mit Hülfe der Königin in einen bürgerlichen Rock und ruft suchend und zappelnd: „Meine Uhr? Wo ist meine Uhr? Ah, ich hab' sie! Und mein Portefeuille? Da, nehmt mein Portefeuille! Und wo ist mein Schlüsselbund?“ Es war etwas wie Wahnsinn in dem Gebaren und Reden des Greises, aber nichts vom Wahnsinn eines Lear, obzwar er wie Lear im dritten Akt hätte sagen können:

. . . . . „Hier steh' ich,
Ein armer, schwacher, alter, kranker Mann,
Den man verachtet“ —

nein, nichts vom Wahnsinn eines Lear, wohl aber von dem eines Aktienschwindlers, über welchen der Bankerott jählings hereinbricht. In Wahrheit, das Ende des Louis-Philippismus entsprach mathematisch genau dem Anfang. Der ganze Verlauf von des Mannes Hinaufschleichen zum Throne macht den Eindruck des Fuchsig-Gemeinen und ein würdeloseres Herabfallen vom Thron als das seinige hat es kaum jemals gegeben. Daß die Februarrevolution eine „Revolution der Verachtung“ gewesen, ist zwar ein durch häufige Wiederholung trivial gewordenes Wort; aber ein wahres ist und bleibt es doch . . . .

Die Prinzessinnen brechen in Schluchzen aus und die Kinder der königlichen Familie starren mit ängstlicher Neugier auf das für sie unbegreifliche Schauspiel. Louis Philipp setzt hastig seinen Hut auf, bietet der Königin den Arm, sagt flüchtig zur Herzogin von Orleans: „Helene, Sie bleiben hier!“ und gibt durch sein Weggehen das Signal zur Flucht. Von Mitglieder der Familie folgen dem greisen Paare der Duc de Montpensier,

welcher seine Frau, die Infantin Luisa Fernanda — geborene Muñoz, sagen die bösen Zungen — dem Schutze des Herrn de Lasteyrie übergibt, ferner die Herzogin von Nemours mit ihren Kindern und der Prinz von Sachsen-Koburg mit der Prinzessin Klementine, seiner Frau. Mitgehen die Herren Cremieux, Ary Scheffer, Lasteyrie, Gourgaud, Roger und Lavalette. Etliche Hofdamen, Adjutanten, Palastbeamte und Diener schließen den Zug, welcher mittels eines engen und dunkeln Ganges aus dem Kabinett des Königs in die Vorhalle des Pavillon de l'Horloge und von da in den Tuileriengarten gelangt. Dieser ist still und leer, aber von rechtsherüber rollt und grollt das Kampfgetöse. Herr von Montalivet, seinem Gebieter treuer als viele andere, hat an der Palastpforte zwei Schwadronen Küraſſiere unter den Befehlen des Generals Regnauld Saint-Jean d'Angely bereitgehalten, die Flucht des Entkrönten zu decken. Nationalgarden der 1. Legion schließen sich ebenfalls dem Fluchtzug an, welcher so rasch als der alte Mann, dessen dem völligen Bruche nahe physische und moralische Kraft nur durch die Seelenstärke seiner Frau nothdürftig aufrecht erhalten wird, zu gehen vermag, die große Avenue des Gartens entlang eilt, — ganz wie ein Leichenzug der Julimonarchie! Man sah von der Rue Rivoli aus denselben zwischen den Baumstämmen dahingleiten, leichenbitterlich schwarz, da die Mitglieder der Familie Louis Philipps die Trauer um die kurz zuvor gestorbene Prinzessin Adelaide noch nicht abgelegt hatten.

Der mit Herrn Cremieux vorangehende Duc de Montpensier kehrte sich von Zeit zu Zeit um und sagte: „Beschleunigen Sie doch Ihre Schritte, Sire!" In der Mitte der Avenue überschlug sich das Pferd eines reitenden Nationalgardisten und fiel auf seinen Reiter. „Armer junger Mann!" rief Marie Amelie aus. Louis Philipp aber: „Schafft mir das Pferd aus dem Wege!" Am Gitter der aus dem Garten nach dem Concordeplatze führenden Drehbrücke angelangt, blieb er stehen und

richtete an Montalivet die Frage: „Hat man die Gewißheit, mich ſicher nach Saint-Cloud bringen zu können?“ „Ja, Sire.“ Der Entkrönte paſſirte das Gitter und betrat den Platz. Geſenkten Hauptes einherſchreitend bemerkte er Blutſpuren auf dem Boden und machte eine Bewegung des Abſcheu's. Der Eintrachtsplatz war aber nicht ſo ſtill und leer wie der Tuilerien-garten. In der Mitte ſtanden dicht gedrängt die Truppen Bedeau's, welcher General in der peinlichſten Verlegenheit ſich befand, da er ſeit Stunden ohne Befehle, ja ohne alle Benachrichtigung gelaſſen worden war. Eine zahlloſe Menge umwogte die Truppen. Darunter Gruppen von Bürgerwehr, da und dort auch eine Schar Bluſen, Gewehre in den Händen, die Geſichter vom Pulverrauch geſchwärzt.

Der Fluchtzug ſtockte vor dem Anfluten der Menge. Die Begleiter und Beſchützer des entkrönten Flüchtlings wagten es nicht, Zwang anzuwenden, um einen Durchpaß zu eröffnen; die Peinlichkeit des Augenblickes ſtieg. „Die Wagen! Nun, wo ſind denn die Wagen?“ frug Louis Philipp ungeduldig. Neugierige drängten heran. Er ſchien nicht nur, er war erkannt. „Meſſieurs, Schonung, Gnade für den König!“ rief ein Küraſſieroffizier. „Die ſoll er haben, wir ſind keine Mörder; aber ſchnell auf und fort mit ihm!“ eine Antwort, welche das hundertfältige Echo fand: „Ja, ſchnell auf und fort mit ihm!“ Die Königin zog ihren Gemahl mit ſich fort, dahin, wo am Fuße des Obelisk drei ſchlechte Einſpänner von Miethwagen hielten, genau auf der Stelle, wo vor Zeiten, in der Sprache von damals zu reden, „La Sainte-Vierge Guillotine“ ihren Altar gehabt.

Ein grauſamer Schickſalshohn, fürwahr, daß der vom Throne gefallene Sohn von Philipp Orleans-Egalité gerade von dieſer Stelle aus ins Exil geſchleudert wurde. Von der Stelle aus, wo ſein Vater am 6. November von 1793 in weißer Weſte, gelben Lederhoſen und zeiſiggrünem Frack auf beſagtem „Altar“ erſchienen war, „pour faire le saut de carpe en avant.“

Der alte Mann ist jedoch von der Angst der Gegenwart viel zu sehr erfüllt, um des Schreckens der Vergangenheit zu gedenken. Er öffnet den Schlag eines der schmutzigen Fuhrwerke und findet dasselbe bereits mit Prinzessinnen und Kindern vollgestopft. „Heraus! Steigt alle heraus!“ ruft er, in der Selbstsucht des Alters und der Furcht seiner so lange und so vortrefflich gespielten Rolle eines zärtlichen Paterfamilias ganz vergessend. Die Prinzessinnen gehorchen. Louis Philipp wirft sich hastig in den Wagen, die Königin folgt ihm, drei ihrer Enkelkinder haben den Vordersitz inne. Die übrigen Mitglieder der Familie pressen sich so gut es eben gehen will in die beiden andern Wagen; aber die Prinzessin Klementine und die Ducheſſe de Montpensier finden keinen Platz mehr und werden durch die Herren Thierry und Lasteyrie aus dem Gedränge und in ein sicheres Asyl gebracht. Die schöne Infantin ist eine jugendlich muntere Dame. Sie fängt an, die Sache „amüsant“ zu finden, und äußert gegen ihren Ritter Lasteyrie, das sei doch auch mal eine der Rede werthe Abwechselung in der ewigen Langeweile des Hoflebens.

„Mein Portefeuille! Mein Portefeuille!“ schreit Louis Philipp aus dem Innern des Wagens, maßen der „König der Juden“ selbst in dieser äußersten Beklemmung seiner „Werthpapierche“ nicht vergißt. Herr Cremieux schiebt die umfangreiche Mappe mit Mühe durch die Wagenfensteröffnung und, im Besitze seines Theuersten, ruft der Greis in höchster Ungeduld: „Partez! Partez donc! Partez vite!“ Der Kutscher peitscht auf sein Pferd und im Galopp fliegt der Wagen davon, daß der flüssige Koth darob zusammenspritzt.

Also verschwand des Roi-Renard Majestät und Herrlichkeit. Im Juliſtaube war er gekommen, im Februarkoth ist er gegangen. Derbwahr sagt ein spanisches Sprichwort: „Aus solchem Staube wird solcher Dreck!“

11.

Helene d'Orleans hat aus der Stärke ihres Muttergefühls die Kraft geschöpft, in den Tuilerien zurückzubleiben. Die schmeichelnd-trügerische Hoffnung, es könnte ihr gelingen, die vom Haupte ihres Schwiegervaters gefallene Krone im Falle aufzufangen und auf den Kopf ihres ältesten Knaben zu setzen, hielt sie aufrecht und ließ sie Gefahren trotzen, deren ganzen Umfang sie schwerlich gekannt hat. Oder glaubte sie als Wittwe des „populären" Herzogs von Orleans, mit welchem die beste Stütze des Julikönigthums eingesargt worden war, überhaupt nicht ernstlich gefährdet zu sein? Ach, die Völker vergessen ihre Günstlinge noch schneller als die Fürsten.

Etliche wenige Mitglieder der Deputirtenkammer waren bei der Prinzessin im Schlosse zurückgeblieben, sowie auch etliche Mitglieder der Kammer der Pairs. Die letztere hat, zwischenhinein bemerkt, am 24. Februar die Rolle einer vollständigen, nicht mehr lächerlichen, sondern nur noch erbarmungswürdigen Nullität gespielt. Die Insurrektion hielt es gar nicht der Mühe werth, an das „Herrenhaus" auch nur zu denken, weder während des Kampfes noch nach dem Siege. Diese ganze Mumiensammlung, worin bekanntlich alle seit 50 Jahren in Frankreich geschworenen politischen Meineide balsamirt waren, versank ohne Sang und Klang in den Strudel der Revolution; freilich nur, um später durch den Bonapartismus als „Senat" wieder heraufgefischt zu werden. Die Herren Pairs waren auf 1 Uhr in ihr Sitzungslokal im Luxemburg zusammenberufen. Als sie sich zu versammeln begannen, trat der Herr Graf Beugnot mit bänglicher Hast in den Sal und rief seinen Mitpairs zu: „Die Deputirtenkammer ist im Begriffe, vom Volk erstürmt zu werden, und wir werden es auf der Stelle ebenfalls sein!" Worauf der Graf de Saint-Priest spottlächelnd: „Mein lieber Kollege, Sie

ſchmeicheln uns allzuſehr." Dieſe Bezeugung von „ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" war das letzte Lebenszeichen, welches die Mumienſammlung von ſich gegeben hat .....

Der Deputirte Lacroſſe ſagte nach der Flucht Louis Philipps zu der Herzogin: „Madame, gehen Sie mit ihren beiden Knaben ſofort nach der Deputirtenkammer. Dort iſt jetzt der Sitz der Autorität". Die Herzogin nahm dieſen Rath an und zog ſich für eine kurze Weile in ihre Wohnung im Pavillon Marſan zurück, wo Herr Dupin — auch eine Säule des Orleanismus, welche aber binnen Kurzem eine Säule des Bonapartismus wurde — ſie aufſuchte und ſie in der Abſicht, ihr Heil im Palais Bourbon zu verſuchen, beſtärkte. Er ſprach noch, als der Adjutant Touchard hereinſtürzte mit der geflügelten Meldung, der Herzog von Nemours laſſe ſeine Schwägerin bitten, ohne allen Verzug durch den Pavillon de l'Horloge in den Garten und durch denſelben zu der Drehbrücke ſich zu begeben. Es ſei kein Augenblick mehr zu verlieren. Die Prinzeſſin brach alsbald auf und machte ſich, ihre beiden Knaben, den Grafen von Paris und den Herzog von Chartres an den Händen, mit einem kleinen Gefolge auf den ihr bezeichneten Weg.

Sie gelangte glücklich in den Garten. Aber es war wirklich kein Augenblick mehr zu verlieren geweſen, maßen inzwiſchen die Tuilerien eingenommen worden und zwar durch einen ſimpeln Lieutenant von der 5. Bürgerwehr-Legion, Herrn Aubert-Roche. Als nämlich die Truppen den Carrouſelplatz geräumt hatten, war derſelbe ſofort von Nationalgarden beſetzt worden. Kaum war dies geſchehen, als nach Bewältigung des Chateau d'Eau die ſiegreiche Volksmaſſe mit dem Donnerruf „Tuileries!" über die Rue Rivoli gegen den Platz vorbrach und alsbald ſchlugen die Flintenkugeln an die Nordſeite des Schloſſes. Der Herzog von Nemours, erkennend, daß jeder Verſuch, den Palaſt zu vertheidigen, bloß ein unnützes Blutbad zur Folge haben würde, und edelmüthig nur darauf bedacht, den Gang ſeiner Schwägerin

zum Palais Bourbon zu decken, befahl den Truppen, zum Abzug durch die Vorhalle des Pavillon de l'Horloge sich bereit zu halten. Derweil mühten Bärenmützen und Blusen in buntem Gemische sich ab, das Eisengitter, welches den Schloßhof gegen den Carrouselplatz absperrte, niederzubrechen, und befürchtend, diese Mühwaltung könnte die Wuth der Stürmenden steigern, wußte sich der genannte Bürgerwehroffizier durch das Thor des an die Rue Rivoli stoßenden Pavillon Eingang zu verschaffen und den Gouverneur des Palastes, Oberst Bilfeld, zu bewegen, ihm die Schlüssel auszuliefern. Dann eilte er, das nach dem Carrouselplatze führende Hofgitterthor aufzuschließen, und die Menge strömte in den Schloßhof. Der Duc de Nemours vernahm, im Vestibül des Pavillon de l'Horloge im Kreise seiner Offiziere stehend, das Herannahen des Volkes. „Was? Jetzt schon?" rief er aus, gab rasche Befehle, die sämmtlichen noch im Schlosse vorhandenen Truppen durch die große Mittelpforte in den Garten debouchiren zu lassen, und stellte sich an die Spitze des 1. Bataillons vom 16. leichten Regiment, um damit der Herzogin von Orleans auf ihrem Wege zu folgen. Der Prinz hat, wie bekannt, an diesem Tage seine Pflicht mit großer Hingebung und Selbstverleugnung bis zuletzt gethan; er und nur er war es, der am 24. Februar dem Namen Orleans Ehre machte. Retten freilich konnte er seines Hauses Sache nicht.

Derweil eilte Helene d'Orleans am Arme des Herrn Dupin den großen Mittelgang des Gartens hinab. An ihrer rechten Hand hielt sie ihren älteren Knaben, den weinenden jüngeren trug ein Diener ihr nach. Bei der Drehbrücke wurde sie von den Herren Havin und Viesta eingeholt, welche der im Ministerium des Innern eitel sich abmühende Odilon Barrot an die Prinzessin abgeordnet hatte mit dem dringlichen Rath, sie sollte trachten, mit ihren Söhnen über die Boulevards nach dem Stadthause zu gelangen; denn dort, im Hauptquartier des siegreichen Aufstands, liege die Entscheidung. Dieser Rath war das Ge-

ſcheiteſte, das einzig Geſcheite, was Herr Barrot während der ganzen Kriſe gethan hat. Die Ducheſſe ſtand ſtill, ungewiß, was zu thun, aber doch mit dem Inſtinkt einer Mutter fühlend, daß dieſer Rath der beſſere. Herr Bieſta drang in ſie, denſelben zu befolgen. „Können Sie reiten?“ frug er die Prinzeſſin. — „Hinlänglich, um im Nothfall ein Dragonerpferd beſteigen zu können.“ — „Nun wohl, zaudern Sie keinen Augenblick! Kommen Sie ins Hotel de Ville und Sie werden Regentin und Ihr Sohn wird König ſein. Wenn nicht, iſt Ihre Sache verloren.“ — „Das iſt der Rath eines Narren — ſchrie Monſieur Dupin — ins Palais Bourbon müſſen Sie gehen, Madame!“ So ein echter und gerechter „liberaler“ Philiſter, ſo ein Zungendreſcher des Juſte-Milieu (zu Deutſch der richtigen Mittelmäßigkeit) erblickt ja einen Narren in jedem, welcher weiter ſieht, ſchärfer denkt und hochherziger fühlt als er.

Die Herzogin befolgte den Rath des „gewiegten“ Staatsmanns, begab ſich in die Deputirtenkammer und — nach einer Stunde voll Angſt und Pein ſollte ſie daſelbſt ihre Regentſchaft und ihres Sohnes Krone, ſollte ſie ihre Kinder und ſich ſelbſt vom Wirbelwind der Revolution fortgefegt ſehen wie Spreu.

12.

Während die übelberathene Prinzeſſin über den Concordeplatz und die Eintrachtsbrücke nach dem Quai d'Orſai hinübereilt, beginnt der ſiegreiche Aufſtand in den eroberten Tuilerien ſein Siegesbakchanal zu feiern.

Nicht in Blut — die ruchloſe Revolution überließ das der heiligen Reaktion, welche wenige Monate darauf ihre rothen Orgien in Scene ſetzte — wohl aber in Wein, den man aus den

Kellern deſſen heraufholte, welcher davon gegangen war, ſein mit Werthpapieren vollgeſtopftes Portefeuille unter dem Arm und, wenn nicht ſagend, doch wohl denkend: „Tout est perdu hors la caisse!“

Es ging luſtig her in dieſen vergoldeten Räumen, aus welchen Dame Etikette mit dem übrigen Hofgeſinde entſetzt entflohen war. Zerſchlagen, zerriſſen und zertreten wurde manches und vieles, geſtohlen nichts. „Mort aux voleurs!“ Es iſt aktenmäßig feſtgeſtellt, daß, obgleich am Nachmittag und Abend dieſes Tages allein an 100,000 oder mehr bewaffnete Bluſen im Palaſt aus- und eingingen, nichts von irgend nennenswerthem Werth abhanden kam, daß ein armer Teufel, welcher eine Kleinigkeit ſich angeeignet hatte, von ſeinen Kameraden ſofort erbarmungslos auf dem Hofe erſchoſſen ward und daß herumliegende Koſtbarkeiten im Werthe von mehr als 4 Millionen von Proletariern, welche vielleicht wenige Sous oder auch gar keinen in der Taſche hatten, geſammelt und an die Behörden abgeliefert wurden. Mit ganz beſonderer Rückſichtsnahme behandelte das ſiegreiche Volk die Zimmer der Herzogin von Orleans. Auf dem Leſepult der Prinzeſſin lag ein Buch, betitelt „De la sainteté des gouvernements et de la moralité des révolutions“. Das aufgeſchlagene Kapitel trug die Ueberſchrift „Stabilité du gouvernement.“ Oh, Prediger Salomonis!

In für geſunde Menſchenaugen widerlichem, aber echtfranzöſiſch-komödiantiſchem Nationalſtil war es, daß eine Dirne ſich erfrechte, die Rolle der Freiheitsgöttin zu improviſiren und als ſolche in der großen Vorhalle des Palaſtes ſich zu inthroniſiren. Da ſaß ſie, die rothe Mütze auf dem Kopfe, eine Pike in der Rechten, mit feſtgeſchloſſenen Lippen und unbewegten Augen mehrere Stunden lang und empfing die Grüße der Vorübergehenden.

Aber die gutmüthig-ſpaßhafte Siegesfreude, welche anderwärts in den Tuilerien tobte und tollte, müßte, durch den Genius

eines Shakespeare oder eines Kaulbach zu einem Bilde zusammengefaßt, einen weltgeschichtlichen Karneval — es war ja gerade Karnevalszeit — darstellen, wie es einen zweiten kaum jemals gegeben hat. Ein Schwarm von Gamins hängt freudeläutend am Zugseil der großen Schloßglocke, während andere die rothe Siegesfahne auf die Kuppel des Mittelpavillons pflanzen und ihre Kameraden auf der Plattform des Daches den Kankan tanzen. Im Garten, in den Höfen, in den Korridoren und Sälen krachen unzählige Jubelsalven; denn der noch vorhandene Rest von Patronen muß schlechterdings verbraucht werden. Hier hat im Schlafzimmer Louis Philipps Einer über seine Bluse eine weiße Sammetweste des Cidevant-Roi angezogen und das Galaordensband mit dem Kreuze von Diamanten darüber gehängt, um, also ausstaffirt, aus Leibeskräften und seelenvergnügt auf einem Waldhorn fürchterliche Töne zum Fenster hinauszublasen. Dort steht eine andere Bluse, angethan mit einem brokatenen Schlafrock, mitten im Empfangsalon des Herzogs von Montpensier, die Marseillaise herkrähend und auf einer aufgerafften prinzlichen Violine schrecklich dazu geigend, während Kameraden, mit anderen Artikeln der herzoglichen Garderobe behangen, um den Musikanten her die Karmagnole springen. Im Bibliothekzimmer hat sich ein kleiner Bursch in das Studium eines Plans der Domäne Neuilly vertieft. „Was machst du da, Marquis?“ fragt ein vorübergehender Arbeiter. „Ich studire den Plan meines Grundbesitzes, Vicomte“, lautete die lachende Antwort. Dort kommt, von einem Polytechniker geführt, ein Zug von Arbeitern aus der Schloßkapelle und durch die große Galerie, ehrerbietig ein der Zerstörung entrissenes, wundervoll aus Elfenbein geschnitztes Krucifix geleitend, unter dem unweigerlich befolgten Zuruf an die Begegnenden: „Bürger, Hüte ab! Grüßt den Zimmermann von Nazareth!“

Aber im Allerheiligsten, im Thronsal — verhülle dein Antlitz, oh Köhlerglaube der Monarchie! — da wird die pur-

purne Throndraperie in Fetzen gerissen und wird aus einem der Stücke eine Freiheitsmütze gewunden, welche der dem Mittelpavillon des Schlosses gegenüber im Tuileriengarten stehende Spartakus tragen soll. Der Bürgerwehrhauptmann Dunoyer schreibt mit Kreide auf das Gesimse des Thrones: „Das Volk von Paris an ganz Europa: — Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft!“ Ein Beifallssturm macht die Wände dröhnen und die Decke schüttern. Ein Proletarier springt auf den Thronsessel, wischt seine kothigen Schuhe an dem Sammet ab, schwingt eine rothe Fahne und ruft frohlockend: „Vive la république!“

Eine Stunde darauf, gegen 3 Uhr zu, ging ein phantastisch-bunter Faschingszug von etlichen Tausenden vom großen Vestibul des Palastes aus durch den Tuileriengarten nach dem Eintrachtsplatz und schwenkte von da auf die Boulevards ein. Vorauf ritten ein Polytechniker und ein Student auf prächtigen Pferden aus dem königlichen Marstall. Dann kam eine Reihe von Trommlern in Bürgerwehruniform. Hierauf ein Karren, auf welchen die Trümmer und Ueberreste der zerstörten Herrlichkeiten des Thronsals zusammengepackt waren, mit Ausnahme des vergoldeten Thronsessels, welcher, von vier handfesten Blusen getragen, über den Köpfen der Schar einherschwebte. Hinterher eine fröhliche Menge, an den Enden ihrer Piken Purpurfetzen, Brokatstücke, Atlaslumpen, Hofuniformen und Livreen, auf den Spitzen ihrer Bajonnette Fleischstücke, Brotlaibe, Speckseiten und leere Flaschen tragend, Witze reißend, singend, johlend.

Das Ziel dieser absonderlichen Prozession war der Bastilleplatz, an welchem so viele Traditionen der pariser Umwälzungen haften. Nachdem der Zug daselbst angelangt war, machte er Halt und bildete einen großen Kreis um die Julisäule her. Rasch wurde sodann am Fuße derselben ein Holzstoß gethürmt. Darauf warf man die erwähnten fragmentarischen Herrlich-

keiten und auf die Spitze der Pyramide stellte man den Thronstuhl. Jetzo ward unter Anstimmung eines beliebten Gassenhauers auf den „Roi des agioteurs“ der Holzstoß angezündet. Als die Flammen den Thron ergriffen, barst ein tausendstimmiges Gejauchze los und hochauf schlug die schwelgende Lohe.

II.

„Vive la république!“

1.

Heute, im Jahre 1867, wo die Völker förmlich abgedankt haben und in byzantiſcher Unterwürfigkeitsbefliſſenheit der Willkür ihrer Gebieter ſich anbequemen, heute hat man oft Mühe, zu glauben, zu was für märchenhaft-phantaſtiſchen Blüthen der demokratiſche Völkerfrühlingstraum von 1848 ausgeſchlagen iſt. In Wahrheit, die Hof-, Kirchen-, Kaſernen- und Kanzleileute hatten gar nicht ſo unrecht, das Jahr ein „tolles“ zu nennen. Es ſah wirklich toll genug aus, wie unſere alte

„Jungfer Europa war verlobt
Mit dem ſchönen Geniuſſe
Der Freiheit und ſie herzten ſich
Und ſchwelgten im erſten Kuſſe —“

in dem bekannten Märzkuß, deſſen Honig ſich gar bald in Galle verwandelte. Aber während des Honigmonats da geſchahen Wunder und Zeichen und zwar nicht allein am grünen Holze, ſondern auch am dürren. Hat doch — um nur ein ſolches Zeichen namhaft zu machen — damals ein königlich preußiſcher geheimer Legationsrath, welcher zwar bei Lebzeiten niemals ohne ſein Ordensband im Knopfloch ausging, aber nach ſeinem Tode

in acht anständig dicken Tagebücherbänden demokratisches Feuer und revolutionäre Flammen schnob, zu der Weissagung sich verstiegen, die rothe Fahne werde dermaleinst das Bundesbanner der „Vereinigten Freistaaten von Europa" sein.

Einstweilen ist soviel gewiß, daß am 24. Februar von 1848 Punkt 1 Uhr 5 Minuten nach Mittag die rothe Fahne auf der Kuppel des großen Pavillon der Tuilerien flatterte, als Triumphsignal einer siegreichen Revolution.

Während das pariser Volk, aus dem Kampfzorn in den Humor hinübergesprungen, in den Tuilerien als „lustige Person" ein heiteres Intermezzo im Drama des Tages agirte, wurden anderwärts die Kulissen für einen weiteren Akt zurechtgeschoben. Die Scene ist jetzt das Palais Bourbon, was man nicht ohne Verwunderung vernehmen könnte, so man nicht wüßte, daß der Autoritätsglauben gar wundersame Sprünge zu machen pflegt. Die Deputirtenkammer, eine verschwindend kleine Minderheit ausgenommen, nur aus so oder so Verkauften bestehend, war die Kloake der Verachtung, in welche die triumphirende Empörung voll Ekel hinunterspuckte, — und doch suchte man in dieser Kloake die Entscheidung. Nicht allein that dies der Royalismus, was ganz in der Ordnung; sondern auch der Republikanismus, was beweis't, daß er seiner Sache doch nicht eben sehr sicher gewesen ist. Ja, wer die menschlichen Dinge vom vielleicht einzig richtigen Stadtpunkt aus, d. h. vom Isolirberg ironischer Verachtung herab betrachtet, dem mag wohl ein mephistopheliſch Lächeln die Lippen kräuseln, wenn er Monarchie und Republik so zu sagen einen keuchenden Wettlauf nach der Kloake anstellen sieht, in welcher alle die schändlichen Resultate der Lehren zusammenflossen, die der ordentliche Professor der konstitutionellen Korruptologie, Monsieur Guizot, so erfolgreich vorgetragen hatte.

Ein keuchender Wettlauf geschah dahin. Denn derweil die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Knaben und mit dünnem Gefolge den Tuileriengarten hinabeilt, um drüben im Palais

Bourbon durch die „Volksrepräsentation Frankreichs“ auf ihres älteren Sohnes Haupt die Königskrone und in ihrer eigenen Hand den Regentschaftsstab befestigen zu lassen, hat sich aus dem Redaktionsbureau des „National“ eine Abordnung der Republikaner aufgemacht, Emanuel Arago an der Spitze, um der Deputirtenkammer die „Beschlüsse des Volkes“ kundzuthun, die provisorische Regierung der Republik inmitten der Korrupten des Königthums auszurufen und endlich sodann diese provisorische Regierung im Triumphe vom Palais Bourbon zum Stadthause zu führen. Diese Abordnung gelangte vor der Herzogin über die Eintrachtsbrücke und zur Deputirtenkammer. Sie hatte auf dem Eintrachtsplatz, wo noch immer die aus allen Waffengattungen bestehende Kolonne Bedeau's stand, eine kurze Begegnung. Der General erkannte nämlich den Citoyen Arago, kam auf ihn zu, beklagte sich, daß man ihn ganz ohne Befehle ließe, und bat, Arago möchte doch für ihn, Bedeau, bei Thiers oder Barrot oder bei sonst irgendwem Befehle einholen, — eine ganz lächerliche Bitte, die natürlich unbeachtet blieb. Der Ex-Retter der Monarchie, Thiers, welcher kurz zuvor ebenfalls über den Concordeplatz gegangen sein mußte, hatte nicht entfernt daran gedacht, die Streitmacht Bedeau's ganz oder theilweise zum Schutze des Palais Bourbon zu verwenden. Ueberhaupt — so ganz war die Regierungsmaschine binnen wenigen Stunden zerfallen — dachte Niemand daran, der Deputirtenkammer eine ausreichende militärische Deckung zu verschaffen. Daher die Leichtigkeit, womit dann die Revolution, ihre Volkswogen auf beiden Ufern der Seine heranrollend, schaumspritzend in das „Heiligthum“ der gesetzgebenden Macht eindrang, d. h. den ganzen parlamentarischen Schmutz und Stank, die schamlose Lüge von „Volksvertretung“ nieder- und wegschwemmte. Aber freilich, war es nicht ebenfalls Lüge und Heuchelei, wenn die Demokratie an diesem seit Jahren von ihr angespieenen Orte das Wort der Entscheidung zu suchen kam? Es sah ganz so aus, war jedoch nur der

Zwang der geſchichtlichen Logik, welche die Menſchen antreibt, immer wieder zu verſuchen, ob ſich ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit vermeiden, das Neue an das Alte anknüpfen, das Werdende als eine naturgemäße Zeugung des Beſtehenden darſtellen ließe.

Alſo immerfort neuen Wein in alte Schläuche füllen? Ach, nein! Das Wort iſt vielmehr umzukehren; denn es iſt ja nur ewig derſelbe alte, tauſendmal um- und wiedergeborene Wein, für welchen neue Schläuche anzufertigen die menſchliche Kulturarbeit ſich abmüht. Ja, der Wein, d. h. der Gedankengehalt der Menſchheit, iſt und bleibt ewig derſelbe, ſofern nicht - - was ſehr unwahrſcheinlich — die Organiſation des menſchlichen Gehirns eines ſchönen Tages eine andere wird. Schon der älteſte Buddhiſt hätte, ſo die Druckkunſt erfunden geweſen wäre, ſicherlich Bücher drucken laſſen, wie ſie zu unſerer Zeit Herr Arthur Schopenhauer drucken ließ. Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus, Atheismus, Brahmaismus, Moſaismus, Hellenismus, Chriſtenthum, Islam, Päpſtelei, Lutherei, Spinozismus, Hegelei, Deſpotie, Ariſtokratie, Demokratie, Sozialismus, Antik, Romantiſch, Modern — Schläuche, nichts als Schläuche, die ſich ablöſen und verdrängen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtauſende, jetzt ſo geformt, jetzt anders; jetzt roth, grün, blau, gelb, weiß u. ſ. w. angeſtrichen, jetzt einfarbig, dann zweifarbig, dreifarbig, regenbogengrell, pfauenbunt. Eine Neuſchneiderung des Schlauches nennen die Leute ein neues Weltalter, einen friſchen Anſtrich eine neue Aera. Der Inhalt aber iſt und bleibt der alte und — das halb ſchreckliche, halb lächerliche Räthſel „Menſch" ſtets ungelöſ't ....

Aber habt ihr, liebe Miträthſel, jemals das Urbild eines Menſchen in tauſend Aengſten geſehen? Wenn nicht, ſo ſei euch daſſelbe hiemit leibhaftig vorgeſtellt in der Perſon des Monſieur Sauzet, Präſidenten der Deputirtenkammer. Bekanntlich auch eine Säule des Louis-Philippismus und der Don-Quixoterie!

Schade nur, daß dieſe Säule, wie alle ihre Mitſäulen thun, heute gar kläglich wankt und ſchwankt unter dem rauhen Anhauch des Februarſturms. Was thun? Was beginnen in dieſem Trubel? Gerechter Himmel, dieſe Tagesordnung des 24. Februars ſtimmt ja ganz und gar nicht mit der unſrigen. „Um 3 Uhr öffentliche Sitzung: Fortſetzung der Debatte über das Privilegium der Bank von Bordeaux“ — lächerlich! Der ärmſte aller Präſidenten, ſoweit es heute ſolche gibt auf Erden, winſelt bleich und verſtörten Blickes im Palais umher und rudert ſich dann mühſam durch den Sal der „Pas-perdus“ hindurch. Denn dieſer iſt vollgeſtopft mit Deputirten, Journaliſten und Nationalgarden. Fragen und Antworten, Verſicherungen und Bezweifelungen, Thatſachen und Mythen ziſchen und ſchwirren da bunt durcheinander, nur geeignet, einen armen Präſidenten vollends gänzlich zu ſtupifiziren.

2.

Im chaotiſchen Wirrwarr dieſes Sales war vorhin auch der kleine Thiers, wie gemeldet worden, flüchtig auf- und untergetaucht. Gerade aber zur Stunde, wo der monarchiſche Oberdeklamator aus dem Palais Bourbon verſchwand, betrat daſſelbe der Mann, welcher von heute an für etliche Monate oder wenigſtens für etliche Wochen der republikaniſche Oberſtdeklamator ſein wird: — Alphonſe de Lamartine, welcher nicht wie der Herr Vicomte de Chateaubriand bis zu ſeinem Tode gewartet hat, um die Welt auf das Genaueſte mit ſeinen Thaten in Verſen und Proſa, mit ſeinen Erlebniſſen als Menſch und Staatsmann bekannt zu machen. In einem der vielen, vielen Bücher, welche er je nach Stimmung und Laune bald Erinnerungen, bald Bekenntniſſe, bald Geſchichten betitelte, erzählt er uns umſtändlichſt, wie er am 24. Februar von 1848 von ſeiner Wohnung hinweg

und ins Palais Bourbon gelangte. In einem der Korridore von den Herren Marraſt, Baſtide und etlichen anderen Republikanern angetreten, ward er von denſelben „dringend“ um eine geheime Unterredung erſucht, welche dann in einem abgelegenen Bureauzimmer wirklich ſtatthatte.

„Sie wiſſen — ſagte Lamartine zufolge der Wortführer Marraſt — Sie wiſſen, was wir ſind und was wir wollen. Wir ſind Republikaner und wollen demnach die Republik“ — (nämlich mit den bekannten Mentalreſervationen). „Falls dieſe aber nur mittels eines Kampfes, welcher Frankreich in Blut tauchte, möglich wäre, würden wir uns mit der Regentſchaft zufrieden geben; immerhin jedoch mit dem Vorbehalt, den endlichen Triumph unſerer Idee vorzubereiten. Wir kennen Sie nicht, aber wir achten Sie und das Volk ruft Ihren Namen an; es hat Vertrauen zu Ihnen und Sie ſind daher in unſeren Augen heute der Mann der Verhältniſſe. Wollen Sie der Vormund des ſterbenden Königthums und der Miniſter der werdenden Republik ſein?“ Auf dieſe Anrede hin ſtellte oder ſetzte ſich vielmehr Lamartine in eine Poſitur, welche er ſelbſt uns genau, bis zum Malen genau beſchrieben hat, nämlich in dieſe: „Er ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch und verbarg ſein Antlitz in ſeine Hände. Er flehte in ſeinem Inneren zu Dem, der allein niemals ſich irrt, daß er ſeine Gedanken lenken möge. Faſt ohne zu athmen verharrte er 5 oder 6 Minuten in tiefem Nachdenken.“ Und, richtig, die „faſt athemlos“ erflehte Inſpiration und Erleuchtung kam über ihn, unmittelbar vom Himmel herabfallend, wunderwirkend. Denn als der gute Poet, wie er zu melden nicht unterläßt, „endlich ſeine Hände wieder ſinken ließ“, erklärte er den um ihn herumſtehenden Republikanern, daß er ſelber mit einem Schlage ein Republikaner geworden ſei; zwar nicht gerade aus Ueberzeugung, aber doch aus Politik. Hierauf rührte er die beredten Lippen zu einem langwierigen, um nicht zu ſagen langweiligen Phraſenſchaumſchlagen, deſſen kurzer Sinn war, daß man ſofort über

die Regentschaft hinweg und in die Republik hineinspringen müsse, weil nur diese — orakelte Herr von Lamartine — „Frankreich zu bewahren vermöge vor Anarchie, vor Bürgerkrieg, vor Krieg mit dem Auslande, vor Raub, vor Schaffoten, vor Theilung des Eigenthums, vor dem Umsturz der Gesellschaft.“ Arme Gesellschaft, die du allfort in der kläglichen Lage bist, „gerettet“ werden zu müssen! Anno 1848 rettete man dich mittels der Republik, Anno 1851 mittels Meuchelmordung der Republik, womit wird man dich wohl das nächste Mal retten?... Schließlich verpflichtete sich Lamartine, in der Kammer gegen die Regentschaft zu sprechen und den Antrag, eine provisorische Regierung einzusetzen, zu unterstützen oder auch wohl selbst zu stellen. Und dieses schwankende Zuckerrohr von Lyriker stand für eine Weile am Steuer des französischen, republikanisch bewimpelten Staatsschiffs! Was Wunder, daß das Fahrzeug so schmählich scheiterte?

Man muß einem anderen Manne, welchem sonst wenig oder nichts nachzurühmen ist, man muß Herrn Odilon Barrot rühmend nachsagen, daß er sich doch nicht so im Handumdrehen republikanisiren ließ. Während er im glücklichen Bewußtsein seiner Ministerschaft vom Ministerium des Innern aus eifrigst in die Provinzen hinaus telegraphirte: „Der König hat abgedankt; die Herzogin von Orleans ist als Regentin proklamirt; Alles läßt sich hier versöhnlich an (tout marche ici vers la conciliation)“ — wurde ihm gemeldet, daß die Prinzessin sich in die Deputirtenkammer begeben habe und ihn daselbst ängstlich erwarte. Der Quasi-Minister warf sich mit seinem Freunde Pagnerre in einen Miethwagen und gelangte glücklich zum Palais Bourbon, allwo inzwischen die republikanische Abordnung, deren Sprecher Emanuel Arago war, in dem bunten Gewirre, welches den Sal der „vergeblichen Tritte“ füllte und stopfte, mit zweifelhaftem Erfolge für die Republik geweibelt hatte. Beim Erscheinen Barrots gingen ihn die Republikaner um eine Unterredung an, welche sofort in einem Nebenzimmer statthatte, zur selbigen Zeit, wo in

einem andern Gelasse Marrast und Bastide mit Lamartine verhandelten. Der Minister hatte zwei befreundete Kammermitglieder zur Seite, die Herren Mornay und Morny, Letzterer heute noch ein liberalthuender Orleanist, künftig aber der Held-Schurke des 2. Dezembers von 1851. Emanuel Arago faßte die Darlegungen seiner Partei in dem Satze zusammen: „Das Volk will eine provisorische Regierung" — und richtete an Barrot die Frage: „Wollen Sie ein Mitglied derselben sein?" Worauf der Befragte: „Nein. Ich war immer liberal, bin aber kein Republikaner. Ich bin für die Regentschaft." „Nun wohl — erwiderte ihm einer der Republikaner — so müssen wir es ohne Sie zu machen suchen. Aber vergessen Sie für alle Fälle nicht, daß Solche, welche die Uebernahme der gefahrvollen Mission verweigern, auch kein Recht haben, Die zu tadeln, welche den Muth besitzen, sich damit zu belasten."

Damit trennte man sich. Die Sitzung der Kammer sollte beginnen. Die Arena, in welcher der Zweikampf zwischen Monarchie und Republik entschieden werden sollte, that sich auf.

3.

1 Uhr 30 Minuten. Die Galerien füllen sich allmälig, zunächst vorzugsweise mit „respektablen" Leuten. Viele Nationalgardeuniformen darunter; auch elegante Damen, denn wo könnte ein Spektakel anheben auf Erden, ohne daß mehr oder weniger schöne Frauenaugen neugierig darauf blickten? Die Stenographen, welche mit rühmlicher Pflichttreue die Vorgänge der beginnenden Weltgeschichtestunde schnellschriftlich photographirt haben, sind in ihrer Loge. Die amphitheatralisch ansteigenden Bänke der Deputirten zeigen große Lücken, besonders zur Rechten und zur Linken. Die Mitglieder der Centren, die geschworenen Gui-

zotisten, sind ziemlich vollständig da, mit bänglicher Wehmuth auf den leeren Ministertisch starrend, allwo ihr theurer Meister und Magister und seine Herren Kollegen nicht erscheinen. Am Fuße der beiden Treppen, welche zur Rednerbühne emporführen, bei den von Huissiers bewachten Thüren, welche dort unter der den Präsidentenstuhl tragenden Estrade rechts und links angebracht sind, haben sich Gruppen von Kammermitgliedern zusammengethan, ängstliche Blicke und geflügelte Fragen austauschend. Andere Deputirte sind auf die Plattform des Säulenganges hinaufgestiegen, welcher hinter den Bänkereihen halbkreisförmig hinläuft, und suchen, nach dem Quai d'Orsai hinaus und nach der Eintrachtsbrücke hinüberblickend, zu erspähen, wie der Kampf zwischen dem Volke und den Truppen ginge. Denn noch scheint das Fechten im Gange, da von Weile zu Weile Gewehrsalvengekrach aus der Ferne herüberhallt. Es ist aber nur das Viktoriaschießen der siegreichen Empörung. Gerade zu dieser Zeit wird ja drüben in den Tuilerien von des entflohenen König-Fuchses Thronsessel herab proletarisch-lustig die Republik ausgerufen.

Bleich, verstört, wankend steigt Monsieur Sauzet zu seinem Präsidentenstuhl hinauf, so langsam, als würden ihm die Fußsohlen auf jeder Stufe der Treppe festgeleimt. Droben bleibt er stehen und blickt, wie um sich bei seinem Herrn und Gebieter Rath zu holen, auf das große, hinter dem Präsidentensessel angebrachte Gemälde, welches den König Louis Philipp darstellt, wie er die Charte beschwört. Endlich setzt er sich und faßt den Griff seiner Klingel. Aber was soll er denn eigentlich sagen, ankündigen, vorschlagen? Man ist ja im Palais Bourbon gar nicht auf dem Laufenden. Man hat nur so etwas von der Ministerpräsidentschaft Barrots und von der Regentschaft der Herzogin von Orleans raunen gehört. Ein die Treppe zum Bureau hinaneilender Offizier entreißt den armen Sauzet seiner Verlegenheit. Er klingelt. Die Deputirten nehmen ihre Sitze ein.

Der Präsident aufstehend: „Messieurs, die Frau Herzogin von Orleans und der Graf von Paris sind im Begriffe, in der Kammer zu erscheinen". Bewegung auf den Bänken der Deputirten, Unruhe auf den Galerien, über deren Brustwehren Zuschauer und Zuschauerinnen möglichst weit sich vorbeugen. Kammerweibel bringen drei Stühle und stellen dieselben zu Füßen der Rednerbühne auf, welche unter dem Präsidialbureau angebracht ist, den Deputirtenbänken gegenüber. und genau im Mittelpunkt der Sehne des gewaltigen Halbbogens, welchen der Sal bildet. Gerade der Tribüne gegenüber und auf gleicher Höhe mit derselben befindet sich in der Mitte des hinter dem Amphitheater der Deputirtensitze herlaufenden Säulengangs eine Flügelthüre. Sie öffnet sich zugleich mit der Ankündigung des Präsidenten und Helene d'Orleans tritt mit ihren beiden Knaben ein, geleitet von ihrem Schwager Nemours und begleitet von etlichen Generalen und Bürgerwehroffizieren.

Arme Frau, du mußt heute bitterlich erfahren, daß du nicht daheim in Mecklenburg, wo ein rechtloses Volk knechtisch-stumm unter den Junkerstock sich beugt, aus der Heimat sich wegsehnend wie Verdammte aus der Hölle. Du stehst vielmehr auf diesem Weltvulkan Paris, der heute wieder einmal Blitz und Donner und Lava speit, explosivisch sich schüttelnd, daß die alte Frau Europa in Nervenkrämpfe verfällt, als wäre sie noch ein bleichsüchtig Mädelchen. Freilich, auch diese Improvisatoren von Revolutionen, diese muntern und geschwinden Kettenbrecher und Fesselnsprenger, diese „charmanten" Franzosen, auch sie lassen sich zeitweilig das Zwangshemd der Sklaverei anthun und wälzen sich, wie es Sklaven geziemt, mit bestialem Behagen im Kothe der Niedertracht. Aber plötzlich klimmt, steigt, fliegt die Quecksilbersäule des Naturells einer Nation, welche das „Vorvolk" heißt und heißen darf, heißen muß, wieder aus der tiefsten Tiefe hinan zur höchsten Höhe. Julitage und Februartage brechen an, Augustnächte schimmern und funkeln mit tausend Gestirnen der Be-

geisterung und immer und immer wieder schlägt eine Stunde, wo der gallische Riese aus tiefer Erniedrigung zu wundersamem Aufschwung sich erhebt und binnen Minuten lachend zu Müll zerschlägt, was, ihn zu knechten und zu knebeln, Schlauheit und Schurkerei, Lug und Trug, List und Gewalt binnen Jahren mühselig aufgebaut hatten ....

Die Prinzessin trägt das Trauergewand der Wittwe. Ihr halb auf den Hut zurückgelegter Schleier läßt die Blässe ihres Antlitzes sehen, auf welchem noch ein Schimmer von Jugend liegt. In ihren blauen Augen, welchen der weite Raum des Sales plötzlich entgegentritt, ist der flehende Ausdruck der Mutterſorge. Sie hält an ihrer rechten Hand den Grafen von Paris, an ihrer Linken den Herzog von Chartres. Die Knaben haben kurze Tuniken von schwarzem Tuch an und ihre Hemdkragen sind auf die Schultern zurückgeschlagen. So gemahnen die Kinder, welche weit entfernt sind, den ganzen Ernst des vor ihnen sich entwickelnden Schauspiels zu ahnen, mehr als Einen der Anwesenden an die Söhne Karls des Ersten von England, wie Vandyk sie gemalt hat.

Die Herzogin steigt mit den beiden Knaben, mit ihrem Schwager und ihrem kleinen Gefolge die Stufen herab und der Anblick dieſer jungen Mutter hat etwas so Herzbewegendes, daß von allen Seiten des Sales der Willkomm ihr entgegentönt: „Vive la duchesse d'Orléans! Vive le comte de Paris! Vive le roi! Vive la régente!“ Frau Helene verbeugt sich mit anmuthiger Schüchternheit und ein Hoffnungsstral bepurpurt ihr flüchtig das Antlitz. Die Täuſchung sollte kurz sein und die Enttäuſchung bitter. Die Prinzessin nimmt mit ihren Söhnen auf den am Fuße der Rednerbühne stehenden Stühlen Platz. Ihr Schwager Nemours stellt sich vor sie hin und die Herren, welche mit ihr gekommen, reihen sich rechts und links.

Die Kammer also hat in ihrer Mehrheit durch ihren Zuruf den König-Knaben und die Mutter-Regentin anerkannt.

Aber was ist die Kammer zu dieser Stunde noch? Es wird ihr bald genug und unhöflich-deutlich genug ins Gesicht gesagt werden. Schon schlagen auch die ersten Wellenspitzen der mehr und mehr angeschwollenen Brandung draußen an die Mauern und Wände. An der Thüre zur Linken vom Bureau der Kammer lärmt und pocht es von außen. Huissiers rufen abwehrend: „Ihr dürft nicht herein! Ihr habt kein Recht dazu!“ Allein trotzdem geht die Thüre auf, eine Anzahl von Bürgern schiebt und drängt sich herein und vertheilt sich in den Gängen. Die Deputirten wagen schon keinen Einspruch mehr gegen diese Verletzung des privilegirten Raumes. Sie sitzen in unbehaglicher Spannung, in unverkennbarer Angst auf ihren Bänken. Die Kundgebung, zu welcher sie sich vorhin, beim Eintritt der Prinzessin vereinigt haben, scheint den Rest ihrer Kraft erschöpft zu haben. Rathlosigkeit ist ganz augenscheinlich der Gesammtausdruck der Versammlung, wie das ja in der Regel der Charakter parlamentarischer Versammlungen in großen Krisen zu sein pflegt. Ruhmvolle Ausnahmen, wo berathende Versammlungen zugleich handelnde von höchster Mächtigkeit gewesen sind, der römische Senat zur Blüthezeit der Republik, das Lange Parlament, der Gründungskongreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der Konvent — solche Ausnahmen sind eben Ausnahmen, ruhmvolle, aber spärliche.

Etwas muß jedoch gethan oder wenigstens geredet werden, um dieser unerträglich peinlichen Spannung ein Ventil zu öffnen. Herr Lacrosse, ein Deputirter vom linken Centrum, welcher mit der Herzogin aus dem Schlosse herüber gekommen war, steht deßhalb auf und ruft in das dumpfe Stimmengeschwirre hinein: „Ich verlange, daß Herr Dupin das Wort nehme.“ Worauf der also Aufgerufene: „Ich? Ich habe das Wort nicht begehrt.“ Aber zahlreiche Stimmen schreien ihm zu: „Sprechen Sie! Sprechen Sie!“ Er steigt zur Rednerbühne hinan und sagt: „Messieurs, Sie kennen den Zustand der Hauptstadt, Sie wissen, was

für Manifestationen“ — (ja wohl, Handgreiflichkeiten!) — „stattgefunden haben. Sie hatten zur Folge die Abdankung Sr. Majestät Louis Philipps zu Gunsten seines Enkels mit der Regentschaft seiner Schwiegertochter.“ Die Centren rufen: „Hoch der König! Hoch die Regentin!“ Der Präsident Sauzet: „Messieurs, wie mir vorkommt, hat die Kammer mittels ihrer einmüthigen Zustimmung“ . . . Stimmen im Centrum: „Bravo! Bravo!“ Stimmen auf der Linken: „Nein! Nein!“ Wachsender Tumult. Die schon vorhin erwähnte Thüre am Fuße der Tribünetreppe wird abermals von außen aufgedrückt und Bewaffnete strömen herein, Bourgeois und Proletarier, Bärenmützen und Blusen. Die beiden Aufgänge zur Rednerbühne sind von gestikulirenden und schreienden, zustimmenden und protestirenden Deputirten belagert. Herr Marie schiebt einen Knäuel seiner Kollegen bei Seite und steigt hinauf. Da er sich in dem Lärm nicht hörbar zu machen vermag, so hält er wenigstens die Tribüne besetzt. Lamartine ruft von seinem Platz aus dem Präsidenten zu, dieser möge die Sitzung suspendiren, aus Achtung vor der Nationalvertretung und aus Achtung auch vor der erlauchten Prinzessin, welche anwesend sei. Sauzet folgsam: „Die Kammer suspendirt ihre Sitzung, bis die Frau Herzogin und der neue König sich zurückgezogen haben werden“.

Die Deputirten verlassen ihre Bänke und sammeln sich in dem Halbkreis am Fuße des Bureau. Eingedrungene Bürgerwehrleute und Barrikadenmänner mischen sich da mit ihnen. Es entsteht ein Gedränge und Gewoge, daß der Staub aufwirbelt. Die Galerien droben füllen und überfüllen sich zum Brechen. An die große Flügelthüre wird von außen mit Fäusten gehämmert, mit Gewehrkolben gedonnert. Hunderte von Rufen und Tönen aller Art quellen zu einem chaotischen Getöse zusammen und an der Decke des Sals hängt eine Wolke von Staub und Dampf.

Der Herzog von Nemours, dessen Kaltblütigkeit unschwer

erkennt, daß inmitten dieſes anarchiſchen Durcheinander für die Dynaſtie Orleans kein Halt und kein Heil zu finden ſei, redet ſeiner Schwägerin zu, den Sal zu verlaſſen. Sie aber fühlt, daß ihren Platz aufgeben alles aufgeben heiße. Endlich, dem Drängen des Schwagers und etlicher Deputirten nachgebend, ſteht ſie auf und macht ein paar Schritte, hält aber dann wieder inne. Schon vermag der ſie ſchützend umgebende Kreis nur noch ſehr nothdürftig das immer unwiderſtehlicher anwachſende Gedränge abzuhalten. Der General und Deputirte Oudinot erhebt ſeine Stimme und ruft aus: „Ich appellire an alle großmüthigen Gefühle. Wenn die Prinzeſſin ſich zurückziehen will, wollen wir ſie begleiten (— „„Nein! Nein!“) — wenn ſie hier bleiben will, ſo wird unſere Hingebung ihr Schild ſein.“ Dieſe Berufung ſcheint für einen Augenblick Eindruck zu machen, ſo daß Präſident Sauzet den Muth findet, zu ſagen: „Das Dringendſte, was wir zu thun haben, iſt, alle Perſonen, welche nicht in die Kammer gehören, einzuladen, dieſen Ort zu räumen.“ — „„Nein! Nein!““ — „Meine Herren, im Namen der Konſtitution“ — „„Nein! Nein!““ Die Eingedrungenen wanken und weichen nicht, ihre Anzahl wächſt mit jeder Minute, der Lärm wird betäubend, das Gedränge bedrohlich. Man ſieht die Herzogin, ungewiß ob freiwillig oder geſchoben, mit ihren beiden Knaben den Halbkreis am Fuße der Tribüne verlaſſen und die Stufen in dem Gange zwiſchen den Centren zu dem Säulenkorridor emporſteigen. Nemours geht vor ihr her und ſucht ihr eine Gaſſe zu öffnen. Aber in demſelben Augenblicke wird die große Flügelthüre droben gewaltſam von außen aufgeſtoßen und ſtrömt eine Volksmenge durch die Oeffnung herein, der Prinzeſſin den Ausgang ſperrend. Sie ſetzt ſich, während von draußen tauſenderlei Schreie, begleitet von Gewehrſalven gehört werden, mit ihren Söhnen auf die oberſte Bank des linken Centrums. Ihre Umgebung ſucht Mutter und Kinder ſo gut als möglich zu bergen und zu decken. Von den Deputirten ſind jetzt

nur noch die Mitglieder der äußerſten Linken unerſchütterlich auf ihren Plätzen, während die Bänke der Centren und der Rechten mehr und mehr von eingedrungenen Bürgern und Proletariern eingenommen werden. Die Kammer als ſolche hat ſchon aufgehört zu exiſtiren und iſt im Handumkehr an ihre Stelle ein ſehr buntſcheckiges Volksparlament getreten.

Trotz alledem und alledem hält Präſident Sauzet die Fiktion von Konſtitution und Kammer noch eine Weile feſt. Er handhabt heftig ſeine Schelle und wiederholt ſeine Einladung an die Eingedrungenen, den Sal zu räumen. „Nein! Nein!“ Doch ſeht, da kommt ja Herr Odilon Barrot, der zuletzt noch erkorene Rettungsengel der Julimonarchie. Laßt ihn auf die Tribüne ſteigen, um das ſänftigende Oel ſeiner liberalen Rednerei auf die hoch und höher gehenden Wogen der Empörung herniederzugießen. Sie müſſen ſich glätten, es kann nicht fehlen! In der That, der Biedermann ſchickt ſich an, ſeine wunderwirkende Oelflaſche zu entkorken. Leider zu ſpät!

4.

Viel zu ſpät! Denn gerade jetzt ſchleudert Marie, welcher noch immer die Rednerbühne innehat, das ausſchlaggebende Stichwort in den toſenden Sal: „Ich verlange, daß auf der Stelle eine proviſoriſche Regierung ernannt und eingeſetzt werde.“

Das war nun ſo, —

„Wie wann in ſchwüle Mitternacht Berg und Thal ſich mummt,
In tiefen Odemzügen des Lebens Mund verſtummt,
Dann plötzlich durch die Finſterniß fährt der Wetterſchein,
So brennt mit einem Schlage der ganze Tannenhain.“

Ja, in Wahrheit, das Wort des Deputirten Marie iſt ein Blitz, welcher wegzeigend durch das Dunkel dieſer tumultuariſchen Berathung zuckt. Aber der beſtätigende Donnerſchlag zögert noch,

einzufallen. Denn ein letzter Strohhalm, ſich daran zu halten, iſt oder ſcheint wenigſtens dem Königthum geboten in der Perſon des Schein- und Schemen-Premier Barrot, welcher ſo eben ſich anſchickt, Herrn Marie auf der Tribüne abzulöſen. Freilich, er muß noch warten. Da iſt nämlich zunächſt der Herr Abbé de Genoude vom Stamme Loyola, welcher wähnt, die Gelegenheit ſei günſtig, für ſeinen König, Henry V. in partibus, eine Rede zu halten. Bekannte von ihm, welchen die Atmoſphäre nichts weniger als bourboniſch vorkommt, machen ihm bemerklich, daß, wenn er ſchlechterdings etwas halten wollte, er am klügſten thäte, das Maul zu halten. „Wie ſo? — fragt er — ich habe keine anderen Intereſſen als die des Landes". — „Zum Henker mit Ihren Intereſſen!" Während dieſes Zwiſchenfalls hat Herr Cremieux vom Stamme Juda raſch die Rednerbühne erklommen und kreiſcht: „Das Volk will nicht ſo ohne Weiteres die Regentſchaft der Frau Herzogin von Orleans annehmen. Anno 1830 haben wir uns übereilt und darum ſind wir jetzt, Anno 1848, in der Lage, von vorne beginnen zu müſſen. Ich habe ſo eben den unglücklichen König und ſeine Familie zu ihren Reiſewagen begleitet, ich hege die höchſte Achtung vor der Frau Herzogin; aber ich fordere die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung von 5 Mitgliedern." — „„Bravo! Bravo!"" — Loyolait, Legitimiſt und Levit Genoude iſt nun doch für einen Augenblick Inhaber der Rednerbühne und bemerkt, die urdemokratiſche Maske — („Seid klug wie die Schlangen!" ſpricht der Herr) — vorſteckend: „Ihr könnt weder eine Regentſchaft noch eine proviſoriſche Regierung machen. Ich ſage, alles iſt ungültig ohne die Zuſtimmung des Volkes. Wollt ihr etwas thun, ſo ruft die Nation zuſammen, um ſie zu befragen. Das habt ihr Anno 1830 verſäumt und jetzt erlebt ihr die Folgen dieſer Verſäumniß." — „„Ja! Ja! — Sehr gut! — Nein! Nein!"" — Lärm und Wirrwarr. „„Seht, Herr Barrot iſt auf der Tribüne. Laßt Herrn Barrot ſprechen!""

„Was wird Herr Barrot sagen?“ fragt der Graf von Paris seine Mutter. — „Er spricht für dich, mein Sohn.“ — „Und die andern, sprechen sie auch für mich?“ — „Nein, mein Sohn, nicht alle.“ Und dieses sagend dreht die Herzogin ängstlich ein Blatt Papier in den Händen, welches ihr derselbe Cremieux, der soeben für eine provisorische Regierung gesprochen, wenige Minuten zuvor zugesteckt hatte. Auf diesem Papier stand geschrieben: „Nur von dem Willen der Nation wollen mein Sohn und ich unsere Vollmachten erhalten. Ich, die Wittwe des Herzogs von Orleans, und mein Sohn, die Waise, erwarten mit Vertrauen die Entscheidung, welche das Volk treffen wird. Gewiß aber ist, daß ich meinen Sohn in der innigsten Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit erziehen werde.“ Der Republikaner Cremieux, wenn er nämlich wirklich einer war, scheint demnach die Republik zunächst für unmöglich oder unräthlich gehalten und eine provisorische Regierung nur gewollt zu haben, um durch dieselbe die Regentschaft von Helene d'Orleans vorzubereiten. Freilich, wer konnte im Wirrsal dieser Stunde überhaupt von sich sagen, daß er ganz klar, bestimmt und folgerichtig gedacht und gewollt habe?

Derweil hat Barrot zu reden angefangen und er redet so, daß es für einige Sekunden den Anschein gewinnt, der Strohhalm könnte doch zu einem Rettungsbalken werden. Er sagt, die Lage sei einfach und die Pflicht vorgezeichnet; er wendet sich beschwörend an die Großmuth der Nation und spielt den Phrasentrumph aus: „Die Krone des Julikönigthums ruht auf dem Haupt eines Kindes und einer Frau.“ Die orleanistischen Deputirten, welche beim Erscheinen Barrots sich wieder zusammengeschart haben, bedecken die Stimme des Redners mit ihren Beifallsrufen. Die Herzogin erhebt sich, um die Versammlung, welche ihrer Sache sich wieder völlig zuwenden zu wollen scheint, dankbar zu grüßen, und auf einen Wink von ihr thut der Graf von Paris ebenso. Barrot fährt fort: „Ich thue einen feierlichen

Aufruf"... Herr de Larochejaquelin, der legitimiſtiſche Deputirte, welcher ſpäter unter die Bonapartiſten ging, von ſeinem Platz aus: „Sie wiſſen nicht, was Sie thun!" Nemours flüſtert ſeiner Schwägerin etwas zu. Sie ſteht abermals auf und hebt das Blatt Papier, welches ſie noch immer in der Hand hält, empor, wie zum Zeichen, daß ſie zu reden begehre. Viele Stimmen: „Hört! Hört! Laßt die Frau Herzogin ſprechen!" Andere: „Herr Barrot ſoll fortfahren!"

Er gehorcht, und was er zu Gunſten der Regentſchaft vorbringt, iſt recht gut geſagt; aber es macht keine entſprechende Wirkung mehr, nicht einmal bei den Kammermitgliedern, welche ſich wieder in den Centren zu ſammeln verſucht haben. Das Ende von Barrots Rede erregt nur mäßigen Beifall und mit ſeinem Verſchwinden von der Rednerbühne erliſcht der letzte für die Monarchie und für die Julidynaſtie aufgeleuchtete Hoffnungsſtral. Als jetzt die Enaksgeſtalt von Larochejaquelin, dem Sohne des Helden der Vendée, auf der Tribüne erſcheint, murrt es am Fuße derſelben: „Was, will er etwa ſeinen Henry V. proklamiren?" Er ſchüttelt ſeinen mit einer fabelhaften Haarfülle bedeckten Kopf und ſagt: „Ich komme nicht, einen tollen Anſpruch (une folle prétension) zu erheben; aber ich glaube, daß der ehrenwerthe Herr Barrot ſo eben an dieſer Stelle der Sache, welcher er dienen wollte, ſchlecht gedient hat. Meſſieurs, es ſteht vielleicht Solchen, die vormals den Königen treu gedient haben, am beſten zu, dermalen vom Lande und vom Volke zu ſprechen." — „„Gut! Sehr gut!"" — Larochejaquelin, ſeine Geſtalt zu ihrer vollen Höhe aufrichtend und die Rechte gegen die Centren ausſtreckend, mit einer Donnerſtimme: „Heute ſeid ihr nichts, zur Stunde ſeid ihr gar nichts mehr!" — „„Wie? Was? Wir können uns das nicht gefallen laſſen."" — Präſident Sauzet: „Monſieur, Sie vergeſſen ſich. Ich rufe Sie zur Ordnung." — Larochejaquelin: „Warum über eine Wahrheit ein ſolches Geſchrei verführen? Nicht als Deputirter ſag' ich euch, daß die Kammer der

Deputirten gar nicht mehr existirt. Ja, sie existirt nicht mehr! Ich sage, man muß die Nation zusammenberufen und dann“ —

Dieses durch furchtbares Getöse gekappte Wort des Legitimisten war wie ein Signaltrompetenstoß, bestimmt, neue Mitspieler in diesem wilden Drama auf die Bühne zu rufen.

5.

Nein, beim über- und beim unterirdischen Zeus, nicht in seinen schrecklichsten Angstträumen hat jener weiland Gestaltenseher von 1848, der aus Ekel sich todtschoß, als er einmal sich selber in seiner wahren und wirklichen Gestalt erblickt hatte — nicht in seinen ängstlichsten Träumen hat er solche Gestalten geschaut, wie sie jetzt durch die beiden Thüren am Fuße des Präsidialbureau hereinwimmelten, — eine Schmutzwoge der Empörung, eine tüchtige Portion Hefe von der Barrikadengrundsuppe, eine saturnalische Maskerade der für den Augenblick obenauf gekommenen Pöbelei.

Der sogenannte Baron und sogenanntere Oberst Dumoulin, halb ein Bonapartist, halb ein Republikaner und ganz ein Narr, ist der Anführer dieses buntscheckigen Haufens, welcher in den Halbkreis vor der Rednerbühne hereinbricht, stampfend, brüllend, schweißtriefend, pulvergeschwärzt, zerrissene Fahnen, Säbel, Bajonnette, Eisenstangen über den Köpfen schwenkend, abenteuerlich behangen mit allerhand Flitter- und Lappalienzeug, welches diese „sainte canaille“ in den Tuilerien, woher sie kommt, aufgelesen hat. Und wie das beim losgeborstenen Franzosenthum immer so sein muß, dem Furchtbaren und Abscheulichen gesellt sich das Burleske. Wie eine häßliche Erinnerung an die Sansculotterie von 1793 macht sich in der Schar ein Metzgerknecht mit blutiger Schürze bemerkbar, ein breites Hackmesser schwin-

Aufruf"... Herr de Larochejaquelin, der legitimiſtiſche Deputirte, welcher ſpäter unter die Bonapartiſten ging, von ſeinem Platz aus: „Sie wiſſen nicht, was Sie thun!" Nemours flüſtert ſeiner Schwägerin etwas zu. Sie ſteht abermals auf und hebt das Blatt Papier, welches ſie noch immer in der Hand hält, empor, wie zum Zeichen, daß ſie zu reden begehre. Viele Stimmen: „Hört! Hört! Laßt die Frau Herzogin ſprechen!" Andere: „Herr Barrot ſoll fortfahren!"

Er gehorcht, und was er zu Gunſten der Regentſchaft vorbringt, iſt recht gut geſagt; aber es macht keine entſprechende Wirkung mehr, nicht einmal bei den Kammermitgliedern, welche ſich wieder in den Centren zu ſammeln verſucht haben. Das Ende von Barrots Rede erregt nur mäßigen Beifall und mit ſeinem Verſchwinden von der Rednerbühne erliſcht der letzte für die Monarchie und für die Julidynaſtie aufgeleuchtete Hoffnungsſtral. Als jetzt die Enaksgeſtalt von Larochejaquelin, dem Sohne des Helden der Vendée, auf der Tribüne erſcheint, murrt es am Fuße derſelben: „Was, will er etwa ſeinen Henry V. proklamiren?" Er ſchüttelt ſeinen mit einer fabelhaften Haarfülle bedeckten Kopf und ſagt: „Ich komme nicht, einen tollen Anſpruch (une folle prétension) zu erheben; aber ich glaube, daß der ehrenwerthe Herr Barrot ſo eben an dieſer Stelle der Sache, welcher er dienen wollte, ſchlecht gedient hat. Meſſieurs, es ſteht vielleicht Solchen, die vormals den Königen treu gedient haben, am beſten zu, dermalen vom Lande und vom Volke zu ſprechen." — „„Gut! Sehr gut!"" — Larochejaquelin, ſeine Geſtalt zu ihrer vollen Höhe aufrichtend und die Rechte gegen die Centren ausſtreckend, mit einer Donnerſtimme: „Heute ſeid ihr nichts, zur Stunde ſeid ihr gar nichts mehr!" — „„Wie? Was? Wir können uns das nicht gefallen laſſen."" — Präſident Sauzet: „Monſieur, Sie vergeſſen ſich. Ich rufe Sie zur Ordnung." — Larochejaquelin: „Warum über eine Wahrheit ein ſolches Geſchrei verführen? Nicht als Deputirter ſag' ich euch, daß die Kammer der

Deputirten gar nicht mehr existirt. Ja, sie existirt nicht mehr! Ich sage, man muß die Nation zusammenberufen und dann“ —

Dieses durch furchtbares Getöse gekappte Wort des Legitimisten war wie ein Signaltrompetenstoß, bestimmt, neue Mitspieler in diesem wilden Drama auf die Bühne zu rufen.

5.

Nein, beim über- und beim unterirdischen Zeus, nicht in seinen schrecklichsten Angstträumen hat jener weiland Gestaltenseher von 1848, der aus Ekel sich todtschoß, als er einmal sich selber in *seiner* wahren und wirklichen Gestalt erblickt hatte — nicht in seinen ängstlichsten Träumen hat er *solche* Gestalten geschaut, wie sie jetzt durch die beiden Thüren am Fuße des Präsidialbureau hereinwimmelten, — eine Schmutzwoge der Empörung, eine tüchtige Portion Hefe von der Barrikadengrundsuppe, eine saturnalische Maskerade der für den Augenblick obenauf gekommenen Pöbelei.

Der sogenannte Baron und sogenanntere Oberst Dumoulin, halb ein Bonapartist, halb ein Republikaner und ganz ein Narr, ist der Anführer dieses buntscheckigen Haufens, welcher in den Halbkreis vor der Rednerbühne hereinbricht, stampfend, brüllend, schweißtriefend, pulvergeschwärzt, zerrissene Fahnen, Säbel, Bajonnette, Eisenstangen über den Köpfen schwenkend, abenteuerlich behangen mit allerhand Flitter- und Lappalienzeug, welches diese „sainte canaille“ in den Tuilerien, woher sie kommt, aufgelesen hat. Und wie das beim losgeborstenen Franzosenthum immer so sein muß, dem Furchtbaren und Abscheulichen gesellt sich das Burleske. Wie eine häßliche Erinnerung an die Sansculotterie von 1793 macht sich in der Schar ein Metzgerknecht mit blutiger Schürze bemerkbar, ein breites Hackmesser schwin-

gend, und diesem Kerl zur Seite geht mit stelzenhafter Grandezza ein Greis, barhäuptig, die Brust von den Silberwellen eines Patriarchenbartes umflossen, in der Rechten die unmäßig lange Klinge eines Ritterschwertes führend, welche durch einen Brotlaib gesteckt ist, der ihr als Stichblatt dient.

„Wir wollen die Absetzung des Königs! Die Absetzung Die Absetzung!" schreien die Eindringlinge. Herr de Larochejaquelin ruft dem sogenannten Oberst Dumoulin zu: „Wir gehen also direkt auf die Republik los?" — „Warum nicht? Was könnt' es schaden?" — „Oh, gar nichts. Um so schlimmer für die Louis-Philippisten. Diesmal werden sie dieselbe nicht eskamotiren." Und ein Lachen befriedigten Rachegefühls bricht über die Lippen des Legitimisten. „Die Absetzung! Die Absetzung!" Die Galerien widerhallen den Ruf. Die Deputirten springen auf. Dumoulin zwängt sich mit einer dreifarbigen Fahne zur Rednerbühne hinauf und legt den Fahnenschaft über die Marmorplatte, auf welcher die Hände von so manch einem parlamentarischen Hanswurst herumgefingert haben. „Messieurs — schreit er in das Gewühle hinein — wißt, daß das Volk heute seine Freiheit und Selbstständigkeit wieder erobert hat. Wißt, daß wir den Thron des Roi-Bourgeois so eben in den Tuilerien zertrümmert und die Treppe hinabgeworfen haben."

Einer, welcher inmitten der Flut sich überstürzender Vorgänge an diesem Tage auf Nebendinge zu achten vermocht hätte, der würde sich so ein nebendingliches etwas gemerkt haben, welches, an und für sich verschwindend klein, doch schon den Schatten eines ungeheuren Ereignisses vor sich herwarf. Die Fahne nämlich, welche Dumoulin auf der Rednerbühne aufpflanzte, hatte mit zu der Bannergruppe gehört, welche vor einer Stunde noch den Thronsessel Louis Philipps schmückte. Als der „Oberst" diese Fahne aus dem Schlosse weggetragen, hatte ein Bekannter ihn unterwegs beschäftigt gesehen, mit seinem Stiefelabsatz den gallischen Hahn zu zertreten, welcher die Spitze des Fahnenstabes

zierte, und hatte den also sich Bemühenden spöttisch gefragt: „Ah, wollen Sie vielleicht den kaiserlichen Adler an die Stelle des gallischen Hahns setzen?“ Der Bartholomäustag, der 2. oder vielmehr der 4. Dezember von 1851, wird auf diese Spottfrage seine furchtbare Blutantwort geben ....

Während Dumoulin noch auf der Rednerbühne steht, erscheinen ihm links und rechts zur Seite zwei neue Acteurs, Ledru-Rollin und Lamartine. Beide sehen aus, als paßten sie auf ihr Stichwort, beide erlauern augenscheinlich den Moment, ihre Rolle zu beginnen. Präsident Sauzet arbeitet wüthend mit seiner Schelle, deren Töne in dem Getöse verloren gehen. „Herr Präsident — schreit ein orleanistischer Deputirter, Herr de Mornay — bedecken Sie sich! Das ist abscheulich, niederträchtig! Es gibt hier keine Freiheit mehr. Wir sind von einer Räuberhorde überwältigt.“ Auch in der Loge der Journalisten traut man der zuletzt eingedrungenen Bande nichts Gutes zu. „Das ist nicht das wahre Volk — sagt dort Herr Gervais von Caen — ich will das wahre holen.“ Verzweiflungsvoll stülpt Präsident Sauzet seinen Hut auf den Kopf, zum Zeichen, daß es aus sei mit der Sitzung und seinem Präsidium. Aber sofort rufen drohende Stimmen: „Hut ab, Präsident!“ und der ärmste aller Präsidenten gehorcht.

Die Menge drängt sich in dem Halbkreis, in den Gängen, zwischen den Deputirtenbänken hin und her. Hier ruft es: „Keine Bourbons mehr!“ Da schreit es: „Nieder mit den Verräthern!“ Dort brüllt es: „Eine provisorische Regierung auf der Stelle!“ Ledru-Rollin schiebt den Herrn Oberst und Baron Dumoulin bei Seite und ruft mit seiner Stentorstimme dem spektakelnden Haufen zu: „Im Namen des Volkes, welches ihr repräsentirt, Stille!“

Die Erscheinung der populären Figur des Tribuns und seine Aufforderung thun Wirkung. Wenigstens eine Art von Stille und Aufmerksamkeit stellt sich her und Ledru beginnt gegen

die Regentſchaft zu ſprechen und von der Nothwendigkeit einer Berufung an die Nation und von der Verfaſſung von 1791 und von allerlei Dingen ſonſt noch. Bei einer Stelle dieſer etwas gedunſenen Standrede will ſich der früher von uns im Gedränge wahrgenommene Metzgerknecht ein Bißchen mauſig machen, mit ſeinem Hackmeſſer geſtikulirend; aber ſofort macht ſich der allgemeine Abſcheu energiſch gegen den Kerl geltend und wird derſelbe windgeſchwind aus dem Sale hinausgeſtoßen, förmlich hinaustelegraphirt. Ledru's Umſtändlichkeit — war ſie eine berechnete, um dem „wahren" Volke Zeit zu geben, ſeine Aufwartung zu machen? — läßt den legitimiſtiſchen Deputirten Berryer ungeduldig ausrufen: „Kommen Sie doch zur Sache! Schluß! Eine proviſoriſche Regierung!" Ledru fährt aber fort: „Im Jahre 1815 wollte Napoleon zu Gunſten des Königs von Rom abdanken, das Land jedoch wollte davon nichts wiſſen. Im Jahre 1830 wollte Karl der Zehnte zu Gunſten ſeines Enkels abdanken, das Land aber wollte davon ebenfalls nichts wiſſen" — Berryer: „So kommen Sie doch zum Schluſſe! Wir kennen ja die Geſchichte." Ledru: „Ich fordere eine proviſoriſche Regierung und die ſofortige Einberufung eines Nationalkonvents, welcher die Rechte des Volkes ſicher ſtellen ſoll." Tobender Beifall.

Sehr bemerkenswerth iſt, daß der notoriſche Republikaner Ledru das Wort Republik auszuſprechen unterließ. In Wahrheit, die Royaliſten konnten ſich ſogar jetzt noch einbilden, das Königthum ſei zu retten, und, alles in Betracht gezogen, hätte ein Miniſter oder General, welcher, ſtatt im Palais Bourbon zu gaffen und zu ſchwatzen, ſo ſkruppellos-reſolut und erbarmungslos dreingefahren wäre, wie 3 Jahre und 10 Monate ſpäter Louis Bonaparte und ſeine Morny, Maupas und Magnan, Perſigny, Saint-Arnaud, Canrobert, Eſpinaſſe und Reybell thaten, die Bruchſtücke des die Treppe hinabgeworfenen Throns vielleicht noch zuſammenklauben und wieder leidlich zurechtflicken können. Es fand ſich aber am 24. Februar kein ſolcher Miniſter oder

General. Sein böſes Gewiſſen lähmte den Royalismus ganz und gar und es war ihm beſchieden, nicht nur zu fallen, ſondern auch mit Schmach zu fallen, ſo recht in den Koth ſeiner Sünden.

6.

Soweit alſo iſt man, daß die Republikaner ihren Vorſchlag, eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen, offen vorbringen können und Orleaniſten wie Legitimiſten die Sache ſich gefallen laſſen. Eine proviſoriſche Regierung iſt ja das Unbeſtimmte, aus welchem etwas Beſtimmtes hervorgehen zu machen jede Partei hoffen kann: — die Republik oder den Grafen von Paris oder gar den Grafen von Chambord, wer weiß? Auf *den* tollen Einfall freilich, daß die Frucht der Februarrevolution in Form einer Kaiſerkrone auf das Haupt des „Abenteurers von Straßburg und Boulogne“ niederfallen werde, kommt vorderhand keine Seele, ausgenommen die eigene Seele deſſen, welchen ſeine Mutter Hortenſe als „un doux entêté“ bezeichnet und der in dem ſenekaiſchen oder pſeudoſenekaiſchen Satze: „Aut Caesarem aut fatuum nasci opertet“ — eine Beſtätigung ſeiner fixen Kaiſeridee gefunden hatte.

„Lamartine! Hört Lamartine!“ ſchreit es unter Beifallklatſchen, als der Poet an die Bruſtwehr der Rednerbühne vortritt, um Ledru zu erſetzen. Selbſtverſtändlich hat er uns nachmals des Breiteren und Breiteſten erzählt, daß *er* es geweſen, welcher das Entſcheidungsſtichwort ausgegeben. Er hätte — verſichert uns der Zweiteitelſte der Sterblichen jenſeits des Rheins — nur zu der Herzogin und ihren Söhnen zu ſagen gebraucht: „Erhebt euch! Sie ſind die Wittwe des Herzogs von Orleans, deſſen Tod und Andenken das Volk in Ihnen gekrönt hat“ — (oh, heiliger Galimathias, ſteh' uns bei!) — ihr ſeid

die Kinder, welche den Vater verloren haben und welche die Nation adoptirt hat! Ihr seid unschuldig der Fehler des Throns, ihr seid Opfer dieser Fehler, ihr seid Schützlinge des Volkes!" — ja, dieses alles mit mehrerem hätte ich nur zu sagen gebraucht und ich würde, bei allem lyrischen Zuckerwasser, welches ich je ge . . . dichtet! zu Gunsten der Krönung des Grafen von Paris und der Regentschaft seiner Mutter Kammer und Volk, Bourgeoisie und Proletariat, Butz und Benz, Mann und Maus, Kind und Kegel, alles, aber auch gar alles, was nicht ganz niet- und nagelfest war, mit mir fortgerissen haben. „So lag ich und so führt' ich meine Klinge!"

Getragen von solchem Bewußtsein souverainsten Könnens, hub er — „mit gedämpfter Stimme" — also an: „Messieurs, ich empfinde nicht weniger als irgendeiner von Ihnen das doppelte Gefühl, welches zur Stunde in diesem Raume rege geworden, als wir auf eins der rührendsten Schauspiele blickten, welches menschlichen Augen sich darbieten kann, — das einer erlauchten Fürstin, welche ihren unschuldigen Sohn zu ihrem Schilde macht (se défendant avec son fils innocent) und sich aus einem verlassenen Palast in die Mitte der Volksvertretung wirft." Dieses Präludium klang für die orleanistischen Deputirten, soweit sie noch im Sale vorhanden, so trostreich, daß sie sich zu einem „Beifallsflüstern" ermannten. Der gute Lyriker, welcher sämmtliche Paragraphen des christlichen Katechismus in pompose Alexandriner umgesetzt hat, wird, nach diesem Eingange zu schließen, in ein hochpoetisch-beredtes Plaidoyer zu Gunsten der Regentschaft sich ergießen? So scheint es, aber . . . ja: „Aber -- fährt er mit einer plötzlichen Schwenkung fort — obzwar ich die Rührung theile, welche ein so herzbewegendes Schauspiel erregt, und obzwar auch ich wie Sie alle dem Unglück Achtung zolle, so hege ich darum doch keine geringere Achtung vor diesem glorreichen Volke, welches seit drei Tagen kämpft, um eine perfide Regierung wieder auf den rechten Weg zu bringen

(pour redresser un gouvernement perfide) und die Herrschaft der Ordnung und Freiheit auf eine unerschütterliche Grundlage zu stellen.“ Das in die Kammer eingedrungene „Volk“ jubelt Beifall, die „Korrupten“ ducken sich. Die Phrasenschleuse ist aufgethan und das lamartine'sche Zuckerwasser strömt in reißendem Schwall und Fall hervor. Der lyrische Staatsmann weiß schlechterdings nichts vorzubringen und vorzuschlagen als was andere schon vor ihm vorgebracht und vorgeschlagen haben: Verwerfung der Regentschaft, Errichtung einer provisorischen Regierung und Berufung an die Nation; aber wenn so ein Schönschwätzer einmal am Klange seines Süßholzgeraspels sich berauscht hat, kann er nicht wieder aufhören, und Lamartine beachtet es daher gar nicht, daß er keinen Widerspruch mehr niederzuwässern hat, sondern daß man ihm von allen Seiten ungeduldig zuruft: „Die Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung! Die Namen! Namen!“ Er setzt von Neuem an, er will, wie er sagt, noch ein „letztes“ Wort und dann sicherlich noch ein allerletztes zum besten geben, als, bevor er zum letzten gelangt, eine draußen in der Vorhalle loskrachende Gewehrsalve seine Stimme erstickt.

Kleinbürger sind es, Ouvriers und Gamins, welche, wie sie lachend erzählen, so eben drüben in den Tuilerien dem „Papa Louis Philipp“ seinen Champagner weggetrunken haben, es ist das eigentliche Barrikadenvolk, welches mittels dieser Salve seine Ankunft signalisirt. Die schon im Sal anwesende Menge beantwortet dieses Signal mit einem Freudengejauchze. Die Thüren zu den Galerien droben, die Thüren zu dem Halbkreise drunten, die Thüren zu dem Säulengange hinten werden aufgedrückt oder mit Gewehrkolben eingeschlagen und hereinspritzt der Wogenschaum der Springflut: — Bürgerwehrleute, Polytechniker, Studenten, Blusenmänner bunt durcheinander, alle bewaffnet, Pulverschwärze an den Händen, Blutflecken an den Kleidern, auf den weingerötheten Gesichtern eine souveraine

Luſtigkeit, welche aber doch nur des leiſeſten Anreizes zu bedürfen ſcheint, um in Wuth umzuſchlagen, alles auf ihrem Wege wegſchiebend oder niederſtampfend, ſingend, lachend, höhnend, ſchimpfend, brüllend.

Und aus dieſem Meeresgebrauſe von Diſſonanzen tönt ſcharf und mächtig hervor der Grundbaß: „Nieder mit der Kammer! Fort mit den Deputirten! Zum Teufel mit den Korrupten!“ Von der Bruſtwehr der Galerie herab richtet ſich der Lauf einer Muſkete auf die Rednerbühne. „Schießt nicht! Schießt nicht! Es iſt Monſieur de Lamartine, welcher ſpricht!“ Bluſenmänner ſchlagen den Gewehrlauf ihres Kameraden in die Höhe. Lamartine ſteht noch immer auf der Tribüne; aber zwiſchen der Balluſtrade derſelben und ſeiner Geſtalt huſchen Bürgerwehr- und Bluſenmänner vorüber, welche ſich hinaufgeſchwungen haben und ihre Lungen bis zum Berſten anſtrengen, um ſich hörbar zu machen. Man ſieht nur ihre Lippen ſich bewegen und vernimmt kein Wort. Präſident Sauzet renkt ſich faſt den Arm aus, ſeine Schelle krampfhaft hin- und herſchwingend. Man hört ſie nicht. Man hört nur noch den wüthenden Schrei, welcher die Wände des Sales erzittern macht: „Fort mit den Korrupten! Weg mit der Regentſchaft! Hoch die Republik!“

7.

Der Orkanſtoß hat endlich den ärmſten aller Präſidenten weggewiſcht. Untergetaucht iſt er, weggeſchmolzen, verſchwunden und ſeine Schelle mit ihm. Das Chaos regiert. Was noch von royaliſtiſchen Deputirten im Sale, macht eine ehrenhafte Anſtrengung, als Schutzmauer um die Herzogin, die noch immer nicht von der Stelle weichen will, und ihre zwei Knaben ſich zu

ſcharen. Die Oppoſitionsdeputirten von der äußerſten Linken behaupten noch ihre Plätze, auf den übrigen Bänken hat ſich dichtgedrängt das „Volk“ niedergelaſſen. Es füllt auch die Zwiſchengänge, den Halbkreis, den Säulengang, die Galerien, es iſt überall. Der ganze Raum eine wogende, wallende, wabernde Brandung. Hitze, Staub und Dunſt unerträglich. Das Getöſe ſo ohrenzerreißend, daß man fürchtet, das ganze Haus müſſe im nächſten Augenblick auseinanderberſten. Das Wirrſal ſo orgiaſtiſch-wild, daß man erwarten muß, die wohlbekannte menſchliche Beſtialität werde ſich ſofort in irgendeinem Ungeheuerlichen offenbaren.

Es geſchieht nicht. Voltaire's „Tiger-Affe“ iſt heute in vortrefflicher Laune. Das Affenhafte ſchlägt zur Stunde vor in dieſem pariſer Volke, welches den Umſturz des Königthrons wie einen Faſtnachtsſpaß betreibt. Ein Moment zwar kommt, wo das äffiſche Krakeelen ſaturnaliſcher Luſtigkeit plötzlich in das blutlechzende Gebrülle des Tigers ſich verwandeln zu wollen ſcheint. Ja, man glaubt die furchtbare Beſtie zu ſehen, wie ſie, ihre Flanken mit dem Schweife peitſchend, zum Todesſprung auf ihr Opfer anſetzt.

Auf ein wehrloſes Opfer! Auf eine Mutter, welche vergeblich verſucht hat, mit ihren ſchwachen Händen ein Scheinding von Krone auf dem Haupt ihres Sohnes feſtzuhalten.

Nachdem einmal die Schickſalsworte „Proviſoriſche Regiegierung“ und „Republik“ gefallen waren, drängten die Freunde der Herzogin dieſelbe zum Fortgehen. Mußte ſie doch ſelber erkennen, daß alles vorbei und verloren ſei. Aber wie fortkommen, eingekeilt wie ſie war, in dieſe hin- und herwogende Menſchenmaſſe? Da bricht plötzlich das Geſchrei los: „Wo iſt ſie? Wo iſt ſie?“ und Bewaffnete weiſen mit Bajonnetten und Säbelſpitzen auf die um Helene d'Orleans geſammelte Gruppe. Eine Schar bricht dorthin ſich Bahn. Geſchieht es aus bloßer Neugier? Wollen ſich dieſe Barrikadenleute eine Frau näher

anſehen, welche es wagt, durch ihre bloße Anweſenheit es wagt, der triumphirenden Revolution wenigſtens paſſiven Widerſtand zu bieten? Vielleicht! Möglich aber auch, daß in dieſer Stunde mänadiſchen Taumels in wildpulſirenden Herzen der Wuthgedanke ſich regt, den Knoten der Lage mit einem Mordſtreich zu zerhauen. Es iſt immer ein gefährlich Ding, ſo ein Tiger-Affe von Franzoſenthum. Aber hat der alte Voltaire ſeinen Landsleuten nicht ein Unrecht angethan? Steckt die zwieſchlächtige Beſtie nicht in jedem Menſchen und in jedem Volke? Wiſſende werden kaum neinſagen wollen.

Der Herzog von Nemours, gar wohl wiſſend, daß er dem Volke verhaßt iſt, hat dennoch bislang ſtandhaft bei ſeiner Schwägerin und bei ſeinen Neffen ausgehalten. Jetzt aber, da er ſie durch die heranpreſſenden Bewaffneten bedroht glaubt, beſteht er entſchieden darauf, daß ein Verſuch gemacht werde, die Prinzeſſin und ihre Knaben aus dem Sale wegzubringen. Man muß mitten in das Gedränge hinein, welches den Säulengang hinter den Deputirtenbänken verſtopft: es bleibt kein anderer Ausweg. Nemours und der Deputirte Mornay ſuchen der Mutter, welche ihre Söhne an den Händen hält, eine Bahn zu ſchaffen. Aber das gelingt nur für etliche Schritte. Dann wird die Herzogin in das ſchreckliche Gewühle hineingeriſſen und von ihren Beſchützern getrennt; ſie verliert ihre beiden Knaben, wird durch eine kleine Thüre hinaus, weiterhin durch den Sal der Pasperdus gewirbelt und endlich, dem Erſticken nahe und halb ohnmächtig gegen eine Glasthüre geſchleudert, welche in den Garten des Kammerpräſidenten führt. Hier heben etliche ihrer Begleiter, welchen es gelungen, ſie wieder zu finden, die unglückliche Prinzeſſin auf, die einen Schmerzensſchrei der Mutterſorge um ihre Söhne ausſtößt, ſprengen mit Gewalt die Glasthüre und retten die Herzogin in die Amtswohnung Sauzets, von wo man ſie nach dem Invalidenhotel brachte, als nach einem ſichern Zufluchtsort, obzwar der Gouverneur der Invaliden, der

alte Marſchall Molitor, Angſtmann genug war, zu erklären, daß er für nichts ſtehen könnte, ſo das Volk den Zufluchtsort der Prinzeſſin entdeckte. Die beiden Knaben, im und durch das Gedränge von ihrer Mutter weggeriſſen, ſind in Gefahr geweſen, zerdrückt und zertreten zu werden. Nur mit äußerſter Mühe wurden ſie gerettet, der Graf von Paris durch den Bürgerwehrmann Martinet, der Herzog von Chartres durch den Huiſſier Lipmann. Als man den älteren Prinzen durch den Garten des Palais Bourbon trug, hatte er ſich von dem Schrecken ſchon ſoweit wieder erholt, daß er ſeinen Träger frug: „Nicht wahr, Monſieur, man wird mich nicht hindern, König zu ſein?“ Auch Oheim Nemours entkam glücklich. Er hatte ſich in eines der Bureauzimmer geflüchtet, vertauſchte hier ſeine Generalsuniform mit der eines Nationalgardiſten, welche der mitleidige Beſitzer ihm lieh, und gelangte in dieſer Verkleidung unangefochten ebenfalls ins Hotel der Invaliden. Dieſes Aſyl war bezeichnend: die weggeſchwemmten Ueberbleibſel des Julikönigthums, welches den Frieden um jeden Preis gewollt hatte, ſuchten Schutz hinter den Mauern, welchen das Zauberwort „La gloire française“ eine unverletzbare Heiligkeit verlieh.

8.

Derweil ſcheint der im Sitzungsſale einer weiland Deputirtenkammer tobende Aufruhr in ſeinem eigenen Fett erſticken zu wollen. Denn es überſteigt die Kraft menſchlicher Lungen, Arme und Beine, ſo ein Rufen, Rumoren und Raſaunen, ſo ein Gezappel, Geſchiebe und Gerammel allzulange auszuhalten, und darum müſſen von Weile zu Weile Pauſen eintreten, wo der Gedanke über dem Chaos ſchwebt und die menſchliche Stimme das unartikulirt-thieriſche Gebrülle einigermaßen beherrſcht.

Während einer ſolchen Pauſe erſcheint auf der Eſtrade über der Rednerbühne ein Greis von achtunggebietendem Ausſehen und nimmt, geleitet von dem Sohne Carnots und umgeben von einer Schar Studenten, Polytechniker und Arbeiter, Beſitz von dem verlaſſenen Präſidentenſtuhl. „Dupont de l'Eure — ruft es durch den Sal — Dupont führt den Vorſitz. Stille!“

Lamartine, welcher noch immer auf der Rednerbühne ſteht, will den Einfall gehabt haben, den hochangeſehenen Greis, einen der zwei oder drei Republikaner, welche in der Kammer geſeſſen, durch junge Leute auf den Präſidentenſtuhl holen zu laſſen und damit ſymboliſch anzudeuten, daß die Republik das Präſidium über Frankreich zur Hand nehme. Dies geſchehen, „hebt ſich Lamartine — (ſo erzählt er uns) — auf den Zehen in die Höhe“ und ſagt zu Dupont: „Eilen Sie, die Namen der Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, welche durch das Volk und die noch anweſenden Deputirten mittels Zuruf ernannt werden ſollen, ſofort zu proklamiren.“ Dupont nickt zuſtimmend, aber wie ſoll die ſchwache Stimme des alten Mannes inmitten dieſes babyloniſchen Konzertes ſich bemerkbar machen?

Denn der Gräuel von Mißklängen raſ't wieder los und Lamartine muß abermals eine Pauſe abwarten, um den Verſuch machen zu können, die beiſpielloſeſte aller Wahlhandlungen zu leiten. Inzwiſchen wandelt ſich die Rednerbühne in eine Stimmzettelurne. Nicht nur die Namenliſten, wie ſie von den Leuten vom „National“ und von denen der „Reform“ abgeſondert entworfen und wie ſie dann zwiſchen beiden Parteien vereinbart worden, ſind da, ſondern es wird auch eine Menge von Papierfetzen, auf welche ein jeder der auf den Treppen und der Plattform der Tribüne ſich Drängenden die Namen ſeiner Erwählten geſchrieben, von rechts und links in Lamartine's Hände geſchoben. Er trifft in der Geſchwindigkeit ſeine Auswahl und macht dann eine erſte Anſtrengung, zur Verkündigung der Namen zu ſchreiten. „Ich werde die Namen ableſen“ — „Stille!

Stille!“ — „Dupont de l'Eure.“ — „Er iſt ja auf dem Präſidentenſtuhl.“ — „Meſſieurs, ich werde die Namen“ — Hunderterlei Geſchrei. Lamartine: „Die Herren Arago“ — zahlreiche Stimmen: „Die proviſoriſche Regierung!“ Lamartine: „Dupont de l'Eure wird die Namen der Mitglieder nennen.“ Wüthendes Bravo. Eine Stimme: „So hört doch!“ Ein Barrikadenmann: „Nur einen Augenblick Stille! Wir müſſen doch die Namen der Männer hören, welche die Regierung bilden werden.“ Eine Stimme: „Unſer Heil hängt davon ab. Stille!“ Eine zweite: „Dupont de l'Eure vor allen Andern!“ Eine dritte: „Hoch die Republik!“ Eine vierte: „Im Namen des Volkes, Stille!“ Eine fünfte: „Es lebe Lamartine!“ Und wiederum quoll alles in einem wüſten Wirbel von Wirrwarr zuſammen.

Dann abermals eine Pauſe, nachdem das Getöſe erſchöpft in ſich ſelber zuſammengebrochen. Dupont: „Man ſchlägt euch vor, eine proviſoriſche Regierung zu beſtellen.“ — „Ja, ja. Die Namen! Die Namen!“ Die Stenographen (aus ihrer Loge herausſchreiend): „Stille! Wir werden euch die Namen wiederholen.“ — Dupont: „Hier habt ihr die Namen.“ — „Welche? Her damit!“ — Dupont: „Arago, Lamartine, Dupont de l'Eure, Cremieux.“ — Geſchrei und Tumult. Lamartine: „Meſſieurs, Stille! Wenn Sie wollen, daß die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung die Miſſion auf ſich nehmen, welche Sie derſelben anvertrauen, ſo muß doch wenigſtens die Verkündigung der Namen geſchehen.“ — Eine Stimme: „Ihr müßt vor Allem wiſſen, daß das Volk vom Königthum nichts mehr wiſſen will. Die Republik!“ Viele Stimmen: „Berathen wir auf der Stelle!“ Eine Stimme: „Setzt euch, ſetzt euch! Wir wollen die Plätze der Verkauften einnehmen (prenons les places des vendus).“ — Eine andere: „Keine Bourbons mehr! Eine proviſoriſche Regierung und dann die Republik!“ — Eine dritte: „Wir verlangen, daß die Republik proklamirt werde!“ — Eine vierte: „Nur einen Augenblick Stille! Wir kommen ſonſt zu

nichts." — Dupont (die Namen ableſend, deren jeder durch die Stenographen in den Sal hinausgeſchrieen wird): „Lamartine" — (ja! ja!) — „Ledru-Rollin" — (ja! ja!) — „Arago" — (ja! ja!) — „Dupont de l'Eure" — (ja! ja!) — „Marie" — (ja! nein!) — Etliche Stimmen: „Georges Lafayette" — (ja! nein! nein!) — Viele Stimmen: „Die Republik! Die Republik!" Ein Bluſenmann: „Die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung müſſen rufen: Hoch die Republik! bevor ſie anerkannt werden wollen." Eine andere Bluſe: „Man muß die proviſoriſche Regierung nach dem Stadthauſe führen. Wir wollen eine weiſe, gemäßigte Regierung. Kein Blut! Aber wir wollen die Republik!" Die Maſſe: „Bravo! Bravo! Zum Stadthaus! Lamartine voran!"

Der Dichter ſteigt von der Rednerbühne herab. Man ſchafft ihm, man ſchafft dem alten Dupont, man ſchafft auch Cremieux Bahn und die drei verlaſſen den Sal, gefolgt von einem zahlreichen Geleite, um nach dem Hotel de Ville zu gehen, welches im Beſitze bewaffneter Republikaner iſt. Dieſe verhandeln dort unter dem Vorſitze von Lagrange ebenfalls über die Errichtung einer proviſoriſchen Regierung, während eine Schar von Sozial-Demokraten, welche der Polizeipräfektur ſich bemächtigt haben, unter der Leitung von Cauſſidière und Sobrier daſelbſt eine pariſer „Commune" à la 1792 zu organiſiren ſucht. Das Stadthaus iſt jetzt, zur Zeit der dritten franzöſiſchen Revolution, was es zur Zeit der erſten und zweiten geweſen: — das unbeſtrittene Hauptquartier. Das fühlt der Inſtinkt der Maſſen, das wiſſen die Führer der verſchiedenen Faktionen und Fraktionen. Wer ſich zuerſt mit einem Anſchein von Berechtigung, mit einem Schatten von Vollmacht im Hotel de Ville als „Gouvernement" inſtalliren kann, der hat Paris, d. i. Frankreich. Denn Regierungsloſigkeit iſt den Menſchen, wie ſie nun einmal ſind und der Hauptſache nach allzeit ſein werden, ſo lange der Erdball zuſammenhält, gleichbedeutend mit

Weltuntergang. Sie fühlen eben, daß sie ihrer vieltausendjährigen Kulturarbeit zum Trotz doch erst nur halbgezähmt sind und demnach der Eisenumgitterung, genannt Staat, Polizei, Strafjustiz u. s. w. schlechterdings nicht entbehren können.

„Lamartine voran!“ Mit dieser Losung hat der „honette“ Republikanismus seine Fahne aufgepflanzt, — jener honette Republikanismus, welcher glaubt und hofft, innerhalb des Rahmens einer im Innern maßvollen und versöhnlichen, nach außen friedlichen und durch diese beiden Eigenschaften der bürgerlichen „Respektabilität“ sich empfehlenden Republik müßten und würden sich die großen Ideen von 1789 endlich verwirklichen lassen. Mit dem praktischen Schick und Takt, welchen die Franzosen in allen großen Krisen ihrer Geschichte gezeigt haben, begriffen diese wohlmeinenden Leute und wackeren Patrioten, daß der Dichter der „Girondins“ das beste Sprachrohr dieses anständigen, achtbaren und zahlungsfähigen Republikanismus sei, und es ist nur gerecht, anzuerkennen, daß dieses Sprachrohr Töne gefunden hat, welche, dem begeisterten Schwunge der Flitterwochen der Februarrevolution wahlverwandt, ohne Frage sehr viel dazu beigetragen haben, die „honette“ Republik, entgegen den sozialistischen Träumereien und den kommunistischen Gelüsten, zu begründen und festzustellen, — auf dem Flugsand der erwähnten Flitterwochenstimmung nämlich. Der erste entscheidende Akt dieser im Handumdrehen vollzogenen, d. h. vorausgesetzten Republikanisirung Frankreichs war die wirkliche Konstituirung des „Gouvernement provisoire“ im Hotel de Ville, ein Akt also, welcher ohne die muthige Rednerarbeit Lamartine's, wie Jedermann weiß, kaum möglich gewesen wäre. Daß hiebei die ursprüngliche, d. h. im Palais Bourbon halb oder ganz proklamirte Liste der Mitglieder verschiedene Erweiterungen und Aenderungen sich gefallen lassen mußte, änderte an der Hauptsache nichts ....

Aber laßt uns noch geschwinde das Nachspiel mitansehen, welches in dem brodelnden Krater vor sich geht, aus welchem die Herren Lamartine, Dupont und Cremieux so eben mühselig herausgeklettert sind, um sich zum Stadthaus auf den Weg zu machen.

Ziemlich überflüssiger Weise hat sich Ledru-Rollin des von Lamartine verlassenen Platzes auf der Rednerbühne bemächtigt und sucht dem Volke, soweit es ihn hört und anhört, die Bedeutung der Einsetzung einer provisorischen Regierung des Breiteren begreiflich zu machen, lies't auch die Namenliste — und zwar diese: Dupont, Arago, Lamartine, Garnier-Pagès, Marie, Cremieux, Ledru-Rollin — wiederholt vor und verlangt, daß man durch Handmehr über Annahme oder Verwerfung derselben abstimme. Die Menge unterbricht das unnütze Gerede mit dem Rufe: „Zum Hotel de Ville!" Ein Polytechniker: „Ihr seht, keines der Mitglieder eurer provisorischen Regierung will die Republik. Wir werden wiederum betrogen sein wie im Jahre 1830." Ein Bürgerwehrmann, auf der Tribüne sein Gewehr schwingend: „Es lebe die Republik! Zum Stadthaus! Zum Stadthaus!"

Die wogende Menge setzt sich in Bewegung, den Sal zu räumen. Aber für einen Augenblick stemmt und staut sie sich wieder. Ein mit einer Doppelflinte bewaffneter Arbeiter schreit mitten aus dem Halbkreise vor der Rednerbühne heraus: „Gebt Acht! Ich schieße auf Louis Philipp!" und in demselben Moment entladen sich die beiden Läufe seiner auf das über dem Präsidentenstuhl angebrachte Gemälde gerichteten Waffe. Schreckensrufe bersten aus. Ein anderer Arbeiter, Theodor Six heißt er, schwingt sich blitzschnell auf die Tribüne und ruft mit energischen Gebärden in das Getümmel hernieder: „Achtung vor den Denkmalen! Achtung vor dem Eigenthum! Warum zerstören? Warum auf Gemälde schießen? Wir haben gezeigt, daß man das Volk nicht irreleiten kann. Zeigen wir

jetzt, daß es ſeinen Sieg zu ehren weiß!“ Eine ungeheure Salve von Beifall belohnt den treffenden Spruch.

Die Maſſen ordnen ſich zum Abzug. Der Boden des Sals erzittert unter ihren Tritten und an der Decke widerhallt ſchmetternd der Jubelruf: „Vive la république!“

III.

Alles proviſoriſch.

1.

An einem der erſten Märztage von 1848 hat eine Franzöſin, die genialſte der Franzöſinnen und der größte aller Poeten ihres Geſchlechts, Aurore Dudevant, die Urenkelin des Marſchalls Moritz von Sachſen, deren Ahn demnach Auguſt der Starke und deren Ahne die ſchöne Aurora von Königsmark geweſen, ſie hat einen Dithyrambus „An das Volk“ ausgehen laſſen, worin geſchrieben ſtand: — „Oh, Volk Frankreichs, du haſt dich in deinem letzten Kampfe ſo groß und ſo großmüthig benommen, daß du jeden, der dich nicht liebte, gezwungen haſt, dich zu lieben und zu verehren. Du wareſt groß! Du biſt heldiſch von Haus aus; deine Kühnheit, deine erhabene Verachtung der Gefahr ſetzen niemand in Erſtaunen. Allein geſtern noch bangte allen Ariſtokraten der Welt vor dir und glaubten, an deiner Gnade zweifelnd, die einen, man müſſe deinen Aufſchwung durch die Waffen der Gewalt, die andern, man müſſe ihn durch die Waffen der Liſt hemmen. Du hatteſt jedoch ſchon bewieſen, daß du zu ſiegen und zu verzeihen wüßteſt. Man hatte ſeit achtzehn Jahren ſo viel des Unheils auf dein Haupt gehäuft, man hatte ſo viele Verbrechen gegen dich zugelaſſen, daß man deine Rache, wenn nicht für rechtmäßig — das kann die Rache niemals ſein!

— ſo doch für unvermeidlich hielt. Aber du haſt einen glänzenderen Beweis als jemals geliefert, daß du die vorzugsweiſe hochherzige Klaſſe biſt. Bei deiner Kraft, wie biſt du milde! Wie biſt du ſtark, indem du ſo gut biſt! Darum wirſt du herrſchen, oh Volk, brüderlich herrſchen mit Deinesgleichen aller Klaſſen! Denn die Republik, dieſe heilige Bundeslade, unter deren Trümmern wir lieber alle ſterben als daß wir ſie verlaſſen wollen, die Republik, dieſe vorzugsweiſe Form dauerhafter Geſellſchaften, verkündet und weiht vor dem Weltall, das ſie zum Zeugen ihres Eides anruft, die Gleichheit der Rechte aller Menſchen."

Das hieß die Sachlage durch die roſenroth-optimiſtiſchen Gläſer einer Dichterbrille anſehen. Außerdem wirbelt in den dithyrambiſchen „Lettres au peuple", welche die gute Frau Aurore in den erſten Wochen nach der Februarrevolution ſchrieb, gar viel und dicker Selbſtbeweihrauchungsdampf, wie ihn die franzöſiſche Nationaleitelkeit ſo ſehr zu ſchlürfen liebt. Indeſſen iſt doch zu betonen, daß nicht nur die Augen einer Dichterin, ſondern ſogar die von Diplomaten die Situation zunächſt in tröſtlichem Lichte ſahen. Einer hat bezeugt, daß insbeſondere die Abſchaffung der Todesſtrafe für politiſche Vergehen, eine der erſten Maßregeln der proviſoriſchen Regierung, unmittelbar veranlaßt durch das falſche Gerücht von der Aufgreifung des flüchtigen Guizot, einen ſehr beruhigenden Eindruck hervorgebracht habe*). Etliche Tage ſpäter meldete freilich derſelbe Geſchäftsträger nach Hauſe, man ſetze zwar im Allgemeinen großes Vertrauen auf die Klugheit und Energie mehrerer der zur Leitung der Angelegenheiten berufenen Männer; allein es ſei fraglich, ob die Mitglieder der Regierung über alle Fragen einig und einverſtanden ſeien. Schon mache ſich daher die Anſicht geltend, daß die höchſte Behörde ſo, wie ſie zuſammengeſetzt oder vielmehr „improviſirt" worden ſei, nicht lange werde bleiben

*) Depeſche Delley's vom 26. Februar. S. B. A.

können*). Zwei Tage darauf lautete ein in den Bundespalaſt nach Bern abgehender Bericht wieder viel zuverſichtlicher. Alles laſſe ſich gut an in der neuen Republik; die Geſchäfte würden wieder aufgenommen und die Ordnung ſcheine vollſtändig hergeſtellt**).

Allein die Zuverſicht, die Wiederaufnahme der Geſchäfte, die Aufrechthaltung der Ordnung, die Ausſöhnung oder wenigſtens die Verträglichkeit der Parteien, der Beſtand der Regierung, die am 24. Februar improviſirte Republik ſelbſt, — alles war nur Schein, alles war nur proviſoriſch und machte auf jeden ruhig Betrachtenden und Erwägenden den mißlichen Eindruck des Proviſoriſchen.

Frankreich ließ die pariſer Improviſation, die Republik, ſich gefallen; aber es nahm ſie nicht an. Was wußte der grauenhaft unwiſſende franzöſiſche Bauer von einem Freiſtaat? Wie hätte der kaum weniger unwiſſende Bourgeois in den Provinzen für die Republik ſich begeiſtern können, in welcher er nur eine Wiederheraufbeſchwörung des rothen Schattens von 1793 ſah? Zudem waren ja der Royalismus und der Jeſuitismus in Folge der Feigheit ihrer Führer zwar überraſcht und geſchlagen, nicht aber beſiegt. Schon am Tage nach ihrer Niederlage richteten ſie ſich aus ihrer geduckten Stellung wieder auf, ſchauten vorſichtig um ſich her, und als ſie die gutmüthige Vertrauensduſelei der

*) Delley am 29. Februar: „On a généralement une grande confiance dans l'énergie et la sagesse de certains hommes qu'on a mis aux affaires; mais il est probable qu' entr' eux ils ne seront pas toujours d'accord sur toutes les questions. Les éléments dont cette administration a été composé ou pour mieux dire improvisé sont tels qu'il est probable qu'il devra y avoir quelque épuration plutard." S. B. A.

**) Depeſche Barmans vom 2. März: „L'état intérieur de la république nouvelle est satifaisant, je pourrais même dire miraculeusement rassurant; les affaires commencent se reprendre, et l'ordre paraît entièrement rétabli." S. B. A.

Sieger wahrnahmen, gingen sie, obzwar „Vive la république!“ mitrufend, an's Werk, im Laboratorium royalistisch-pfäffischer Chemie und Perfidie für die großmüthige Stegreifsdichtung vom 24. Februar den tödtlichen Gifttrank zu brauen. Ob die Herren Chemiker an das Gespenst des Kommunismus, durch welches zu ihrer Arbeit angeeifert worden zu sein sie vorgegeben haben, wirklich glaubten oder nicht, ist noch heute nicht unwidersprechlich festgestellt. Soviel aber steht unwidersprechlich fest, daß verdrehte Phantasten von Sozialisten und notorische Narren von Kommunisten alles Menschenmögliche thaten, um dieses Gespenst zu einem Schreckphantom aufzublasen, vor welchem sich alle politischen Kinder fast zu Tode fürchteten und welches den Rückschrittlern einen hochwillkommenen Text zu ihren Angstpredigten lieferte.

Am längsten hat der hoffnungsfreudige Enthusiasmus in der Masse der Arbeiterbevölkerung von Paris vorgehalten. Diese armen Blusenleute glaubten und hofften alles Ernstes, die Februarrevolution müßte das große Räthsel des Verhältnisses von Kapital und Arbeit lösen. Sie wollten sich nicht überzeugen lassen, daß dieses Räthsel längst gelöst sei, maßen das Verhältniß von Kapital und Arbeit genau so, wie das Verhältniß von Macht und Recht. „Sei im Besitz und du bist im Recht!“ Die Idealpolitiker in Blusen gaben sich demnach thörichten Illusionen hin. Allein nur parlamentarische Seilgaukler, nur Fartcatchers des Brozenthums konnten und können über die rührende Wahrheit und tragische Würde des Wortes die Achseln zucken, welches das pariser Proletariat an die provisorische Regierung gerichtet hat: — „Wir stellen euch drei Monate Hunger zur Verfügung.“ Und das Wort ist nicht nur verpfändet, es ist auch redlich eingelöst worden, mit einer Tapferkeit, welche die auf den Barrikaden entfaltete himmelhoch überstieg.

Die große Frage der Möglichkeit einer Ausgleichung, einer billigeren Regelung zwischen den Ansprüchen des Kapitals und

den Bedürfniſſen der Arbeit war jedoch einmal auf die Tagesordnung geſetzt worden und es hob darüber eine Debatte an, deren entſetzliche Zuſammenfaſſung die Juniſchlacht werden ſollte. Der Märzmond war nur erſt zur Hälfte herum, als die verderbenträchtige Juniwetterwolke ſchon am Horizont aufzudunkeln begann. Sogar die exaltirte Triumphirerin vom Februar, unſere gute Frau Aurore, ließ die Flügel bereits bedenklich hängen. Am 19. März, in ihrem zweiten Brief an das Volk, ſchrieb ſie: „Ich habe geſehen, wie das Mißtrauen und die ſchreckliche Zweifelſucht, jenes unſelige Erbtheil monarchiſcher Sitten, in das Herz der Reichen ſich einſchlichen und dort den Funken erſtickten, der im Begriffe war, aufzulodern; ich habe geſehen, wie Ehrgeiz und Betrug die Maſke der Zuſtimmung und des Beitritts vorſteckten und wie die Furcht einer Menge von ſelbſtſüchtigen Seelen ſich bemächtigte; habe geſehen, wie bittere Rachegefühle in der Form niederträchtiger Einſchmeichelung ſich kundgaben; habe geſehen, wie dieſe ihre Reichthümer verbargen und verleugneten, jene die Abſichten des Volkes verleumdeten, weil ſie ſeine Handlungen nicht verdammen konnten; kurz, ich habe Dinge geſehen, die ich nicht vorausſehen konnte, weil ich ſie noch heute nicht verſtehen kann.“ Arme Wolkenwandlerin! Du hätteſt doch unſchwer verſtehen lernen können, daß die Politik nicht mittels himmelblauer und roſenrother Ideale gemacht wird, ſondern mittels ſehr „realer“ Faktoren, als da ſind Mittelmäßigkeit und Gemeinheit, Egoismen und Iſkariotismen, die Gier, große Gewinnſte herauszuſchlagen, und die Sucht, kleine Eitelkeiten zu befriedigen.

Ein Hausſklave der Orleans, Monſieur Cuvillier-Fleury, verſtand die Situation viel beſſer, indem er ſich über den Zuſtand, welcher durch die Exploſion vom Februar herbeigeführt worden, alſo ausließ: — „Niemals hat die Tyrannei ſchwerer auf einem Volke gelaſtet; denn ſie ging darauf aus, an einem Tage unſere Einrichtungen, unſere Sitten, unſere Sprache zu ändern. Sie

warf uns durch ihre lächerliche Wiederausgrabung der Phantome von 1793 ebenſoſehr um 60 Jahre rückwärts, als ſie uns um mehr als ein Jahrhundert vorwärts ſtieß durch die gewaltſame Vorwegnahme der, übrigens beſtreitbaren, Konſequenzen unſerer erſten revolutionären Befreiung. Sie dekretirte, auf uſurpatoriſchen Antrieb der Klubbs und um einer Handvoll von Sektirern genugzuthun, eine Staatsform, welche zu beſtimmen nur die Wähler Frankreichs berechtigt waren. Sie verbreitete mittels Mißkredits den Ruin, mittels Vertrauensloſigkeit den Stillſtand der Geſchäfte, mittels Steuerdrucks das Elend, mittels ihrer Kommiſſäre den Schrecken, mittels ihrer Wahlagenten das Skandal, mittels ihrer Bulletins die Begriffsverwirrung und den Haß über das ganze Land."

Dieſe Auslaſſung iſt aus einem Drittel Wahrheit und zwei Dritteln Lüge zuſammengeſetzt und doch iſt ſie — wunderlich zu ſagen! — ganz und gar wahr und richtig. Das macht, Hausſklave Cuvillier iſt ein unendlich viel thatſächlicherer Ab- und Ausdruck ſeiner Zeitgenoſſen und Landsleute als Wolkenwandlerin Aurore. Gerade ſo wie er verhielt ſich die ungeheure Mehrzahl der Franzoſen zur Februarrevolution und ihren Folgen. Was er ſagt oder ſagen will, läuft auf die Thatſache hinaus, daß die Verwirklichung der Freiſtaatsidee für die ungeheure Mehrzahl der Franzoſen und der Europäer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Unmöglichkeit, eine Tollheit, eine Undenkbarkeit iſt. Seitdem Induſtrialismus und Kommerzialismus die naturgemäßeren Grundlagen der europäiſchen Geſellſchaft beſeitigt haben, muß für dieſen unendlich komplizirten und raffinirt künſtlichen Geſellſchaftsbau jedes freiheitliche Experiment ein lebensgefährliches werden. Er verträgt keine Erſchütterung und das aus unwiderſprechlicher Erfahrung erfloſſene Gefühl hievon hat eine bleigraue Werkeltagsſtimmung hervorgebracht, welche kaum noch verſuchen mag, zu ſonntäglich-idealiſtiſcher Anſchauung ſich zu erheben. Das Höchſte, wozu ſie ſich erſchwingen kann, iſt,

die öde Alltagsmisère eines geistverlassenen, entgötterten, ganz und gar vermaterialisirten Daseins durch materielles Schaugepränge und durch Sinnenkitzel aller Art erträglicher zu machen. Daß aber die Gier und Gewohnheit sinnlichen Genusses die moralische Pest der Niedertracht und Feigheit immer allgemeiner und intensiver machen muß, liegt auf der Hand. Nicht weniger, daß es Narrheit, von einer also beschaffenen Gesellschaft Begeisterung, Thatkraft und Aufopferung zu fordern oder gar zu erwarten. Es steht bekanntlich geschrieben:

„Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst;
Er bringt nicht Gold, er bringt nicht Fürstengunst" —

und von Leuten, für welche außer dem Gelderwerb, den mit Geld erkaufbaren Genüssen und etwa noch Titeln und Orden, Alles Schwindel und Hirngespinnst, von solchen Leuten verlangen, daß sie diesen „strengen Dienst" thun sollen, heißt rasen. Summa: Für die europäische Gesellschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist der Despotismus die passendste, ja die einzig mögliche Staatsform, vorausgesetzt, daß dieselbe, da nun einmal die Welt vom Betrogensein wollen nicht lassen will, mit etwelchem konstitutionellen Firlefanz und einigem parlamentarischen Schnickschnack ausstaffirt sei.

2.

Das einzige Mandat, worauf die Mitglieder der provisorischen Regierung mit Recht sich berufen konnten, war nicht die tumultuarische Wahlhandlung im Palais Bourbon, wohl aber die brennende Nothwendigkeit, irgendetwas einer Autorität Aehnliches an die Stelle zu setzen, welche der weggefegte Louis-Philippismus leer gelassen hatte. Es gehörte fürwahr ein nicht gewöhnlicher Muth dazu, auch nur einen dahin zielenden Versuch zu machen, und daß dieser Versuch mittels Energie und Ausdauer

zu einer Thatſache erhoben wurde, gereicht den Betheiligten zu einer Ehre, welche keine Mäkelei wegwiſchen oder verkleinern kann. Was wäre wohl aus dem am Abend des 24. Februars einer vollſtändigen Anarchie preisgegebenen Paris geworden, ſo ſich nicht elf Männer der koloſſalen, der geradezu verzweifelten Aufgabe unterzogen hätten, wiederum Ordnung in das Chaos zu bringen?

Schon das war eine harte und gefährliche Arbeit, durch das ungeheure Wirrſal, welches um das Stadthaus her wimmelte und wüthete, hindurch und in das Prätorium der Revolution hinein zu bringen, und als dieſes gelungen, was für eine namenloſe Mühe koſtete es dann, um endlich für die Sieben (Dupont de l'Eure, Arago, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Marie und Cremieux) ein abgelegenes Zimmerchen zu erobern, ja, förmlich zu erobern, wo ſie, während die Thüre durch Polytechniker und Studenten mit blanker Waffe gegen den ſtets wiederholten Anſturm Unberufener vertheidigt werden mußte, ihre Konſtituirung und ihre erſten Regierungshandlungen vornehmen konnten.

Hierbei hat ſich nun freilich ſofort die klaffende Kluft der Gegenſätze aufgethan, welche unter den Gliedern der zu konſtituirenden Behörde vorhanden waren. Daß Armand Marraſt mit in das kleine Gemach eingetreten, hatten die Sieben ſtillſchweigend hingenommen. Als aber auch Louis Blanc und Flocon, welche nebſt Albert im Stadthauſe proklamirt worden waren, eintraten, da gab es lange Geſichter und krauſe Mienen. Begreiflich! Die Aufnahme der drei Sozialdemokraten in die Regierung mußte vorausſichtlich auf die Bourgeoiſie die Wirkung einer platzenden Bombe thun. Es war ja damit angezeigt, daß die leidige politiſche Revolution zu einer leidigeren ſozialen ausſchlagen könnte. „Was wollen denn D i e da?“ fragte Cremieux den Lamartine. „Ich weiß es nicht“, erwiderte dieſer gleichgültig. Allein Blanc, in deſſen kleinem Leib eine tapfere Seele wohnte, war nicht der Mann, durch fragende Mienen und finſtere Blicke

ſich einſchüchtern zu laſſen. Er ging geraden Weges auf den Tiſch zu, um welchen die früheren Ankömmlinge herumſaßen, und ſagte: „Berathen wir!“ Worauf Arago hochherab: „Gewiß, wir wollen berathen, ſobald Sie ſich entfernt haben werden.“ Dieſe Grobheit mußte für den, dem ſie galt, um ſo unerwarteter kommen, als derſelbe Arago denſelben Blanc ſeit Jahren in ſeinen publiziſtiſchen Kämpfen gegen Louis-Philippismus und Don-Quizoterie ermuntert und mit Lob förmlich überſchüttet hatte. Allein der barſch hingeworfene Handſchuh wurde barſch aufgenommen und der Verfaſſer der „Histoire des dix ans“ bewies dem berühmten Aſtronomen kurz und bündig, daß die im Sale Saint-Jean des Hotel de Ville erkorenen Mitglieder einer proviſoriſchen, zuerſt auf den Barrikaden geforderten und ausgerufenen Regierung eine *mindeſtens* ebenſo gute Vollmacht hätten wie die im Sale der „Korrupten“ im Palais Bourbon erwählten. Dagegen ließ ſich gar nicht aufkommen, wenn nicht etwa mit einer jener parlamentariſchen Zweiächſeleien, mit einem jener Vermittelungsvorſchläge, welche immer und überall das Weſen der Dinge gerne preisgeben, wenn ſie nur den Schein der Formen retten können. Garnier-Pagès ſchlug nämlich vor, daß die nicht im Palais Bourbon proklamirten drei Herren Marraſt, Blanc und Flocon als „Sekretäre“ der proviſoriſchen Regierung ſich anſchließen ſollten. Marraſt und Flocon ſchienen geneigt, auf dieſes Abkommen einzugehen; Blanc dagegen, beleidigt, drohte, ſofort an die Entſcheidung durch das Volk zu appelliren, gab jedoch ſchließlich ebenfalls nach, da Ledru-Rollin pathetiſch ſeinen Patriotismus anrief. Aber der kleine Mann mit den Feueraugen und der Feuerſeele gab nur nach, indem er mit Entſchiedenheit („avec autorité“) erklärte, die proviſoriſche Regierung müßte ſich als ein weiteres direkt vom Volke beſtelltes Mitglied den Mechaniker Albert gefallen laſſen. Es wurde kein Einwurf gegen den „Arbeiter“ vorgebracht und ſo kam es, daß Marraſt, Blanc, Flocon und Albert zunächſt als „Sekretäre“ der proviſoriſchen

Regierung erschienen. Jedoch nur ein einziges Mal, nur in einer Nummer des Moniteur, nur am Fuße der noch am 24. Februar entworfenen Proklamationen. Denn schon 48 Stunden später, der Moniteur bezeugt es, war die Unterscheidung zwischen den Sieben und den Vier verwischt und verschwunden und erschienen die letzteren den ersteren durchaus gleichberechtigt und gleichgestellt. Man sieht, in dem großen Provisorium der Republik von 1848 gab es wieder kleine Provisorien die Hülle und Fülle.

Wie so häufig geschieht in dieser Welt voll Lug und Trug, hatte man sich demnach über die klaffende Kluft prinzipieller Gegensätze mittels einer trügerischen Wortbrücke vorerst glücklich hinübergeschwindelt. Aber die Kluft wurde dadurch keineswegs geschlossen, sondern sie hat sich vielmehr von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde erweitert.

Dies zeigte sich sofort, als die provisorische Regierung dazu verschritt, auf die allererste der wuchtvoll auf sie einstürmenden Fragen eine Antwort zu geben. Soll das illegitime, auf den Barrikaden geborene Dreitagekind anerkannt werden oder verleugnet? Soll die Republik amtlich verkündet und ausgerufen werden oder nicht?

Dupont und Arago, beide alt, schwach und krank, beide geneigt, die Sachlage eher noch schwärzer denn lichter anzusehen als sie wirklich war, beide auf den angeblichen Republikanismus ihrer Landsleute mit dem Unglauben der Erfahrung blickend, waren für die Verneinung der Frage. Marie neigte zu ihnen. Ledru, Blanc und Flocon dagegen stimmten eifrig für Bejahung und Lamartine verrieth Neigung, ihnen beizutreten. Garnier-Pagès, Cremieux und Marrast meinten, die Frage sei einstweilen offen zu lassen. Die Debatte ist zu verschiedenen Malen durch Anstürme von außen, welche die wachthaltenden Polytechniker und Studenten vergeblich abzuschlagen suchten, unterbrochen worden. Einmal schienen die wüsten Wogen der Anarchie

geradezu die kaum konſtituirte Regierung aus ihrem Zufluchtswinkel wegſpülen zu wollen. Das immer wilder werdende Geſchrei der Menge: „Die Republik! die Republik!“ machte die Mauern des Stadthauſes erzittern. Um den Sturm zu beſänftigen, mußte Blanc auf den Grèveplatz hinabſteigen und dort ankündigen: „Die proviſoriſche Regierung will die Republik!“ Im ſelben Augenblick that auch Lamartine im Sale Saint-Jean eine beſchwichtigende Anſprache an die kochende, ſtrudelnde Maſſe. Der Schrei: „Tod dem Lamartine! Den Kopf Lamartine's!“ ſchlug, von der ſouverainen Unvernunft ausgeſtoßen, an die Ohren des Redners. Da ſprang ihm ein glückliches Wort auf die Zunge. Mit einem Lächeln der Verachtung ſagte er zu den Schreiern gekehrt: „Meinen Kopf? Wollte Gott, Bürger, mein Kopf ſäße euch allen auf den Schultern!“ Das ſchlug ein.

Die nach ſolchen Zwiſchenſpielen wieder aufgenommene Debatte über die große Frage des Augenblicks wurde mühſelig zum Schluſſe gebracht. In der von Lamartine entworfenen Proklamation der proviſoriſchen Regierung an das franzöſiſche Volk ſtand urſprünglich der Satz: „Obgleich die proviſoriſche Regierung der republikaniſchen Staatsform den Vorzug gibt, ſo maßt weder ſie noch maßt das Volk von Paris ſich an, dieſe ihre Meinung den Bürgern Frankreichs aufzudringen, welche unverzüglich berufen werden ſollen, die endgültige Form des Staates feſtzuſtellen“. Blanc, Ledru und Flocon verwarfen dieſen Satz entſchieden; allein Cremieux ſchnitt den wieder anhebenden Streit ab, indem er die von den Republikanern beſtrittene Redensart aus dem Proklamationsentwurf ſtrich und dafür dieſe einſchaltete: „Die proviſoriſche Regierung will die Republik, mit Vorbehalt der Zuſtimmung des Volkes, welches unverzüglich befragt werden ſoll“. Die Koſtbarkeit der Augenblicke machte ſich ſo ſehr fühlbar, daß kein weiterer Widerſpruch erhoben und die ganze Proklamation, einſchließlich des zuletzt angeführten Satzes, ſofort in die Druckerei des Moniteur befördert, ſowie in einer

Menge mit fliegenden Federn gefertigten Abschriften auf den Grèveplatz ausgeworfen wurde*). Diesem ersten von der provisorischen Regierung erlassenen Aktenstücke schloß sich als zweites unmittelbar eine an die Armee gerichtete Proklamation an, worin den Generalen, Offizieren und Soldaten eine dicke Schichte Phrasenhonig auf die Lippen gestrichen ward.

Wie bekannt, hat sich die französische Armee unweigerlich der provisorischen Regierung zur Verfügung gestellt. Die in Paris anwesenden Truppen thaten das in den Personen ihrer Generale und Obersten noch in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar. Dieses Beispiel fand dann rasche Nachfolge in den Provinzen; auch in Algier, wohin man anfänglich mit Besorgniß geblickt hatte, weil man befürchtete, die daselbst anwesenden, im Heer und in der Marine sehr beliebten Söhne Louis Philipps, der Herzog von Aumale und der Prinz von Joinville, könnten einen Versuch machen, die Fahne der Julidynastie aufrecht zu halten. Die beiden Prinzen waren jedoch zu gute Franzosen, als daß sie Dem, was nun einmal zur Stunde für den Nationalwillen galt, sich hätten entgegenstemmen wollen. Die Art, womit sie diesen Nationalwillen anerkannten und womit sie ihre Kommando's niederlegten, um ins Exil zu gehen, war durchaus würdig und eine schöne Frucht der verständigen Nicht-Prinzenerziehung, welche ihnen ihr Vater hatte geben lassen. Daß übrigens Armee und Flotte der neuen Ordnung der Dinge so leicht sich fügten, begreift sich unschwer. Erstens war ja Niemand

*) In sehr bestimmter Form und auch unwiderlegt ist die Sage aufgetreten, die Herren Dupont, Lamartine, Cremieux und Garnier-Pagès hätten es sofort bereut, dem Ausspruch, daß die provisorische Regierung die Republik wolle, zugestimmt zu haben, und sie hätten einen Vertrauten (den Herrn Bixio) nach der Druckerei des Moniteur gesendet, um den ihnen anstößigen Satz aus der Proklamation zu entfernen. Allein es sei schon zu spät und das Blatt bereits gedruckt und ausgegeben gewesen. Auch Marrast soll an diesem Verhinderungsversuch sich betheiligt haben.

da, welcher ihnen das Gegentheil befohlen hätte; zweitens war das Bürgerkönigthum im Heer und in der Marine schon lange unpopulär gewesen; drittens hatten in den Regimentern wie auf den Kriegsschiffen die Ueberlieferungen der ersten Republik unauslöschlich sich fortgepflanzt und viertens endlich hat der französische Soldat an die Fabel von „des Königs Rock" nie geglaubt und hat demnach nur unter so ganz außerordentlichen, so kunstvoll zu- und vorbereiteten Umständen, wie sie im Dezember von 1851 gewesen sind, seine Sache gänzlich von der seines Volkes getrennt. Freilich, die Wirkung, welche die Zauberformel „Republik" im Frühling von 1848 unzweifelhaft auf die französische Armee übte, war eben auch nur eine provisorische und konnte nur eine solche sein, da die Republik mit aller Welt im Frieden leben zu wollen erklärte und also den kriegerischen Erwartungen der Soldaten nicht entsprach ....

Nachdem die provisorische Regierung sich konstituirt und ihre ersten Verlautbarungen erlassen hatte, mußte sie sich organisiren, um den öffentlichen Dienst wieder in Gang zu bringen. Zu diesem Zwecke nahm man zunächst eine Besetzung der wichtigsten Staatsämter vor. Der alte Dupont, dem wenig oder keine Arbeit mehr zugemuthet werden durfte, ward zu dem Ehrenamt eines Regierungspräsidenten ohne Ministerportefeuille berufen. Lamartine nahm das Ministerium des Aeußeren, Ledru das des Inneren, Cremieux das der Justiz, Marie das der öffentlichen Arbeiten, Arago das der Marine an sich. Zum Finanzminister ernannte man den Bankier Goudchaux, zum Kriegsminister den General Subervic, zum Unterrichtsminister Carnot, zum Handelsminister Bethmont, zum Maire von Paris Garnier-Pagès, zum Befehlshaber der Nationalgarde des Seinedepartements den Oberst Courtais, zum Generalgouverneur von Algier den General Cavaignac. Caussidière und Sobrier beließ man in der Leitung der Polizeipräfektur, deren sie sich „im Namen des souverainen Volkes" bemächtigt hatten. Nachdem diese Bestimmungen getroffen

waren, traf man die weiteren von der Noth des Augenblicks eingegebenen Anordnungen.

So hatte man bis um Mitternacht regiert, als den Mitgliedern der Regierung die Thatsache, daß sie seit länger als 12 Stunden weder Speise noch Trank zu sich genommen, sehr deutlich sich fühlbar machte. Es ist wohl der Aufzeichnung werth, daß diese Diktatoren, welche in einem abgelegenen Winkel des pariser Stadthauses so eben Beschlüsse gefaßt und Dekrete erlassen hatten, die das Schicksal Frankreichs bestimmten, die äußerste Mühe hatten, kärglichste Mittel zur Stillung ihres Hungers und Durstes sich zu verschaffen. Mit Noth wurden ein halber Laib Kommisbrot und etliche Stücke Käse aufgetrieben, welche Lebensmittel die Soldaten, die das Stadthaus besetzt gehabt, daselbst hatten liegen lassen, ein Arbeiter brachte einen gefüllten Wasserkrug, ein von Hand zu Hand gehendes Taschenmesser mußte als gemeinsames Besteck, das Bruchstück einer Zuckerdose als gemeinsamer Becher dienen und die Mahlzeit begann, — die frugalste, welche jemals eine französische Regierung, ja wohl überhaupt jemals eine Regierung auf Erden gehalten hat. Aber nicht fehlte ihr die Würze von Seiten des wahren und wirklichen Nothhelfers der Franzosen, des geflügelten Feenkindes Esprit. Denn Lamartine sagte: „Seht mal, unser Bankett ist ein gutes, auf eine wohlfeile Regierung weisendes Vorzeichen (voici un festin de bon augure pour un gouvernement à bon marché)." Nachdem Brot und Käse aufgezehrt und der Wasserkrug geleert war, wurde die Arbeit wieder aufgenommen und bis zum Tagesgrauen fortgesetzt. An 70 Manifeste, Anordnungen, Unterweisungen und Befehle sind die Frucht dieser Nachtarbeit gewesen, die in der fahlen Morgendämmerung des 25. Februars eingestellt werden mußte, weil im buchstäblichen Wortsinne die übermüdeten Augen und Hände den Mitgliedern der provisorischen Regierung den Dienst versagten.

3.

Wenig nur fehlte, daß schon an diesem also herangewachten 25. Februar das republikanische Provisorium noch etwas Provisorischerem hätte weichen müssen. Dem armen Wickelkind von improvisirter Republik sammt ihren provisorischen Vormündern drohten nämlich die im Brütofen der sozialistischen und kommunistischen Doktrinen ausgeschlüpften Phantasmen und Utopien alsbald über den Kopf zu wachsen. Am Vormittag und am Nachmittag erwehrte sich die provisorische Regierung nur mit äußerster Anstrengung der Gefahr, nicht allein sich selber weggeschwemmt, sondern auch den ganzen Gesellschaftsbau in Trümmer geworfen zu sehen. Diesen Sinn, dieses Ziel hatte in der That der wiederholte Ansturm proletarischer Banden auf das Stadthaus und ihre drohende Forderung, das blauweißrothe Nationalbanner durch die rothe Fahne zu ersetzen.

Nun kann man allerdings sagen, es wäre um den bedrohten Gesellschaftsbau nicht sehr schade gewesen. Aber welcher Mensch von fünf gesunden Sinnen wird behaupten wollen, daß an die Stelle dieses Gesellschaftsbau's ein besserer gesetzt worden wäre durch den (übrigens im Großen ganz unmöglichen) Versuch, die Träumereien Saint-Simons, die Abstraktionen Fouriers, die Windbeuteleien Cabets zu verwirklichen? Ein solcher Versuch würde und müßte, falls er über eine gräuelvolle Anarchie überhaupt sich hätte erheben können, nur zur bleischwersten aller Tyranneien ausgeschlagen sein. Der Wahnwitz des Kommunismus hat ja in alter und neuer Zeit überall nur da sich ausführbar, für kurze Weile ausführbar erwiesen, wo er mit einem andern Wahnwitz, mit dem religiösen Fanatismus, solidarisch verbunden aufgetreten ist. Und wie haben die beiden Wahnwitze ihre armen Bekenner überall und allzeit so namenlos elend gemacht!

Jedermann weiß, daß und wie am 25. Februar der rothe Sturm glücklich abgeschlagen wurde. Abermals hauptsächlich

durch einen glücklichen Einfall Lamartine's — ach, diese französische Republik und ihre provisorische Regierung sie lebten ja überhaupt nur von glücklichen Einfällen! — ja, wiederum durch einen glücklichen Einfall Lamartine's, welcher die rothe Fahne niederredete, „diese rothe Fahne, welche bloß um das Marsfeld die Runde gemacht hat, 1791 und 1793 geschleift im Blute des Volkes, während die dreifarbige Fahne die Runde um die Welt machte mit dem Namen, dem Ruhm und der Freiheit des Vaterlandes!" Diese so äußerst geschickt auf die französische Eitelkeit berechneten Worte brachten eine magisch-mächtige Wirkung hervor und es erfolgte eine jener großen Rührscenen, die auf der französischen Revolutionsbühne so häufig sind. „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!" Seinen künstlerisch-melodramatischen Gipfelpunkt hat das dreifarbige Fahnenschwenken, das patriotische Umschlungensein und das kosmopolitische Weltküssen im Frühling von 1848 in den plastischen Attitüden gefunden, welche die große Komödiantin und häßliche Jüdin Rachel im Theater Français zum Besten gab, mit der Trikolore gestikulirend und die Marsellaise deklamirend, — auch so eine Freiheitsmuse, welche von den Sünden der Monarchie fett geworden war.

Der Sieg der „honetten" Republik über die „rothe" am 25. Februar ist jedoch nur ein zweifelhafter gewesen; denn die provisorische Regierung ließ sich ja an diesem Tage, um, wie sie glaubte, dem Proletariat gerecht zu werden, dieses Dekret entreißen: — „Die provisorische Regierung der französischen Republik verpflichtet sich (s'engage), die Existenz des Arbeiters mittels der Arbeit zu gewährleisten (à garantir). Sie verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu verschaffen. Sie anerkennt, daß die Arbeiter berechtigt sind, sich unter einander zu verbünden, um des gerechten Nutzens ihrer Arbeit zu genießen. Die provisorische Regierung zuerkennt den Arbeitern die verfallene Million der Civilliste des Exkönigs."

Allerdings war die Noth zur Stunde groß unter dem pariſer Proletariat und die proviſoriſche Regierung mußte ſich, wie die Sachen lagen, zur Beibringung eines Beweiſes gedrungen fühlen, daß diesmal die Revolution nicht nur durch das Volk, ſondern auch für das Volk gemacht worden ſei. Allein bei alledem war das Dekret doch vom Uebel. Es lag darin der Keim der unſeligen Nationalwerkſtätten, es beſtärkte die Arbeiter in dem durch die verrückten ſozialiſtiſchen Schreier ohnehin ſchon ſattſam verbreiteten Irrwahn, der Staat ſei eine Wunderkuh, welche man nur zu melken brauche, um den Topf, und was für einen Topf! ſtets voll Milch zu haben. Nicht als ob die verſtändigeren Arbeiter dieſen Blödſinn nicht erkannt und verworfen hätten; allein das zwar undemokratiſche, jedoch ſehr wahre Wort Schillers:

„Verſtand iſt ſtets bei Wenigen nur geweſen!“

gilt nicht weniger von den arbeitenden Klaſſen als von den genießenden. Zudem konnte es gar nicht fehlen, daß jedes Zeichen, auch das leiſeſte, vom Vorhandenſein ſozialdemokratiſcher Tendenzen im Schooße der Regierung für die geſammte Bourgeoiſie, für den Groß- wie für den Kleinbeſitz zu einem Schreckensſignal werden mußte, welches die geſchworenen Feinde der Republik, die zahlloſe Bande der Nutznießer monarchiſcher Mißbräuche, die Schranzen des Königthums und die Prieſter des goldenen Kalbes, die ganze am 24. Februar in alle Winde geſtäubte Horde der Korrupten vortrefflich im Sinne und zu Gunſten des Rückſchritts auszubeuten wußten, — ſo auszubeuten wußten, daß wenige Wochen ſpäter dem franzöſiſchen und dem europäiſchen Philiſter — und der Philiſter zählt nach Millionen — als unentwegliches Dogma galt, das ſchreckliche Wort Republik, obzwar nur dreiſylbig, bedeute Plünderung, Raub und Mord, Gütervertheilung, Weibergemeinſchaft, Guillotinepermanenz, kurz, alle möglichen wie auch alle unmöglichen Beſtialitäten und Kanibalismen.

Natürlich ließen ſich — man kennt ja die menſchliche Niederträchtigkeit — die ſämmtlichen Verleumder, Haſſer und Todfeinde

der Republik dadurch nicht abhalten, mit keuchender Beeiferung zur Anerkennung der Republik ſich herbeizudrängen und ihre Anhänglichkeit an dieſelbe zu betheuern. In Wahrheit, ſelten oder nie hat die Feigheit und Falſchheit der Menſchen glänzender ſich geoffenbart, als hier geſchah. Alle Stände und Parteien wetteiferten in dieſer Anerkennung und in ſolchen Betheurungen. Generalität, Admiralität, Prälatur, Bureaukratie, Konſtitutionalismus, Orleanismus und Legitimismus (von den Berryer und Polignac an bis herab zu den Hauptjeſuiten Montalembert und Falloux), nicht zu vergeſſen den Bonapartismus, alles und alle huldigten der Republik und die Pfaffen ſangen aus voller Kehle: „Domine, salvam fac rempublicam!“ Alle die Volksfeinde ergoſſen ſich auch in bombaſtiſchen Lobpreiſungen der Großmuth, Uneigennützigkeit und Redlichkeit des Volkes. Nämlich öffentlich; denn im Geheimen und unter ſich ſignaliſirten ſie jeden Arbeiter als Plünderer und Todtſchläger, jeden Proletarier als Räuber und Mörder. Es half nichts, auf die Thatſache hinzuweiſen, daß die Bluſen die Schätze der eroberten Tuilerien unberührt gelaſſen hatten; ſowie auf die nicht weniger ſprechende, daß die Bank von Frankreich am 24. Februar in den Händen der Inſurgenten geweſen und nicht im Geringſten gefährdet worden war; ebenſo, daß die Kaſſendiener der Bank am 25. mit vollen Geldſäcken über die Straßen gingen, ohne daß bei noch vollſtändiger „Anarchie“ auch nur ein einziger Verſuch, einen dieſer Geldſäcke anzutaſten, vorgekommen wäre. Die ruchloſen Inſinuationen der Royaliſten auf der einen, die unbeſonnenen Demonſtrationen der Sozialiſten auf der andern Seite machten den Bourgeois zu einem ſiebenfach potenzirten, machten ihn zu einem Angſtphiliſter, der nichts mehr ſah, hörte, roch und ſchmeckte als das „rothe Geſpenſt“, der blind und taub wurde für alle Vernunft und Wahrheit und bereit war, aus lauter Feigheit tapfer, aus blaſſer Furcht brutal und aus purer Angſt grauſam zu werden.

4.

„Panem et circenses", Brot und Spektakel dem Volke zu bieten, das mußte die provisorische Regierung als ihre dringlichste Aufgabe erkennen und sie hat sich redlich angestrengt, derselben zu genügen. Die Spektakel begannen mit der feierlichen Verkündigung der Republik am Fuße der Julisäule auf dem Bastilleplatz am 27. Februar, bei welchem Anlaß ein Hunderttausend Bürgerwehrleute und bewaffnete Blusen paradirten. Das Verhältniß zwischen den beiden Klassen, zwischen Bourgeois und Ouvriers, erschien an diesem Tage noch als ein ganz vortreffliches, äußerlich angesehen nämlich. Denn innerlich hatte der Fraternité-Schwindel bereits ein großes Loch bekommen.

In Wahrheit, der Argwohn der Besitzenden war schon in hohem Grade wachgeworden und die Mehrheit der provisorischen Regierung gab demselben beförderlich Ausdruck mittels einer Maßregel, deren wahren Sinn zunächst nur die Eingeweihten begriffen. Diese Maßregel war die Schaffung der sogenannten „Mobilgarde", wodurch der unliebsamen Thatsache der Volksbewaffnung ihre gefährlichste Spitze abgebrochen werden sollte und wirklich abgebrochen wurde. Die Blüthe der pariser Straßenjugend, das beweglichste und krakeellustigste Element des Proletariats, etwa 24,000 Bursche im Alter von 15—20 Jahren wurden zu 24 Bataillonen soldatisch organisirt, um den Sicherheitsdienst in der Hauptstadt zu thun. Es war dies ein sehr geschicktes „Abschöpfen des Revolutionsschaums" und hat die Mobilgarde die von ihr gehegten Erwartungen sogar noch weit übertroffen. Diese Kinder des Proletariats haben ja mit größter Hingebung und Tapferkeit die Interessen der Bourgeoisie verfochten.

Was das „Brot" angeht, so war es freilich schwieriger zu beschaffen als die „Spektakel". Aus allen den wohlgemeinten Veranstaltungen, welche die Regierung traf, um für Arbeit und

Nahrung zu ſorgen, ſetzte ſich nur die unſelige Rutſchbahn zuſammen, auf welcher die junge Republik in den Abgrund der Junikataſtrophe hinunterrollte. Unter der Maſſe von Dekreten, welche in den letzten Februartagen vom Regierungsſitz im Stadthauſe ausgingen — eins derſelben ſtellte die republikaniſche Deviſe „Liberté, égalité et fraternité“ wieder her, ein anderes befahl die Veräußerung der Krondiamanten und der Güter der Civilliſte, ein drittes ſchaffte die Adelstitel ab, u. ſ. w. — war auch eins, welches eine permanente Regierungskommiſſion „pour les travailleurs“ errichtete, die den ziemlich nebelhaften Auftrag erhielt, „das Loos der Arbeiter zu verbeſſern“. Der Sozialismus lag nun einmal ſo ſehr in der Luft, daß auch die allen ſozialiſtiſchen Experimenten grundſätzlich abgeneigte Mehrheit der proviſoriſchen Regenten ſeinen Einwirkungen nicht ſich zu entziehen vermochte. Die Minderheit vollends athmete dieſe Einwirkungen eifrigſt ein und insbeſondere fiel es dem, von Albert ſekundirten Louis Blanc, dem „Miniſter des Vorſchritts (ministre du progrès)“, zu, die Doktrin der Verbeſſerung des Looſes der arbeitenden Klaſſen zu lehren und das Problem einer ſogenannten „Organiſation der Arbeit“ theoretiſch zu löſen. Zu dieſem Ende ſaß er dem „Arbeiterparlament“ vor, welches, aus 250 Abgeordneten aller pariſer Gewerbe — auch aus 3 Abgeordnetinnen — beſtehend, in dem prächtigen Sitzungsſal der weiland Pairskammer zuſammentrat und in dieſer Umrahmung das abſonderlichſte Bild einer ſehr gemiſchten Geſellſchaft darbot. Während man hier eines jener qualvoll uralten und ewigjungen Räthſel, eine jener großen Fragen, —

„Worüber ſchon ſo manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andre
Arme ſchwitzende Menſchenhäupter,
Und worauf nur ein Narr Antwort erwartet“ —

die Frage, wie der Herr Geld mit der Magd Arbeit glücklich zu

verheiraten wäre, mittels mehr oder weniger verständiger Erörterungen und Debatten „studirte" und theoretisch zurechtzulegen unternahm, that die Regierung anderwärts einen weiteren Schritt auf diesem unsicheren Terrain, einen praktischen Schritt, d. h. einen ungeheuer großen Fehlschritt. Sie ließ nämlich in Folge des erwähnten unsinnigen Erlasses vom 25. Februar durch den Minister der öffentlichen Arbeiten, durch Marie (also nicht, wie man lange gelogen hat, durch Blanc) die Staatswerkstätten („ateliers nationaux") einrichten, in welchen sich nach und nach an 70,000 Arbeiter oder vielmehr Nichtarbeiter zusammenfanden, um auf Staatskosten zu faulenzen. Denn nicht etwa Asyle für die redlichen und fleißigen Proletarier waren diese Staatswerkstätten, sondere Sammelplätze für die Masse der faulen und lüderlichen, was freilich nicht ausschloß, daß Hunderte auch von braven Arbeitern, welche die äußerste Noth in die Staatswerkstätten trieb, in denselben allmälig an ein müssiges Taugenichtsdasein gewöhnt wurden. Selbstverständlich waren es auch diese heillosen Anstalten, deren Errichtung ebenso eine Sünde wie ihre spätere plötzliche Aufhebung eine berechnete Grausamkeit gewesen ist, ja, diese Anstalten waren es, wo die tollsten Ausgeburten des Kommunismus zu jeder Stunde auf Massen von Rekruten mit Sicherheit rechnen konnten.

Die provisorische Regierung, auf keinem festen Prinzip fußend, in sich gespalten, nach verschiedenen Polen hingezogen, versuchte, wie das ja der Unzulänglichkeit und Schwäche gar häufig begegnet, das Allerschwierigste zu vollbringen, d. h. allen Parteien gerecht zu werden und zu gefallen. Den einzigen rettenden Gedanken hat sie niemals auch nur von ferne in's Auge zu fassen gewagt, den Gedanken, daß die Republik nur auf den Trümmern der vollständig zu vernichtenden Regierungsmaschine der Monarchie wirklich, wahr- und wesenhaft begründet werden könne. Freilich, das Franzosenthum, wie es nun einmal ist, leidet an dem organischen Fehler, das Wesen der freien Selbst-

beſtimmung des Menſchen gar nicht zu verſtehen: es wird daher nie einen auch nur halbwegs glücklichen und dauernden Verſuch machen, die Idee des demokratiſchen Selfgovernments zu verwirklichen. Sowie aber die Republik von 1848 drei Dinge ſo beſtehen ließ, wie ſie dieſelben von der Monarchie überkommen hatte, die Centraliſation der Verwaltung, die Omnipotenz von Paris und das ſtehende Heer, war ſie ſchon verloren.

Die Arme friſtete eben ihr flüchtiges Daſein nur durch ſchwächliche Konceſſionen. Hatte die proviſoriſche Regierung dem Proletariat das Arbeiterparlament und die Staatswerkſtätten bewilligt, ſo machte ſie jetzt der Bourgeoiſie, welche davor zitterte, die Republik von 1848 könnte die kriegeriſche Propaganda der Republik von 1793 wieder aufnehmen wollen, das Zugeſtändniß, das berühmte Friedensmanifeſt vom 7. März an Europa zu richten, womit dann freilich wieder die Armee unſanft vor den Kopf geſtoßen wurde. Das Manifeſt war von Lamartine verfaßt und könnte, wenn ſtatt in Proſa in Verſen geſchrieben, ganz gut in den „Méditations“ oder „Harmonies“ des Poeten ſtehen. Dieſes Stück lyriſcher Diplomatik oder diplomatiſcher Lyrik ſagte den europäiſchen Machthabern: Thut ihr uns nichts, ſo thun wir euch auch nichts. Wir anerkennen zwar nicht mehr den Rechtsbeſtand, wohl aber den Thatbeſtand der Verträge von 1815 und unſere Republik wird nur auf moraliſche Eroberungen ausgehen.

Derweil geſtalteten ſich aber die Verhältniſſe in Paris ſo, daß es doch wieder ſehr fraglich wurde, ob ſich nicht bald die Nothwendigkeit herausſtellen werde, dem noch in voller Arbeit befindlichen Revolutionsvulkan eine Gelegenheit zu eröffnen, ſeine Lava nach außen zu ergießen. Eine zügelloſe Preſſe rüttelte an den Grundveſten alles Beſtehenden und das ganz Paris überwuchernde Klubbweſen ſtellte die Möglichkeit des Beſtehens irgendeiner Regierung mehr und mehr in Frage. Zu Ende des März gab es 150 Klubbs, im April mehr als 300, Klubbs für alles und alle, ſogar einen „republikaniſchen Centralklubb für

die Taubſtummen Frankreichs" und unter den Damenklubbs einen „Frauemanzipationsklubb" und einen „Klubb der Veſuverinnen (Vésuviennes)". Die eigentlich revolutionären Vereine machten entſetzlich viel Lärm, waren aber ſo ziemlich alle nur klägliche Nachäffungen ihrer Vorbilder während der erſten Revolution. Einen Danton, einen Robespierre oder auch nur einen Desmoulins hat das pariſer Klubb-Weſen oder Unweſen von 1848 nirgends hervorgebracht. Wir leben ja überhaupt im Zeitalter der Mittelmäßigkeiten. Der gefürchtetſte Klubb war die „Société républicaine centrale" in der Rue de Grenelle St. Honoré, welche gleich nach ihrer Gründung Einheimiſchen und Fremden für den wiedererſtandenen Jakobinerklubb galt*). Präſident war Auguſt Blanqui, der ſkrupelloſeſte aller Fanatiker, der gefährlichſte und zäheſte aller Verſchwörer, der wüthendſte aller Haſſer des Beſtehenden und dabei nichts weniger als ein „vir integer". Dem „Club de la révolution" ſaß Armand Barbès vor, der ſtandhafteſte Idealiſt ſeines Landes und einer der bravſten, uneigennützigſten und liebenswürdigſten Menſchen ſeiner Zeit, welcher kein Opfer, keine Gefahr und kein Leiden geſcheut hat, wo es galt, für ſein Ideal der ſozialdemokratiſchen Republik einzutreten, deſſen Schwärmerei und Gutmüthigkeit aber vielfach von Demagogen unlauterſter Sorte mißbraucht worden ſind. In der „Société fraternelle centrale" predigte der Chemiker Raſpail ſeinen abſtruſen Sozialismus und im „Club icarien" leierte Cabet ſeinen konfuſen Kommunismus her. Wenn alle Gänſe der Erde gerupft und jede Gänſefeder von einem Schreiber in Bewegung geſetzt worden wäre, dennoch hätten ſie alle mitſammen die Maſſe des in den 300 pariſer Klubbs binnen 3 Monaten produzirten Un- und Blödſinns nicht niederzuſchreiben vermocht.

*) Schon in einer Depeſche Delley's vom 29. Februar heißt es, die „Société centrale républicaine" ſei beſtimmt, „à remplacer celui des Jacobins." S. V. A.

Wenn nun schon die in diesen 300 Vereinen grassirende Schwatzcholera vom Unheil war, weil sie die Leute an Müssiggang und an den Wahn gewöhnte, daß sie durch Herbrüllen oder Anhören souverainen Unverstandes eine patriotische Pflicht erfüllten, so griff der Klubbismus noch unheilvoller in die Entwickelung der Dinge ein, wenn er sich nicht auf das Schwatzen und Klatschen beschränkte, sondern handeln zu müssen glaubte. Die Gerechtigkeit gebietet zu sagen, daß diesem Trieb, zu handeln, der unzweifelhaft richtige Gedanke zu Grunde lag, daß die provisorische Regierung nicht das Zeug habe, die Republik zu begründen. Daneben aber hatten sich die Häuptlinge der Klubbisten in den Wahn verbissen, die Ersetzung dieser Regierung durch eine wohlfahrtausschüßliche Diktatur würde unfehlbar zum Ziele führen, während sie noch dazu in Betreff der Person des zu kürenden Diktators oder der Mitglieder des zu bestellenden Diktatoriums im höchsten Grade uneinig waren. In Wahrheit, die sogenannten „Rothen" zerfielen in unendlich viele Farbenschattirungen, waren einander wie Gift und Galle zuwider, und wenn der Republikanismus, als dessen verschiedene Spitzen die „Citoyens" Ledru, Blanc, Flocon, Caussidière, Barbès, Sobrier, Huber, Blanqui, Proudhon, Raspail, Cabet, Thoré vorragten, einen augenblicklichen Sieg über die „trikoloren" Republikaner und über die Monarchisten erlangt hätte, so würden sofort seine einzelnen Fraktionen wüthend unter einander sich zerfleischt haben.

Als seinen Haupthebel hat der Klubbismus bekanntlich die Massendemonstrationen angesetzt, welche aber die beabsichtigte Wirkung nicht thaten. Im Gegentheil! Denn sie riefen alle Besorgnisse der Besitzenden stets von Neuem wach; sie verhinderten, weil sie das Geld in seine Schlupfwinkel zurückschreckten, das Wiederaufleben von Handel und Wandel; sie befestigten und verhärteten die Bourgeoisie in der Ueberzeugung, daß einem Zustande, der täglich und stündlich Alles in Frage stelle, um jeden Preis ein Ende gemacht werden müsse; sie verstärkten die

Angſtmannſchaft der Spießbürgerei unermeßlich und erfüllten dieſe Angſtmannſchaft mit dem Muth und mit der Wuth der Verzweiflung. Das thörichte Kokettiren der Demagogen mit dem Proletariat, der myſtiſche Kultus, welchen ſie dem Abſtraktum „Volk“ (peuple) widmeten, die Schroffheit, womit ſie dieſen ganz willkürlich gemachten Volksbegriff als trennenden Keil in die nationale Geſammtheit hineintrieben, das alles mußte nothwendig zur Folge haben, daß die gebildeten und beſitzenden Klaſſen feſt und feindſelig gegen das „Volk“ ſich zuſammenſchloſſen. Auch ſollte ſich bald zeigen, daß ſie die Stärkeren waren. Die Bürgerwehr, insbeſondere die der reichen und eleganten Stadtquartiere, zog ſich entſchieden von aller Gemeinſchaft mit den Bluſen zurück, reihte ſich dicht um die proviſoriſche Regierung, als die einzige konſtituirte Autorität, und befliß ſich bei jeder Gelegenheit, ihre frühere Allianz mit der ſchmollenden Armee wieder herzuſtellen, was auch gelang. Die Mehrheit der proviſoriſchen Regierung ihrerſeits trug Sorge, das bedeutende Machtmittel, welches ſie in der Armee und Nationalgarde beſaß, noch beträchtlich zu mehren und zu ſtärken durch Hinzufügung der Mobilgarde, welcher ſie geſchickt ſchmeichelte, nicht allein mit Worten, ſondern auch mit materiellen Begünſtigungen.

Mit ſtarrenden Augen und klingelnden Ohren, bleich vor Furcht, verſteinert vor Schrecken hatte die Bourgeoiſie mit angehört, wie Proudhon, ein Querkopf von Haus aus, den das Studium der hegel'ſchen Philoſophie noch mehr verquert und verdreht hatte, in ſeinem Journal „Représentant du peuple“, den alten Sieyès karikirend und traveſtirend, dieſes Frage- und Antwortſpiel getrieben: „Was iſt der Arbeiter? Nichts. Was ſoll er ſein? Alles. Was iſt der Kapitaliſt? Alles. Was ſoll er ſein? Nichts.“ Jetzt aber hatte ſie ſich von ihrem Starren und Entſetzen wieder erholt. Sie bewies das ſchon bei Gelegenheit der klubbiſtiſchen Maſſendemonſtration vom 17. März, noch mehr aber und nachdrücklicher bei der vom 16. April. An dieſem

Tage gab die Bourgeoisie auf die proudhon'sche Frage: „Was ist das Kapital?“ ihre Antwort, die Antwort: „Das Kapital ist der Herr der Arbeit“. Daß die „Rothen“ am 16. April die provisorische Regierung mit Gewalt hätten stürzen wollen, ist unerwiesen und nicht einmal wahrscheinlich. Gewiß aber ist, daß die Nationalgarde einen Eifer entwickelte, welcher unbefangenen Beobachtern auffiel und dessen Sinn nicht mißzuverstehen war*). An diesem Apriltage hat die Bourgeoisie noch nicht der Republik, wohl aber nicht allein dem Sozialismus und Kommunismus, sondern auch der Demokratie den Krieg auf Leben und Tod erklärt.

Um den düstern Eindruck dieser Thatsache zu verwischen, ließ die Regierung vier Tage später, am 20. April, die wohlarrangirte Komödie eines sogenannten „Bruderschaftsfestes“ in Scene gehen. Bei diesem Fahnenweihefest zogen in festlichem Waffenschmuck 300,000 Mann auf, lauter „Brüder“, die sich zwei Monate später in wüthendem Mordkampf auf einander warfen. Uebrigens wurde, was an dem republikanischen Bruderschaftsschwindel sei, schon früher offenbar, schon drei Tage nach dem Fest vom 20. April. Denn am Ostersonntag begannen die Wahlen zur Nationalversammlung, deren Gesammtresultat ja nichts anderes gewesen ist als eine Kriegserklärung gegen die Republik, obzwar dieselbe amtlich noch verschwiegen wurde.

Die provisorische Regierung hatte schon am 5. März die Wahlen zur konstituirenden Nationalversammlung ausgeschrieben, auf Grund des allgemeinen und direkten Stimmrechts, so daß

*) Depesche Delley's vom 17. April: „Toutes les légions de la garde nationale de Paris et de la banlieue sont accourus pour prêter main forte an gouvernement dans le cas où il en aurait besoin: cet élan spontané avait quelque chose de vraiment imposant et surtout il a dû prouver d'une manière evidente, aux meneurs combien leurs utopies sont peu goutées par la généralité de la population qui est vraiment lasse de démonstrations et de désordre.“ S. B. A.

jeder unbescholtene Franzose nach zurückgelegtem 21. Lebensjahre wählbar war. Auf je 40,000 Einwohner sollte ein Deputirter kommen, so daß die Gesammtzahl derselben, Algier und die übrigen Kolonien inbegriffen, ungefähr 900 sein würde. Jeder Abgeordnete sollte während der Dauer der Sitzungen ein Taggeld von 25 Francs erhalten. Paris nun und das Seinedepartement wählten ihre 34 Vertreter ganz im Sinne des 24. Februar, d. h. im Sinne der „honetten" Republik, ein schlagender Beweis, daß zu Ostern der Royalismus in der Hauptstadt noch nicht wieder obenauf war. An der Spitze der Vierunddreißig stand mit 259,800 Stimmen Lamartine, am Ende mit 104,871 Lamennais. Der Erstere war noch in 9 anderweitigen Wahlkollegien gewählt worden und hatte im Ganzen 2,300,000 Stimmen auf sich vereinigt; aber, ach, wie bald und wie rasch sollte er von diesem stolzen Gipfel seiner Popularität herabstürzen! Der Klubbismus unterlag bei den pariser Wahlen vollständig; keiner seiner Häuptlinge erhielt mehr als 20,000 Stimmen. Das Wahlergebniß in den Provinzen kündigte die Reaktion gegen die Februarrevolution deutlich an; denn obzwar da und dort ein „Rother" durchgegangen, bestand die überwiegende Mehrheit der Gewählten keineswegs aus „dreifarbigen" Republikanern, sondern vielmehr aus Orleanisten, aus Legitimisten und (freilich in weit geringerem Maße) aus Bonapartisten. Die letzteren rührten sich übrigens sehr eifrig und emsig. Sie hatten das richtige Vorgefühl, daß ihre Zeit gekommen sei oder doch bald kommen werde. Natürlich gebärdeten sie sich vorerst als eifrige und eifrigste Republikaner. Verschiedene Prinzen vom Hause Bonaparte versicherten die Republik und die provisorische Regierung ausdrücklich ihrer „wärmsten Anhänglichkeit". Auch der Sohn von Hortense Beauharnais war schon am 28. Februar nach Paris gekommen, natürlich nur zu dem Zwecke, um der provisorischen Regierung seine Hingebung (son „dévouement") zu bezeugen. Auf einen Wink der Regierung hin hatte der Held von

Straßburg und Boulogne wieder nach England sich zurückbegeben, um, wie er erklärte, „der Befestigung der republikanischen Staatsform nicht durch seine Person hinderlich zu sein.“ Dann schlug Louis Bonaparte, sich kostbar machend, eine Wahl in die Nationalversammlung zunächst aus, sagte aber zur Marchioneß Douglas, seiner Verwandten von Karlsruhe her: „Bevor ein Jahr um ist, stehe ich an der Spitze der Regierung von Frankreich ....“

Donnerstags den 4. Mai trat die Nationalversammlung im Palais Bourbon zusammen. Warum die Monarchisten ihre offenkundige Mehrheit nicht sofort geltend zu machen versuchten, ist sehr leicht zu erklären. Die Herren hatten bewegliche Gründe, einstweilen die republikanische Maske vorzustecken. Erstens stand ja noch das „Volk“ von Paris für die Republik kampfbereit und unbesiegt unter den Waffen und zweitens waren die Royalisten über das Wie der Wiederherstellung des Königthums unter sich ganz zerfahren, zerfallen und gespalten. Man mußte — „mel in ore, fraus in corde“ — die Republik sanft und sachte todtintrikiren. Das Uebrige würde sich mit der Zeit schon finden.

Die provisorische Regierung legte ihre Gewalt in die Hände der Nationalvertretung nieder und diese erklärte mit allen gegen eine Stimme (die von Barbès), daß sich jene um das Vaterland verdient gemacht habe. Dann verschritt die Versammlung zur Wahl einer provisorischen Exekutivkommission („commission exécutive“), welche 5 Mitglieder zählen, als oberste Behörde die Minister ernennen und überhaupt die Regierung fortführen sollte, bis die Verfassung des Landes zum Abschluß gebracht sein würde. Diese Exekutivkommission wurde von 774 Votanten bestellt aus Arago (mit 725 Stimmen), Garnier-Pagès (715), Marie (702), Lamartine (645) und Ledru-Rollin (458). Der einzige wirkliche Republikaner unter den Fünfen war also schon nur noch als der Letzte gewählt worden und Lamartine, der gestern noch vergötterte Lamartine schon nur noch als der Vorletzte. Es war eine tödtliche Beleidigung für den eitelsten der Lyriker und

ſicherlich von Seiten der Bourgeoiſie eine grelle Undankbarkeit. Aber die Citrone war ja ausgepreßt, warum ſollte ſie nicht weggeworfen werden?

Dem Proviſorium alſo machte der Zuſammentritt der Nationalvertretung keineswegs ein Ende. Im Gegentheil, Jedermann fühlte, dachte, ſagte jetzt mehr als je: Alles proviſoriſch! Im Uebrigen trug die Mehrheit der Verſammlung ihre Maſke mit ſolchem Anſtand, daß fremde Diplomaten, die nicht zu den dümmſten gehörten, nach Hauſe berichteten, dieſe Mehrheit ſei der Republik aufrichtig zugethan *).

Sie hatte das auch am 4. Mai feierlich betheuert. Um 5½ Uhr Abends erſchien die proviſoriſche Regierung inmitten der Repräſentanten Frankreichs auf der Plattform der großen, der Concordebrücke gegenüber gelegenen Freitreppe des Palais Bourbon, um Angeſichts einer ungeheuren Volksmenge zu verkündigen, daß die Verſammlung ſo eben einmüthig und einſtimmig die Republik anerkannt habe.

Und als nun das „Vive la république!“ hunderttauſendſtimmig zu ihnen emporbrauſ'te, da hoben die Mitglieder der Nationalverſammlung, alle, alle, nicht allein die Republikaner, ſondern auch die Orleaniſten, Legitimiſten, Bonapartiſten und Jeſuiten alle, alle die Hände zum bekräftigenden Schwur empor.

Weithin roch es nach Meineiden.

---

*) So verſichert auch Delley in ſeiner Depeſche vom 11. Mai, daß die Mehrheit der Nationalverſammlung die Republik wolle („qu'elle veut la république“). S. B. A.

IV.

Des Liberalismus Wonnemond.

1.

Schrecken, ein lähmender, geradezu memmenhafter Schrecken auf der einen und Hoffnung, eine überschwängliche, geradezu närrische Hoffnung auf der andern Seite, das war es, was der Wetterschlag des Frühgewitters vom 24. Februar unmittelbar wirkte. Die Machthaber zitterten vor Furcht, die Völker zappelten vor Freude. Wenn nicht gerade für alle Welt ein Wonnemond, so ist der März von 1848 doch wenigstens ein Wundermonat gewesen. Denn Märchenhaftes wurde da zu alltäglicher Wirklichkeit, Unerhörtes und Beispielloses so gemein wie Brombeeren. Die Könige bekamen plötzlich Ohren, die Pfaffen wurden bescheiden, die Polizisten höflich und alle Welt wollte nicht nur liberal und patriotisch sein, sondern auch von jeher, schon im Mutterleibe es gewesen sein. Wer damals die Augen eines Mephisto im Kopfe gehabt hätte! Er hätte vor Schadenfreude aus der Haut fahren müssen. Denn was für fabelhafte Narrensprünge machten da die Menschen-Marionetten an den Drähten des Demiurg-Aristophanes! Der fabelhafteste vielleicht ist der Traum von einer deutschen Republik gewesen, maßen ja die gelehrten Deutschen das Königthum erfinden würden, so es noch nicht erfunden wäre, damit sie doch ja das Vergnügen hätten,

Abrechnung der Polen. Denn die Czechen und Südslaven haben, nach einem kurzen Anlauf der ersteren in entgegengesetzter Richtung, bekanntlich gegen das moderne Freiheitsprinzip Partei ergriffen, haben sich zur Bekämpfung desselben mit der wiener Hofburg verbündet und haben daneben mehr oder weniger laut verkündigt, daß ihr Endziel ein russisch-panslavisches Czarenthum sei, welches der verhaßten, weil antilausewenzel'schen, Kamm und Seife handhabenden, frischgewaschene Hemden fordernden und überhaupt auf Vermenschlichung ganzer oder halber Barbaren ausgehenden deutschen Kultur ein Ende machen soll. Freilich findet, wie nicht verschwiegen werden darf, wenigstens der unter den slavischen Stämmen Oestreichs grassirende Haß gegen die deutsche Kultur seine ausreichende Erklärung darin, daß dieselbe den Slaven in der weit mehr abstoßenden als anziehenden Form schwarzgelber Beamtenrüpelei nahegetreten ist, obzwar die Deutschösstreicher ihrerseits behaupten, die rüpelhaftesten aller schwarzgelben Beamten seien von jeher böhmakischen, hannakischen und slovakischen Ursprungs gewesen. Im Uebrigen offenbarte sich die Romantik der slavischen Bewegung von 1848 auch darin, daß das Rückwärtsstreben zur heiligen Wenzelskrone und anderen altslavischen Antiquitäten und Kuriositäten ein Hauptgewicht auf theatralische Aeußerlichkeiten, Nationaltrachtenfirlefanz und dergleichen Kindereien mehr gelegt hat.

Hierin gerade verrieth sich die slavische Halbkultur deutlich genug. Während nämlich der kultivirte Europäer nicht daran denkt, eine andere Tracht anzuthun als eben die europäische oder vielmehr amerikanische, wie sie sich aus dem Anzug, in welchem Benjamin Franklin am Hofe von Versailles erschien, entwickelt hat, begehrt der nicht- oder halbkultivirte eine besondere „Nationaltracht", bunte Farben, mittelalterlichen Schnitt, Borten und Troddeln, Glimmer- und Glitzerzeug. Und noch etwas verrieth sich hiebei: der das Slaventhum kennzeichnende Mangel an Originalität und Produktivität. Das konnte so recht wahr-

nehmen, wer im Frühjahr oder Sommer von 1848 die richtigen „Nationalczechen" in den Straßen von Prag herumsteigen sah. Der klägliche Mummenschanz war aus aller Welt zusammengepumpt, aus Ungarn, aus Rußland, aus Polen, aus Spanien, aus der Türkei, und zwar zusammengepumpt noch dazu durch einen verlaufenen deutschen Theaterschneidergesellen, welcher, wie es hieß, dieses slavische „Nationalkostüm" erfunden hatte.

Die Deutschen wurden durch die dritte Revolution Frankreichs in einen unübersehbaren Wirrwarr von Anschauungen und Stimmungen geworfen. Nur Eins ist aus diesem Wirrwarr sofort deutlich hervorgetreten: die gänzliche moralische Unreife und die gänzliche politische Unmündigkeit der Massen, und zwar der Massen bis hoch hinauf. In den verworrenen Kundgebungen derselben überwog jedoch das freiheitliche Bedürfniß das nationale weit. Jedermann weiß — d. h. jedermann, wer überhaupt zu den Wissenden gehört und sich keinen blauen Dunst vormacht — daß die Bevölkerungen Deutschlands ein naturwüchsiges Nationalgefühl, ein elementares Nationalbewußtsein *nicht* besitzen. Sie sind von Haus aus nur Schwaben, Baiern, Oestreicher, Hessen, Sachsen, Preußen, sowie auch Flachsenfinger und Krähwinkeler; Deutsche werden sie erst auf dem Wege der Reflexion, folglich der Bildung. Redet mal einem mit dem schwarzen Staar glaubenseiniger Stupidität behafteten Tiroler oder einem mecklenburgischen, mit dem Halseisen der Hörigkeit zur Welt gekommenen Taglöhner oder auch einem im Fett seiner Schinken erstickenden westphälischen Bauer oder einem zur Verkörperung der Bieridee gewordenen Altbaier von seinem Deutschthum und alle Viere werden euch anglotzen, als hielten sie euch für nicht ganz richtig im Kopfe. Die mittelalterliche Reichsverfassung hat zur Schaffung eines deutschen Nationalbewußtseins so viel wie nichts gethan, und wenn zur Reformationszeit einzelne erleuchtete Patrioten, vor allen der arme Hutten, die Vorstellung von einer „deutschen Nation" betonten, so waren das Stimmen von Pre-

digern in der (theologiſchen) Wüſte. Erſt Klopſtock und die Hainbündler haben die Deutſchheit zu einem bevorzugten literariſchen Motiv erhoben und haben ein deutſches Nationalbewußtſein den Gebildeten dichteriſch zu vermitteln und annehmlich zu machen geſucht und gewußt. Die Anfänge Göthe's ſtreiften bekanntlich ebenfalls an dieſe Richtung, ſpäter jedoch iſt Wolfgang der Einzige als der vollendete Weltbürger, welcher er war, der ſtandhaften Ueberzeugung geweſen: —

„Zur Nation euch zu bilden, ihr Deutſchen hofft es vergebens!“

Allein der vornehme göthe'ſche Kosmopolitismus ward in den Hintergrund gedrängt durch die unwiderſtehlich durchſchlagende patriotiſche Tendenz von Schillers Johanna und Tell. Dazu kamen dann die Wirkungen der Reden Fichte's, kam die Vergoldung und Karfunkeliſirung des deutſchen Mittelalters durch die Romantiker, endlich die patriotiſche Lyrik der widernapoleoniſchen Kriegszeit, die Verherrlichung eines abſtrakten Deutſchthums durch die Kleiſt, Schenkendorf, Körner und Arndt. Von da ab hat es allerdings ein deutſches Nationalgefühl und Nationalbewußtſein gegeben, aber ein auf dem Wege literariſcher Entwickelung künſtlich gewonnenes, kein angeborenes, ſondern nur ein anempfundenes und deßhalb vorerſt auf die gebildeten Kreiſe beſchränktes. Dieſe Thatſache erklärt auch den Umſtand, daß Deutſche von Un- oder Halbbildung, ſowie ſolche vom Gaunerorden, ſo leicht ſich entdeutſchen und daß ein deutſcher Ochſe ſich in einen Ochſyány magariſirt, ein deutſcher Eſel zum Eſelinsky ſich czechiſirt und ein deutſcher Schuft zum ruſſiſchen Schubiak wird. Daß das auf dem Wege einer höheren Kultur gewonnene deutſche Nationalgefühl von den gebildeten Kreiſen aus mehr und mehr in die Volkskreiſe ſich verbreitet, iſt Wahrheit; aber daß die Durchdringung aller Volksſchichten mit dem nationalen Gedanken bereits vollendet ſei, iſt Phantaſterei. Wer ſich des Jahres 1848 erinnert, wird wiſſen, welche Mühe es gekoſtet hat, den Maſſen auch nur die nationale Bedeutung des frankfurter

Parlaments begreiflich zu machen. Oder hätte der Volksinstinkt diese Bedeutung etwa nicht begreifen wollen, weil er nur allzu sehr begriff, was für ein Schwindel das Parlament?

2.

Die traurige Ehre, dieses Schwindels Erfinder zu sein, haben viele in Anspruch genommen. Ganz unrichtig ist die seiner Zeit weit verbreitet gewesene Meinung, er sei eigens in der Absicht erfunden worden, die deutsche Revolution zu hindern, aus einer halben eine ganze zu werden. Benützt ist er hiezu allerdings sehr stark worden, aber nicht erfunden. Denn er war schon vor dem Ausbruch der Bewegung da. Sein Vater war zweifelsohne der deutsche Liberalismus, seine Mutter die konstitutionelle Illusion und seine Säugamme die deutsche Vertrauensduselei.

Offiziell hat der Parlamentsgedanke seine Erscheinung schon vor der pariser Explosion vollzogen, schon am 12. Februar von 1848, obzwar in noch sehr bescheidener, in wickelkindlicher Form. Nämlich in Form des Antrags, welchen Herr Bassermann am genannten Tage in der Abgeordnetenkammer zu Karlsruhe gestellt hat, dahin gehend, den ganz klatterig gewordenen Bundestag in populärem Sinne zu renoviren, indem man demselben eine Art von deutscher Volksvertretung beigäbe.

Der badische Liberalismus ist, wie bekannt, in den 40ger Jahren der Flügelmann des deutschen gewesen. Er machte der ganzen Linie desselben die einzelnen Bewegungen des oppositionellen Exercitiums vor, mit etwelcher radikaler Uebertreibung, wie das eines richtigen Flügelmannes Art und Amt. Nicht etwa nur der Patriarch der badischen Opposition, der alte Itzstein, und die beiden jungen Heißsporne Hecker und Struve

galten für erklärte Republikaner, sondern auch der Herr Hofrath Welcker und der Herr Bankier und Buchhändler Bassermann, welche beiden Herren namentlich zur Zeit der deutschkatholischen Bewegung durch schäumende Wuthergüsse gegen Thron und Altar als superlativische Revoluzer sich manifestirt hatten. Später that sich dann der eine durch die patriotische Resignation hervor, womit er die annehmliche Besoldung eines Bundestagsgesandten sich gefallen ließ, und der andere durch seine patriotische Geschicklichkeit als Centralgewaltpostillon und Diätenberechner. Der badische Radikalismus hat übrigens seine Wünsche und Forderungen schon im Herbst von 1847 bestimmt und deutlich formulirt und zwar im September auf einem großen, fast schon wie eine Volksversammlung sich darstellenden Parteitag zu Offenburg, wo auch republikanische und sozialistische Anklänge („Selbstregierung des Volkes", „Volksbewaffnung", „Garantie der Arbeit von Seiten des Staats") schlagwörtlich aufschwirrten. Einen Monat später hat die durch Itzstein begründete und alljährlich wiederholte Zusammenkunft von Führern der Opposition in den verschiedenen deutschen Kammern und Kämmerchen zu Heppenheim stattgefunden und da ist das Parlamentsideekindlein förmlich und feierlich getauft worden, so daß es dann, wie schon gemeldet, vier Monate darauf Herr Bassermann im Ständehause zu Karlsruhe mit Ehren vorzeigen konnte. Deutsche Patrioten, die ein warmes Herz, aber kein Hirn besitzen, und deßhalb unserem Volke allerhand Eigenschaften, die es nicht hat und nie gehabt hat, andichten möchten, haben aus der Prämisse der Versammlungen zu Offenburg und Heppenheim den Schluß gezogen, in Deutschland würde es auch ohne das eindringliche Exempel der pariser Februarrevolution im Jahre 1848 „losgegangen" sein. Die Deutschen von sich aus, selbstherrlich, aus eigenem Antrieb, Wunsch und Willen eine Revolution machen? Das heißt denn doch der deutschen Treue und Redlichkeit einen argen Schimpf anthun.

Mit Reden allerdings waren die Deutschen diesmal den Franzosen zuvorgekommen. Noch mehr, es hatte sogar den Anschein gehabt, als wollte man in Deutschland dem allmälig immer stürmischer gewordenen Reformdrängen von unten herauf halbwegs von oben herab entgegenkommen. Hatte doch Friedrich Wilhelm der Vierte in seiner unruhigen Weise auch an dem wurmstichigen Ding von deutschem Bundestag gerüttelt. Er wollte denselben anders haben. Wie? ist freilich nie recht klar geworden, aber, kurzum, anders sollte das Ding werden —

„Sic volo, sic jubeo; sit pro ratione voluntas!“

Natürlich hatten diese königlich preußischen Rüttelungsversuche in der Hofburg und Staatskanzlei zu Wien nur ein moros verneinendes Achselzucken zur Folge gehabt, d. h. bislang, bis zum Eintreffen der Februarbotschaft aus Paris. Denn jetzo schien mit einmal auch Herr von Metternich zur Einsicht gekommen, es könnte doch wohl zu bedenken sein, ob es sich nicht als räthlich und thunlich empfehlen dürfte, zu untersuchen, ob man allfällig einige Vorbereitungen in Aussicht stellen sollte, welche darauf abzielten, die ferne Möglichkeit durchblicken zu lassen, daß man vielleicht, wenn alles wohl sich schickte, zu gelegener Zeit sich entschließen möchte, den Entwurf eines Plans zur Ueberweißung, theilweisen Neutapezirung und Lackirung des wurmstichigen Dings zu Frankfurt am Main in reifliche Ueberlegung und späterhin sogar in Vorberathung zu ziehen. Nicht sobald hatte der König von Preußen wahrgenommen, daß man in der Staatskanzlei in Wien zu solcher Höhe der Reformstimmung sich erhoben habe, als er auch schon seinen Vertrautesten, den Herrn Joseph, nicht Balsamo, sondern von Radowitz an Metternich entsandte, um zu vereinbaren, daß die deutschen Großmächte das Reformwerk zur Hand nähmen. Herr von Radowitz, welcher zum Hauptmacher der nationalen Wiedergeburt Deutschlands vortrefflich sich eignete, weil er in seiner mysterienhaften Person den wiener Ultramontanismus mit dem berliner Pietismus so schön ver-

einigte, Herr von Radowitz hatte Erfolg. Denn er brachte es zuwege, daß Oestreich und Preußen in rührender Eintracht am 10. März mitsammen eine Kundgebung ausgehen ließen, welche den glücklichen deutschen Völkerschaften versprach, daß noch in demselben Monat März zu Dresden ein Fürstenkongreß zusammentreten sollte, um die Angelegenheiten Deutschlands in Betrachtnahme und Berathung zu ziehen.

Sintemal nun, wie männiglich weiß, auf Fürstenkongressen allzeit für die Interessen des deutschen Volkes so höchst vorzüglich gesorgt worden ist, so war es unsäglich beklagenswerth, daß „der in die Zeit gefahrene Sturm" — mit dem greisen Uhland zu reden — nicht geduldig genug war, zu warten, bis ein nach Dresden berufener Fürstenkongreß das Heil Deutschlands mit Weile und Würde in Betrachtnahme und Berathung gezogen hätte. Statt treu und bieder dem Hoffmann von Fallersleben nachzusingen:

„Wer hindert uns in unsern Zwecken und Entwürfen
Und unseren Ideen?
Mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß dürfen
Wir immer vorwärts geh'n.
Die Obrigkeit hat doch,
Ja, ja, das Best' im Sinn;
Sie führet uns auch noch
Zur deutschen Einheit hin —"

unterwanden und unterstanden sich die beschränkt verständigen Unterthanen da und dort, insbesondere in dem „ganz und gar durch- und unterwühlten" Südwestdeutschland, ohne alle Rücksicht auf die Polizeiordnung sich zu gebärden und ihre Angelegenheiten so zu sagen in die eigenen Hände zu nehmen. In Wahrheit, der Märzensaft schoß mitunter so üppig in Zweig und Blatt, daß Wetterkundige die Brauen bedenklich in die Höhe zogen und nicht nur ein „tolles" Jahr prophezeiten, sondern geradezu eine „Götterdämmerung" — keine mythologische, aber eine historische.

Denn es fehlte nicht an Zeichen, daß auch der deutsche Bauer, welcher doch so geduldig ist wie der Boden, den er bearbeitet, vom Wirbelsturm der Zeit angefaßt worden sei. In den Bauerschaften Schwabens und Frankens zuckte da und dort eine wilde Erinnerung auf, daß ihre Vorfahren vor 323 Jahren im „hellen Haufen des Odenwalds und Neckarthals“ oder in der „schwarzen Schar“ des Florian Geyer mitgefochten; und die noch wildere, daß sie die Nachkommen der Rebellen, welche am Ostersonntag von 1525 Stadt und Burg Weinsberg mit Sturm genommen und am Ostermontag Kaiser Maximilians des Ersten Eidam, den Grafen von Helfenstein, mit 13 andern Edelleuten daselbst unter Zinkenklang und Trommelschlag „durch die Spieße gejagt“ hatten. Aus der unter einer dicken Kruste Zeitasche noch immer fortglimmenden Erinnerung an den alten Bauernkrieg schien die Glut eines neuen emporschlagen zu wollen, und wie zur Reformationszeit die Bauern dem lutherischen Text von der „evangelischen Freiheit“ eine etwas andere Auslegung gegeben haben als das „sanftlebende Fleisch zu Wittenberg“, so illustrirten jetzt im März von 1848 die Bauern im Odenwald und im Hohenlohischen das Evangelium von der „deutschen Freiheit“ in ihrer Weise, indem sie den Schlössern der Feudalherren den rothen Hahn auf die Dächer setzten und mit besonderer Vorliebe die baronlichen Archive verbrannten, in welchen alle die „wohlerworbenen“ Rechte registrirt waren, denen zu Gunsten der „arme Mann“, was der Bauer dort herum im 19. Jahrhundert nicht minder war als er es im 16. gewesen, jahrein jahraus seinen Schweiß hatte vergießen müssen.

Ja, es fehlte gar nicht viel, daß in Südwestdeutschland auf dem flachen Lande die „Bundschuh“-Fahne wieder erhoben worden wäre. Es fehlte auch nicht viel, daß von den Städten aus das vielbeschwerte Kleinbürgerthum den grollenden Bauern die Hand gereicht hätte. Aus Stadt und Dorf, aus Werkstätten und Scheunen züngelten revolutionäre Flammen empor

und ſchienen zu einem allgemeinen Brande zuſammenſchlagen zu wollen.

Da trat — es iſt hier zunächſt überall von den deutſchen Mittel-, Klein- und Kleinſt-Staaten die Rede — der Liberalismus ins Mittel, um die Reform nicht in die Revolution überſpringen zu laſſen, und begann als Allerweltsmohr ſeine Vermittelungsarbeit.

3.

Nur ſchnöder Undank kann leugnen, daß der deutſche Liberalismus — d. h. der politiſche Ausdruck der beſitzenden und gebildeten Mittelklaſſen, alſo der Bourgeoiſie, denn man kann dieſen franzöſiſchen Begriff nicht umgehen — im Frühling und Sommer von 1848 der Schirm und Schild der Dynaſtieen, der Retter des Adels und der Kirche geweſen iſt. Allerdings war er das nicht aus purer Großmuth, denn der Liberalismus iſt zuvörderſt Geſchäftsmann und dann erſt Menſch, Chriſt und Patriot. Er unternahm alſo ſein Schirm-, Rettungs- und Vermittelungsgeſchäft zunächſt im eigenen Intereſſe, d. h. um ſeine bisherigen Beſtrebungen in geſetzmäßig feſtgeſtellte „Errungenſchaften“ umzuwandeln; aber er führte das Geſchäft, wie zu ſeinem eigenen Vortheil, ſo auch zu dem ſeiner Klienten, der Fürſten, der Edelleute und der Prieſter, eifrig, geſchickt und redlich durch. Dieſes gethan, konnte der Mohr nicht nur „gehen“, ſondern wurde auch mit Fußtritten „von dannen gegangen“, mit ſo brutalen Fußtritten, daß einer der liberalen nicht Hauptmacher, aber Hauptſchwätzer, ein gewiſſer Beſeler, ſich nicht enthalten konnte, den Schmerzensſchrei auszuſtoßen: „Man behandelt uns unmenſchlich!“ Jedoch muß man dem Anno 1849 von dannen gefußtretenen Mohren nachſagen, daß er in dieſer

mißlichen Situation als ein ganzer Christ sich benommen hat. Denn er nahm, wie bekannt, das Kreuz des Undanks ergeben auf sich und sagte, allzeit unterthänigst-dienstbereit, im Abgehen zu seinen höhnenden Verabschiedern: Wenn ihr mich wieder braucht, so ruft mich nur!

Eine vornehmste der Ursachen, welche den Liberalismus sein großes 48ger Geschäft mit Glück abwickeln ließen, war ohne Frage die Schlauheit, womit er gleich zu Anfang das in der Bauerschaft glostende Revolutionsfeuer zu löschen wußte, auf die krasse bäuerische Selbstsucht sehr geschickt spekulirend. Er verständigte sich, sei es ausdrücklich durch Worte oder stillschweigend durch Winke, mit den Regierungen, mit dem Adel und mit der Kirche dahin, daß die Bauern der feudalen Lasten und Leistungen entledigt werden sollten; gegen billige Entschädigung aller Besitzer von „wohlerworbenen" Rechten natürlich, aber so rasch, wie menschenmöglich. Dies geschah und hatte ganz die beabsichtigte Wirkung. Die schwäbischen Bauern knöpften die Taschen ihrer Lederhosen zu, schmunzelten so pfiffig, wie nur ein schwäbischer Bauer schmunzeln kann, und — (ipse audivi, saepe, saepius, saepissime) — sagten: „So, jetzt han wir unser Sächle. Jetzt mögen die Stadtleut' gucken, wie sie's auch kriegen. Jetzt sind wir für Ruah und Ornig (Ruhe und Ordnung)". Anderwärts dachten und sprachen die bäuerischen „Satisfaits" dasselbe, nur mit etwas anderen Worten und vielerorten gehörten die Bauern, nachdem sie „ihr Sächle hatten", sofort zu den allerärgsten Angstkappen, Ruheheulern und Ordnungsfanatikern; um so mehr, da die von ihrem Märzschrecken mälig wieder sich erholenden Pfaffen den Bauernweibern gehörig die Hölle heiß machten mit der Drohung, die Ketzer von Demokraten wollten dem Volke seine „Regillion" nehmen.

Um es kurz zu sagen, der Liberalismus hat mittels der Befriedigung der Bauern das die Bauerschaft und das Kleinbürgerthum zusammenhaltende Band revolutionärer Stimmungen und ge-

meinſamer Intereſſen durch- und abgeſchnitten und hat dadurch der deutſchen Bewegung die maſſige Unterlage der ländlichen Bevölkerung entzogen.

Eine zweite, ebenfalls mit Geſchicklichkeit eingeleitete und mit Glück durchgeführte Handirung der Liberalen war, daß ſie, demokratiſch-revolutionäre Regungen zu dämpfen, den Hauptaccent von der deutſchen Freiheit ſchnell auf die deutſche Einheit hinübertaſchenſpielten. Schon am 28. Februar brachte Herr Heinrich von Gagern — bald darauf, als die liberalen Haupthandirer und Obermachenſchafter einander gegenſeitig als die „edelſten und beſten Männer“ anweihrauchten, als „der Edeln Edelſter“ lobpſallirt — ja, Herr Heinrich von Gagern brachte ſchon am genannten Tage in der darmheſſiſchen Abgeordnetenkammer den Antrag ein, es ſollte ein deutſches Parlament einberufen werden und zwar unter der Vorausſetzung, daß gleichzeitig der Nation ein oberſtes Haupt beſtellt würde. Damit war die liberale Loſung ausgegeben, und da bei der politiſchen Unbildung der Maſſen jedermann froh war, daß überhaupt eine Loſung gegeben, eine Fahne erhoben war, ſo ſcharte ſich die Menge um die Parlamentsfahne.

Die liberalen Fahnenträger proklamirten dann als Anhängſel zur Parlamentsloſung den Orakelſpruch: „Revolution auf geſetzlichem Boden!“ Dies war freilich ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, geradezu ein Kretinismus; allein die „beſten und edelſten Männer“ Deutſchlands mußten ja rechthaben, auch wenn ſie Kretiniſches von ſich gaben. Soweit es übrigens in ihren Parteikram paßte, nahmen ſie es mit dem „geſetzlichen Boden“ keineswegs genau. Sie traten z. B. ohne Umſtände über dieſen Boden hinaus, als eine Verſammlung der liberalen Matadore am 5. März zu Heidelberg beſchloß, einen Aufruf an die Nation zu erlaſſen, worin ein nach der Volkszahl gewähltes Nationalparlament als unumgänglich nothwendig erklärt und gefordert wurde; weiterhin beſchloß, zu erklären, jede Einmiſchung der

deutschen Regierungen in die Angelegenheiten Frankreichs oder gar ein Bündniß mit Rußland wäre vom Uebel; endlich beschloß, einen Ausschuß von Sieben zu erwählen, welcher die Wahl und Einberufung des Parlaments berathen und betreiben, zunächst aber ein „Vorparlament", bestehend aus Vertrauensmännern der Nation, berufen sollte, um die Nationalversammlung vorzubereiten. Hieß das etwa auf dem „gesetzlichen Boden," auf dem Bundesverfassungsrechtsboden stehen? Dieselben liberalen Gaukler, welche zu Heidelberg und anderwärts, wo und wie immer es ihren Interessen entsprach, den gesetzlichen Boden verließen, haben sich nachmals kein Gewissen daraus gemacht, ihre früheren Parteigenossen, welche nicht an die Ministerunfehlbarkeit der Herren glauben wollten, als „Revolutionäre", „Anarchisten" und „politische Verbrecher" zu verfolgen, was freilich ganz in der Ordnung war; denn wer in der Macht ist, der ist im Recht.

Und in der Macht waren sie, so unbestritten, daß auch die alte Oberpolizeimaschine Deutschlands, der Bundestag, sich beeilte, diese Macht anzuerkennen. Es ist ohne Frage einer der burleskesten Schnörkel des „tollen" Jahres gewesen, als die Mumiensammlung im taxis'schen Palast in der eschenheimer Gasse zu Frankfurt urpatriotisch und urliberal zu rumoren und zu handiren anfing, als sie am 9. März das von ihr bislang so heftig verpönte und verfolgte Schwarzrothgold für die Farben des deutschen Bundes erklärte, die deutsche Fahne wirklich und leibhaftig heraushing und den Beschluß faßte, es seien sämmtliche Bundesregierungen zu schleuniger Verstärkung des Bundestags durch Männer des allgemeinen Vertrauens einzuladen, damit alsbald eine Revision und Reform der Bundesverfassung auf wahrhaft nationaler und zeitgemäßer Grundlage bewerkstelligt werden könnte. Man sieht, die armen alten Mumien strengten sich gewaltig an, mit der Zeitbewegung gleichen Schritt zu halten. Es wollte aber nicht gehen. Ihr im liberalen Lenzwonnemond plötzlich so wunderbarlich zur schwarzrothgoldenen

Blüthe gediehener Urpatriotismus wurde schnöde verkannt, was sich allerdings nicht allzu schwierig daraus erklärt, daß der „hohe" Bundestag seit lange in Deutschland so ungefähr für das angesehen war, wofür in Frankreich die don-quizotische Kammer der „Korrupten" galt, d. h. für die Centralkloake der Verachtung.

In denselben Tagen, wo die Macht des deutschen Liberalismus eine moralische war, wurde sie auch eine amtliche. Noch bevor sie hiezu förmlich gelangte, war das liberale Programm, wie es mustergebend zuerst durch eine am 27. Februar unter Itzsteins Vorsitz zu Mannheim tagende Volksversammlung formulirt wurde, in manchen Mittel-, Klein- und Kleinst-Staaten theilweise oder ganz in mehr oder weniger tumultuarischer Weise verwirklicht worden. Dieses Programm enthielt die landläufigen Forderungen des Liberalismus: Preßfreiheit, Vereinsrecht, Volksbewaffnung, Schwurgerichte, Befreiung von Grund und Boden, Nationalvertretung. Die Nachgiebigkeit der Regierungen, ihre Zustimmung zu diesem Programm war hier eine schnellere, dort eine langsamere. Blut hat die Durchsetzung der liberalen Wünsche nicht gekostet. Der Name der deutschen Revolution in den Mittel-, Klein- und Kleinst-Staaten war Adresse. Denn, in Wahrheit, mittels Losbrennung von mehr oder weniger fein- oder grobkörnigem Adressen-Pulver sprengte man das ganze bisherige System absoluter Bevormundung in die Luft. Die Fürsten warteten nicht die Rebellion ab, sie wichen der Demonstration. Am langsamsten und widerwilligsten in Dresden, Kassel und Hannover. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm und der König Ernst August Kumberland waren in ihrer Weise unter ihren Herren Kollegen die ehrlichsten. Denn sie ließen so deutlich, daß kein Mensch darüber zweifelhaft sein konnte, merken, daß sie, sobald der „Schwindel" und „Rummel" vorüber wäre, zum gewohnten und angestammten Despotismus zurückkehren würden.

Es war naturgemäß und unumgänglich, daß zur Inscenesetzung der neuen nationalen und liberalen Politik die Führer und

Leiter der bisherigen Opposition berufen wurden. In den fürstlichen Palästen mag es manchen schweren Stoßseufzer gekostet haben, bis man sich entschließen konnte, die verhaßten Oppositionsmänner, die „Demagogen" zur Audienz zu berufen. Zu ihrer nicht geringen Ueberraschung fanden die Fürstlichkeiten, männliche und weibliche, daß die liberalen Tyrannenfresser und Schreckensmänner bei weitem nicht so schrecklich waren wie ihr Ruf bei Hofe, gar nicht revoluzisch-wild, sondern im Gegentheil ganz zahm und manierlich. Umgekehrt konnte man aus dem Munde von liberalen Matadoren und Ministerkandidaten, welche noch Abends zuvor die Marseillaise mitgesungen hatten, vernehmen, sie hätten sich gar nicht vorgestellt, daß die fürstlichen Personen so „charmant" wären. Auf Grund dieser gegenseitigen angenehmen Ueberraschung verschritt man zur Herstellung des Instituts der „Märzministerien" in den verschiedenen Mittel-, Klein- und Kleinst-Staaten, — eines der kläglichsten Institute, welche jemals die Sonne auf ihrer Bahn beschienen hat, obzwar man von den Märzministern, was ihre Personen anlangt, sagen kann, was Antonius vom Brutus sagte: —

„So are they all, all honourable men."

Männer freilich weniger, Staatsmänner am wenigsten; aber ehrenwerthe Leute sammt und sonders, meist wohl auch gute Leute, jedoch schlechte Musikanten. Sie konnten nichts dafür; es war von ihrer Mittelmäßigkeit zu viel verlangt, daß sie mehr als Flick- und Stückwerk schaffen sollten. Sie waren, bei Lichte besichtigt, nur noch ausgebrannte Raketenhülsen, keine Raketen mehr. Was allenfalls von Kraft und Feuer in ihnen gewesen, war in Kammerzänkereien und Kämmerchenstänkereien verpufft worden. Enge Köpfe, gingen sie jedem großen Gedanken aus dem Wege, aus Furcht, er müßte ihnen den Schädel zersprengen. Kleine Herzen, blickten sie mit Argwohn auf jede selbstständige Kraft, welche sich neben ihnen geltend zu machen wagte. Auf das Volk würden sie mit äußerster Verachtung geblickt haben, wenn

die Angſt es ihnen zugelaſſen hätte. In jedem dieſer Märzminiſter ſteckte ein vormärzliches Deſpötlein. Sie allein und ihre Parteigeſellen waren, wähnten ſie, im abſoluten Alleinbeſitz aller politiſchen Weisheit. Sie verlangten, daß man mit unbeſchränktem Vertrauen von ihrer Wohlmeinenheit erwarte, was von ihrer Schwäche kein Verſtändiger hoffen konnte. Im Innern der Einzelſtaaten war ihre erſte Sorge und Arbeit auf möglichſte Beſchirmung und Beſchildung von Thron und Altar gerichtet und ihre zweite darauf, ihrer Partei die Mitregierung oder wenigſtens den Schein der Mitregierung zu ſichern. In Betreff der nationalen oder auch nichtnationalen Politik waren ſie mit Ausnahme ſolcher unter ihnen, welche die deutſche Einheit von vorneherein alſo verſtanden, daß Deutſchland preußiſch werden ſollte und müßte, etwas mehr oder weniger maſkirte Partikulariſten; aber ſo ſehr Partikulariſten jeder Zoll wie einer der Vorragendſten von ihnen, Herr Stüve in Hannover, welcher ja ehrlich von ſich bekannt hat, er ſei eigentlich nur Osnabrücker und es koſte ihm ſchon Mühe, ſich als Hannoveraner zu fühlen, geſchweige denn als Deutſchen.

Nun wäre es aber ungerecht im höchſten Grade, verkennen oder verſchweigen zu wollen, daß die Schwierigkeiten, womit die Märzminiſterien zu ringen hatten, außerordentlich große und vielartige geweſen ſind. Weit befähigtere und thatkräftigere Männer würden dieſelben nur mit Noth bewältigt haben. Weil der Liberalismus vermöge ſeiner ganzen Anlage zwiſchen Revolution und Gegenrevolution ſich in die Mitte geſtellt hatte, mußte er nach zwei Seiten hin einen Kampf führen, dem ſeine Kräfte nicht gewachſen waren. Sein ganzes Schalten und Walten bot ein betrübſames Schauſpiel. Er wurde durch die werdende Demokratie — die aber auch nie etwas Rechtes wurde — nach links geſchoben, durch ſeine neuen Beziehungen zu den Höfen nach rechts gezogen. Sein Zuſtand war ſo recht ein „Hangen und Bangen in ſchwebender Pein“. Er hatte nicht den Muth, entſchieden

mit dem Volke zu gehen, er wollte sich aber auch nicht unbedingt an die Fürsten verkaufen. Von diesen trennte ihn doch immer wieder seine ganze Vergangenheit, von jenem sah er seine ganze Gegenwart und Zukunft bedroht, — eine Besorgniß, welche sich vornehmlich aus der Angst der Bourgeoisie vor sozialistischen und kommunistischen Tendenzen entwickelte. Diese Angst ist freilich im Grunde eine ganz abgeschmackte und lächerliche gewesen. Denn es gab in Deutschland in den Bewegungsjahren 1848 und 1849 allerdings ein Dutzend Leute, welche sich zu Sprachrohren des französischen Sozialismus und Kommunismus machten und selbstverständlich um so lauter schrieen, je hohler sie waren; aber eine sozialistische und kommunistische Partei hat es nicht gegeben und man brauchte jenen Gesellen nur etwas näher zu treten, um zu erkennen, daß sie sehr wenig furchtbar und gefährlich. Wenn sie jedoch sonst zu nichts taugten, so taugten sie doch dazu, von schlauen Rückwärtsern zu Schreckgespenstern herausgeputzt zu werden, womit man zu Gunsten der Höfe, des Adels und der Kirche die Bourgeoisie ins Bockshorn jagen konnte. Als dann vollends im Verlaufe der Ereignisse die verhetzten und verbitterten Massen da und dort ihre angeborene Rohheit herauskehrten und zu schandbaren Ausschreitungen sich fortreißen ließen, da bequemte sich der Liberalismus in die Angstlosung: „Ruhe um jeden Preis!“ miteinzustimmen und eine der vielgepriesenen „Märzerrungenschaften“ nach der andern preiszugeben.

Vorderhand jedoch, d. h. im März von 1848, hätte man Jeden unbedingt für einen Narren erklärt, wer da prophezeit haben würde, daß dem aufblühenden Völkerfrühling gar bald ein solcher Herbst und Winter folgen könnte. Alle Welt trug ja Brillen mit rosenrothen Gläsern und es war nicht räthlich, ohne eine solche Brille sich sehen zu lassen, so man nicht für einen Dummkopf gelten wollte. Die urtheilslose Menge war wie berauscht und ihre Propheten redeten in allen Zungen, nur nicht in der des gesunden Menschenverstandes. So lange Wien und

Berlin noch nicht ihre Märztage gehabt hatten, konnte mitunter noch ein Saul es wagen, unter dieſe Propheten ſich zu miſchen und in das Gefackel und Geflunker derſelben hinein ein die glorioſen „Märzerrungenſchaften“ und glorioſeren „Märzminiſter“ anzweifelndes Wort zu werfen. Als aber die ſchwarzrothgoldne Fahne auf der Hofburg der Lothringer-Habsburger und auf dem Königsſchloſſe der Hohenzollern entfaltet worden, da war kein Halt und keine Hemmung mehr. Alle Schleußen des patriotiſchen Schwatzes und liberalen Klatſches thaten ſich auf und rauſchend und brauſend ergoß ſich eine alles mit ſich fortwirbelnde Phraſenflut.

Freilich, es ſah auch ganz ſo aus wie aus dem keckſten aller Märchenbücher herausgeſchnitten, dieſes ſchwarzrothgoldne Geflatter auf den Hofburgen von Wien und Berlin.

V.

„Ich laß nit ſchießen!“

1.

Ein grober Irrthum wär' es, zu wähnen, daß es nicht auch in die Fenſter der Hofburgen von fernher hineingewetterleuchtet hätte, bevor das Gewitter heranzog. Sie waren gewarnt, die allerhöchſten Herrſchaften. Sogar in der Hofburg zu Wien, deren Uhr doch ſonſt um ein Jahrhundert oder auch um zwei zu ſpät zu gehen pflegte, hörte man mitunter den Tritt der „Geiſter, die den großen Geſchicken voranſchritten“, und nahm die „Schatten“ wahr, welche „die kommenden Ereigniſſe voraus-warfen“.

Wäre dem nicht ſo geweſen, hätten die Vorgänge in Italien, hätte der klägliche Ausgang der Sonderbundsmachenſchaft in der Schweiz nicht neuerlichſt der lothringiſch-habsburgiſchen Indolenz und der metternichtigen Frivolität dann und wann einen unſanften Rippenſtoß verſetzt, ſo würde ja das Unerhörte nicht erklärlich ſein, daß der Kehrreim aus einer damals in Wien beliebten Liederpoſſe: „So kann's nicht mehr bleiben; muß anders werden“ — ſogar im Innern der kaiſerlichen Familie Widerhall fand und daß öſtreichiſche Regierungsmänner kecklich ſich vermaßen, von einer „Reichsverfaſſung“ behutſam zu reden, welche

zu schaffen sei, natürlich „in einer späteren Periode". Schade nur, daß solchen Unerhörtheiten und Keckheiten sofort immer wieder das Bedenken sich gesellte, ob es überhaupt möglich, aus diesem östreichischen Wirrsal centrifugaler Nationalitäten etwas zu machen, was einem modernen und soliden Staatsbau einigermaßen ähnlich sehen würde*).

Zu Anfang des Jahres 1848 war man dem erwähnten Bedenken zum Trotz in Wien soweit vorgeschritten, an die Vorbereitung von Grundlagen zu denken, auf welchen dereinst — in ferner Zukunft, versteht sich — eine Verfassung errichtet werden könnte. Der Versuch, welchen im vorhergegangenen Jahre Friedrich Wilhelm der Vierte mit der Berufung des „Vereinigten Landtags" gemacht hatte, wirkte auch an die Donau herab. Freilich war dieses Experiment nicht so ganz im Sinne seines königlichen Urhebers ausgeschlagen, welcher daraus eine neue, pompos-dekorative Folie seines unbedingten Königthums hatte schaffen wollen; allein es machte sich in der wiener Hofburg und ihrer Umgebung nun einmal das Gefühl geltend, es müsse irgendetwas versucht werden, was den Wunsch und Willen verriethe, an dem offenkundigen Marasmus senilis des franz- und metter-

*) Effingers Depesche vom 19. Februar 1848: „Seit ungefähr einer Woche ist in Wien viel davon die Rede, daß mehrere Mitglieder des Kaiserhauses die Ueberzeugung ausgesprochen hätten, wie die östreichische Staatsverwaltung dem Andringen moderner Ideen von außen und von innen auf die Länge ohne Konzessionen nicht mit Erfolg widerstehen könne. Hiebei zeigt sich in den Regierungskreisen die Neigung, den Provinzialständen größere und gleichartige Wirksamkeit zu gestatten, um dadurch die Grundlagen zu erhalten, auf denen in einer späteren Periode, wenn es die Umstände erfordern und erlauben, eine allgemeine Reichsverfassung sich aufbauen lasse. Nur ist zu besorgen, daß bis zu diesem kaum sehr nahen Zeitpunkt die den Kaiserstaat bildenden Volksstämme, die seit einem Jahrzehent in auffallender Weise zu den alten Erinnerungen und Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität und Sprache zurückkehren, sich zu sehr entfremdet haben werden, um einer einzigen und gemeinsamen Reichsverfassung anzugehören". S. B. A.

nichtigen Systems herumzudoktern. Man sagte sogar einem Blatte des Dreiblattes der „Staatskonferenz“ (Erzherzog Ludwig, Metternich und Kolowrat), welche im Namen des armen kranken und unzurechnungsfähigen Kaisers Ferdinand regierte, d. h. nicht regierte, — ja, man sagte dem Grafen Kolowrat nach, daß er den Anhauch der zeitbewegenden Ideen mitunter leise verspürte. Noch mehr, man wollte auch wissen, daß die Erzherzogin Sophie — von der man später ganz anderes wissen wollte — zeitweilige Anwandlungen hätte, das „So kann's nicht mehr bleiben!“ mitzusingen*).

Eine ganze Reihe von guten Beobachtern und verläßlichen Zeugen stimmt darin überein, daß die erste Kunde von dem, was am 24. Februar in Paris geschehen, in Wien weit mehr eine betäubende als aufregende Wirkung hervorbrachte. Daß die Kaiserstadt an der Donau binnen wenigen Tagen der Schauplatz ähnlicher Ereignisse werden würde, ließ sich gewiß keiner ihrer Bewohner einfallen. Unten dachte man in den ersten Stunden und Tagen nach dem Eintreffen der Revolutionsbotschaft sicherlich kaum an die Möglichkeit einer Demonstration; oben munkelte man, daß es vielleicht räthlich wäre, wenn die Frau Erzherzogin Sophie die Gnade haben wollte, das Reformlied hörbarer als

*) Effinger am 23. Februar: „Daß man sich zu Wien in den höchsten Regionen der Staatsverwaltung mit der Vorbereitung von Reformen beschäftige, die einer einstigen Verfassung zur Grundlage dienen sollen, ist ferner nicht zu bezweifeln. Den Anstoß dazu hatte vor einem Jahre die Einberufung der vereinigten Landstände in Preußen gegeben. Doch ließ man die Sache bald wieder liegen. Diesmal veranlaßten die Bewegungen in Italien den Grafen Kolowrat, sie wieder in Anregung zu bringen; allein erst zu Anfang dieses Monats erhielt diese Anregung den erforderlichen Nachdruck, als im nämlichen Sinne eine Prinzessin auftrat, die als Gemahlin des nächsten und Mutter des einstigen Thronfolgers die Lage der östreichischen Monarchie schon längst mit sorgenvollen Blicken betrachtet und, obwohl sonst sehr konservativ gesinnt, die Nothwendigkeit, dem Zeitgeist Konzessionen zu machen, erkannt zu haben scheint.“ S. B. A.

bislang anzustimmen*). Noch am 3. März jedoch ging die Sorge in den Hofkreisen nur dahin, das pariser „Weltereigniß" könnte die Gefahr eines europäischen Krieges näherrücken**).

Auch in Prag wollte zuvörderst wenig oder nichts sich regen. Die oberen Führer des Czechenthums waren entweder, wie die Herren Schafarik und Strobach, persönlich nicht geeignet und nicht geneigt, die Opposition aus der Studirstube und dem Advokatenbureau auf den offenen Markt hinauszutragen, oder sie waren, wie Herr Palazky, den neuzeitlichen Anschauungen abgeneigt. Die untergeordneteren czechischen Häuptlinge aber waren entweder, wie die Herren Faster und Trojan, so unter dem Strich ordinär oder, wie der Herr Brauner, so wenig geachtet, daß sie nur langsam und mühselig die Demonstrationsmode, welche sie übrigens den deutschen Nachbarländern absahen und entlehnten, in der Hauptstadt Böhmens in Gang zu bringen vermochten. Energie und feste Leitung kam in die czechische Bewegung erst, als der von seinen Landsleuten eilends aus Italien heimberufene Rieger die oberste Führung übernahm. Die Deutschböhmen haben in dieser Bewegung eine erbärmliche Rolle gespielt, insbesondere in Prag. In sich zerfahren und unter sich zerfallen, konnten sie es zu keiner Organisation bringen und hat ihre Mehrzahl dem Czechenthum sich gebeugt, ihre Minderzahl sogar demselben niederträchtig sich angeschmeichelt. Denn es ist nun einmal dumme deutsche Art, von allem, was mit der gehörigen Unverschämtheit auftritt, und demnach auch von der slavischen Halb- oder Ganzbarbarei sich imponiren zu lassen.

*) Effinger am 1. März: „Man meint, der Erzherzogin Sophie werde es gelingen, den Erzherzog Ludwig, welcher als Präsident der Staatskonferenz den Ausschlag gibt, von der Unerläßlichkeit einiger Neuerungen zu überzeugen". S. B. A.

**) Effinger am 3. März: „Die Februarrevolution wird hier als ein Weltereigniß angesehen, welches den gefürchteten europäischen Krieg näher rücken dürfte". S. B. A.

Einen viel rascheren und glänzenderen Gang als in Wien und Prag, ja geradenwegs einen Schwung und Flug nahm die Bewegung in Preßburg, wo das ungarische Parlament versammelt war. Freilich besaß Ungarn in diesem seinem Parlament ein schon anerkanntes und geübtes Organ, seinen Wünschen und Forderungen Ausdruck zu geben, während die Bevölkerungen des cisleithanischen Oestreichs unsicher nach irgendeinem Ding, das einem Sprachrohr der öffentlichen Meinung gliche, umhertasteten. Es wurde sofort klar, wie sehr die Magyaren, weil im Besitz einer althergebrachten, obzwar ganz aristokratischen Verfassung, und parlamentarischer Bräuche, den übrigen Nationalitäten des Kaiserstaats gegenüber im Vortheil seien. Politisch geschult, wie sie waren, wurden sie das leitende Volk in Oestreich, während die Deutschösstreicher, obgleich an Kultur den Magyaren und Slaven weit überlegen, nur mühselig und schüchtern unter der vom Despotismus über sie gebreiteten Bleidecke sich hervorarbeiteten und dann keinen andern Rath wußten als den, an das deutsche Gesammtvaterland sich anzulehnen, welches aber erst zu schaffen war und bekanntlich zu schaffen geblieben ist.

Der Februarsturm blies mit solcher Macht in das parlamentarische Sprachrohr Ungarns, daß dessen Klanggewalt von einer bloß magyarischen zu einer gesammtöstreichischen, ja zu einer europäischen anschwoll. Schon am 3. März erhob sich zu Preßburg an der „Ständetafel“, d. h. im Repräsentantenhause, Ludwig Kossuth — ohne Frage der Meisterredner seiner Zeit und einer der größten Redekünstler aller Zeiten — um der auf der Tagesordnung stehenden Banknotenjammerdebatte eine Wendung zu geben, kraft welcher seine Rede so recht die schmetternde Trompetenfanfare wurde, welche zum Ausbruch der ungarischen und der östreichischen Revolution das Signal gab. In Wahrheit, von allen im „tollen“ Jahre gehaltenen Reden war diese die wirksamste. Kossuth unterzog die Metternichtigkeit einer zerreibenden, einer vernichtenden Kritik. Er riß schonungslos alle

Hüllen von der „Beinkammer des wiener Systems, aus welcher eine verpestende Luft weht, alles niederdrückend, lähmend und vergiftend". Er zeigte, daß der Parlamentarismus Ungarns nur eine unfruchtbare „Tretmühlarbeit" sein könnte und müßte, so lange die übrigen Theile der östreichischen Monarchie das Joch des Absolutismus schleppten. Schließlich spitzte er seine genialisch-kühnen Ausführungen zur Beantragung einer „Repräsentation" an den Kaiser zu, in welcher jede der geforderten Reformen noch einmal kräftig betont und zuletzt dieser Haupttreffschuß losgebrannt wurde: „Wir wissen, daß unsere Wünsche nur dann verwirklicht werden können, wenn eine nationale Regierung errichtet wird, welche aus der Mehrheit des Reichstags hervorgeht und dem Volke verantwortlich bleibt. Daher verlangen wir ein verantwortliches ungarisches Ministerium. Ferner wissen wir, wie sehr die gedeihliche Entwickelung unserer Verfassung wesentlich dadurch gehemmt wurde, daß in den Erbländern nach anderen, unserem politischen Leben feindseligen Grundsätzen regiert wurde. Nur in der innigsten Verbindung der verschiedenen Provinzen der Monarchie liegt die Gewähr für die Ruhe, die Stütze für die Dynastie, der Schutz für unsere Freiheit. Wir bitten daher, den kaiserlichen Thron mit konstitutionellen Einrichtungen zu umgeben, allen Ländern Oestreichs eine Verfassung verleihen zu wollen." ... In dieser Repräsentation, welche im Jubelsturm des Augenblicks von der Ständetafel einmüthig beschlossen wurde, wimmelte es von Illusionen, vielleicht von berechneten Täuschungen. Denn wie für Kossuth, welcher stets Magyar und nur Magyar gewesen ist, der Kosmopolitismus nie etwas anderes war als eine oratorische Floskel, so konnte es ihm auch mit dieser Begeisterung für Gesammtöstreich und für eine östreichische Gesammtstaatsverfassung unmöglich Ernst sein. Möglich allerdings, daß das Märzfieber auch den ungarischen Agitator so gewaltig schüttelte, daß er außer Standes, die Tragweite seiner Worte zu ermessen; möglich aber auch,

daß er ſchon am 3. März recht wohl wußte, wie eitel das Bemühen ſein würde, Oeſtreich unter einen konſtitutionellen Geſammthut zu bringen, und daß er zu dieſem Bemühen dennoch ermunterte in der Hoffnung, die zu erwartende öſtreichiſche Anarchie würde in dem Magyarenthum ihren Rettungsanker ſuchen müſſen und in Folge deſſen Oeſtreich in Ungarn aufgehen.

Einſtweilen war der Meiſterredeſchuß vom 3. März losgebrannt und die Kugel traf ins Centrum.

2.

Man erzählt, Haus-, Hof- und Staatskanzler Metternich ſei, als das „Vive la république!“ von Paris her zum erſten Mal an ſein Ohr ſchlug, zehn Minuten lang bleich und erſtarrt dageſeſſen, wie verſteinert durch den plötzlichen Wiederanblick der Meduſa Revolution, welche man für immer eingeſargt und begraben zu haben glaubte.

Aber dieſer erſte Schrecken ging vorüber; der Herr Fürſt gewann ſein gewöhnliches Aplomb wieder und wußte dann bis zu ſeinem Abgetretenwerden von der Bühne die gewohnte vornehm-kühle Haltung zu bewahren. Warum auch nicht? Etwas wie ein Herz hatte Metternich nie gehabt, und was ſeine Sinne betraf, ſo waren dieſelben jetzt bis zu jener Blaſirtheit abgeſtumpft, welche nichts fürchtet, weil ſie nichts hofft.

Dagegen ging es im Innern der kaiſerlichen Familie ziemlich unruhig, ja faſt turbulent her. Sogar bis in die innerſten Gemächer der Hofburg, allwo man den Kaiſer Ferdinand, den armen Epileptiker und gutmüthigen Blumenzüchter, ſorgſam verſchloſſen hielt, war eine Kunde von den unerhörten Dingen gedrungen, die draußen in der Welt, in Paris und dann Schlag

auf Schlag in deutschen und anderen Landen geschahen. „Schauen's — sagte die kaiserlich-königliche Majestät, den armen schweren Wasserkopf bedächtig hin- und herwiegend, zu ihrem kammerdienerlichen Lieblingskrankenwärter — schauen's, Eins weiß ich halt: — ich laß nit schießen!" Eines der menschlichsten Worte, welche je über lothringisch-habsburgische Lippen gegangen. Vielleicht hat der gute Schattenkaiser diese oder ähnliche Worte auch im Familienrathe gesprochen, falls man ihn zu den Sitzungen desselben zuließ. Es soll in diesen Sitzungen nicht gerade still und einmüthig hergegangen sein. Der alte Erzherzog Johann — auch eine der vielen Nullen, welche Anno 1848 recht hoch hinaufgeschraubt worden sind, damit ihre Nullität weithin sichtbar würde — also der Erzherzog Johann habe da für eine sachliche und persönliche Aenderung des Regierungssystems gesprochen und sei von dem Staatskonferenzmitglied Kolowrat leise sekundirt worden und von der Erzherzogin Sophie laut. Aber der Präsident der Staatskonferenz, Erzherzog Ludwig, der „graue Schleicher", welcher ganz so aussah und war, wie Philipp der Zweite im 19. Jahrhundert ausgesehen hätte und gewesen sein würde, verweigerte jede Konzession an den „verdammlichen Zeitgeist", erklärend, er habe es seinem höchstseligen Bruder Franz an dessen Sterbebette versprochen, daß bei seinen (des grauen Schleichers) Lebzeiten keinerlei Veränderung in der Staatsverwaltung zugelassen werden sollte. Metternich trat dieser Abweisung aller Reformwünsche bei, worauf die Erzherzogin Sophie zornig aus dem Gemache rauschte, im Abgehen das bittere Fragewort hinschleudernd: „Man will also meinem Sohne das Schicksal des Herzogs von Bordeaux bereiten?"

Das „System" kümmerte sich wenig um derartige Fragen. Es that vielmehr noch ungemein dick und patzig. So in einer Auslassung der amtlichen „Wiener Zeitung" am 4. März, wo die pariser Revolution als eine kommunistische Machenschaft „vom hohen Olymp herab" verdonnert, auf die Treue, d. h.

Schafsgeduld der Bevölkerungen Oeſtreichs gepocht und ſchließlich das Orakel ertheilt wurde: „Nur in dem feſten Anſchließen der Regierten an ihre Regierungen iſt das Mittel des Heils zu finden“.

Die Regierten waren aber ſo frei, ſich die Freiheit zu nehmen, den Stiel umzukehren. Die Geduld der Wiener war doch nicht ſo ganz ſchäfig, wie das „Syſtem“ vorausgeſetzt hatte. Eines „verdammlichen Zeitgeiſtes“ Sturm fuhr auch in die frommen Oeſtreicher, alle die ſpaniſchen Wände umwerfend, welche Señor Egnazio Tartuffio dagegen aufgeſtellt hatte. Ah, der arme Lenau, welcher draußen im Irrenhauſe zu Döbling der Erſcheinung des Befreiers Tod entgegenbrütete, hatte es wohl prophezeit —

„Nicht läßt der Sonnenaufgang ſich verhängen
Mit Purpurmänteln oder ſchwarzen Kutten“ . . .

Das „Kapua der Geiſter“ erwies ſich in der Wirklichkeit doch nicht ſo ganz als das Kapua, als welches Wien der hypochondriſchen Phantaſie eines andern öſtreichiſchen Dichters ſich dargeſtellt hatte. Die gutmüthigen Wiener waren zwar zuvörderſt wie angedonnert von dem, was in Paris geſchehen, und hatten Mühe, es zu faſſen, wie man dort ſo ohne Umſtände das Julikönigthum in einen ſchmierigen Miethwagen verpackt und zum Kukuk geſchickt hatte. Aber als ſie wahrnahmen, wie leicht es ihren „deutſchen Brüdern“ draußen im „Reich“ wurde, binnen wenigen Tagen oder gar binnen etlichen Stunden „frei“ zu werden, da fragten ſie ſich: Warum ſollten wir nicht auch thun wie die da draußen im Reich? Und ſiehe, ſie thaten ſo und machten ſich an's Adreſſeln; denn das war ja vorerſt die deutſche Revolutionsform. Schon am 6. März brachte in der Monatsverſammlung des niederöſtreichiſchen Gewerbevereins in Anweſenheit des Erzherzogs Franz Karl, des Bruders von Kaiſer Ferdinand, und des Grafen Kolowrat Herr Arthaber den Entwurf einer Adreſſe vor, deren Spitze die bereits angedeutete

Stielumkehrung war, daß das Heilmittel bestehe in dem „festen Anschließen der Regierung an die Regierten". Auch flimmerte und schimmerte es in dieser Adresse schon recht schwarzrothgoldig, denn es hieß da: „Nur ein inniges Anschließen Oestreichs an die Interessen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes kann das alte Vertrauen wieder gewinnen." Im Uebrigen war die Haltung der Adresse ganz nebelhaft; aber daß überhaupt eine solche von einem, wohlverstanden! durchweg konservativen Kreise ausging und daß der Erzherzog Franz Karl auf Ersuchen sich herbeiließ, das Schriftstück seinem kaiserlichen Bruder zu überreichen, das lieferte einen unzweifelhaften Beweis von der bedenklichen Erkrankung des „Systems".

Nach diesem Anfang wurde lustig weiter geadresselt. Mitglieder der zu ihrer gewohnten Frühlingssitzung auf den 13. März berufenen niederösterreichischen Ständeversammlung fühlten sich stark versucht, ihre liberalen Reden, welche sie bislang hatten schweigen müssen, jetzo in Adressenform von sich zu geben. So der Herr von Schmerling, nachmals als deutscher „Reichsminister" einer der größten Ha — nswurste der weltgeschichtlichen Komödie seiner Zeit. Der juridisch-politische Leseverein, der Sammel- und Mittelpunkt der wiener „Intelligenz", gab einer zuerst im Shakespeareklubb angeregten und an die niederösterreichische Ständeversammlung gerichteten Adresse eine erweiterte Form. Einer der besten Oestreicher, der auch einer der besten blieb, Bauernfeld, hat gemeinsam mit dem Doktor Bach — welcher damals eines der hellsten und feurigsten Lichter auf dem Leuchter des östreichischen Liberalismus war, um später im Günstlingsfutter des Hofes zu einer dicksten Konkordatskerze sich anzumästen — diese Adresse entworfen, welche, mit Unterschriften reichlich versehen, die Nothwendigkeit einer Verfassung für Oestreich klarlegte, auch die sonstigen Wünsche des „verdammlichen Zeitgeistes" formulirte und nicht unterließ, kräftig zu betonen, daß „Oestreich, dessen Herrscher durch Jahrhunderte die deutsche

Kaiserkrone trugen, nur in festem Anschluß an deutsche Interessen sein wahres Heil gewinnen könne.“

Die wichtigste Seite der Adressenmachenschaft in Wien war diese, daß sie die Brücke geworden, über welche die Studentenschaft in die Bewegung eintrat. Arme Jungen, schwer habt ihr den heiligen Irrthum gebüßt, zu wähnen, diese unsere Welt sei zur Verwirklichung von Idealen da. Aber laßt es euch und eure Manen nicht anfechten, wenn die Herren Realpolitiker euch hinterher mit Koth beworfen haben; sie schöpften eben aus dem Vorrath der eigenen Gemeinheit .... Die deutsche Studentenschaft hat, abgesehen von Wien, in den Jahren 1848 und 1849 keine vortretende Stellung genommen, wenigstens nirgends massen- und dauerhaft. Der deutsche Student, soweit er sich überhaupt um Politik kümmerte, war ja ebenfalls zum Realpolitiker geworden, seitdem die Regierungen, allen voran der „teutsche“ König Ludwig von Baiern, allergnädigst ihm wieder gestattet hatten, Kraft und Geist in den Spektakeln und Orgien der Komment-Romantik „nach alter Väter Weise“ zu vertoben, um dann das übriggebliebene „Phlegma“ seiner Existenz an der Staatskrippe zu loyal-vegetativem Beamtendasein aufzufüttern. Hat es doch in Deutschland eine der vormärzlichen Regierungskünste ausgemacht, der Studentenschaft ebensosehr einen Korpsgeist einzupflanzen wie der Soldatenschaft. Kein Wunder daher, daß jeder unwissende Nichtsnutz, welcher eine buntfarbige Mütze aufhatte, gerade wie jeder stupide Bauerlümmel, der einen zweierleifarbigen Rock anhatte, sich für hocherhaben über das Bürgerthum hielt und vom „Philister“ ganz so dachte und sprach, wie der Junker-Offizier von der „Canaille“ von Volk, welches ihn ernährte. Freilich, die zahllosen Opfer der Komment-Sklaverei waren und sind mehr noch zu bemitleiden als zu verklagen. Dagegen gebührte jenen Herren Professoren und Hofräthen die Ruthe, welche sich nicht entblödeten, die jugendliche Phantasie irrezuleiten und dem jugendlichen Unverstand zu schmeicheln,

indem sie die studirende Jugend in der barbarischen „Studentenromantik" steiften und mittels kauderwelschen Gefasels von „akademischer Freiheit" u. dgl. m. die albernste Ausschließlichkeit pflanzten und pflegten.

Unter die wiener Studentenschaft hatte die Kommentromantik ihre physischen und moralischen Verwüstungen noch nicht verbreitet. Sonst hätte sie gar nicht idealistische Stimmung, Naivetät und Muth genug besessen, eine weltgeschichtliche Rolle anzutreten und durchzuführen. Daß aber diese Studentenschaft eine weltgeschichtliche Rolle überhaupt antreten und durchführen konnte, ist das am meisten charakteristische Merkmal der östreichischen Revolution. Die „Aula" verlieh derselben eine ganz einzig dastehende Jugendlichkeit und Frische, geradezu einen Farbenschimmer und Klang von Poesie. Allerdings barg sich hinter dieser Poesie die sehr prosaische Thatsache der Unmündigkeit des östreichischen Volkes; allein warum immer kritisch den Vorhang lüften in dieser Welt des Scheins und der Täuschung? Laßt es uns dankbar hinnehmen als einen flüchtigen Glückssonnenstral, so die Prosa nicht überall und allzeit breitspurig im Vordergrunde steht.

Am 7. März hat in einer Studentenkneipe der Alservorstadt ein junger Mediziner zuerst den Gedanken hingeworfen, daß die Studenten auch eine Adresse machen sollten, eine Adresse an den Kaiser. Das zündete unter den Medizinern, Juristen und Technikern. Die Adresse erhielt am 11. März ihre Schlußredaktion. Am folgenden Tage sollte die Unterzeichnung und Ueberreichung statthaben, aber auf eine Weisung des Hofkanzlers Inzaghi hin verhindert werden. Es geschah nicht, was wiederum einen merklichen Vorschritt der Krankheit des „Systems" bekundete. Zweitausend Studenten unterzeichneten in der Aula der Universität die Adresse, welche auf Rede-, Preß-, Lehr- und Lernfreiheit, Gleichstellung der Konfessionen, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, Volksvertretung in Oestreich und

beim deutschen Bundestag antrug. Die Professoren Endlicher und Hye — der letztere ein pfiffiger Schaukelmensch, der in einem Athem gegen und für die Adresse redete — wurden beauftragt, die Adresse in die Burg und vor den Kaiser zu bringen, was ihnen nach Ueberwindung von allerhand Hindernissen am Abend dieses 12. Märztages gelang. Der gute Ferdinand gab den beiden Adresseträgern gute Worte, deren Sinn jedoch, falls sie überhaupt einen hatten, schwer oder gar nicht zu entziffern war. Sechsunddreißig Stunden später hat der Kaiser schon deutlicher gesprochen.

3.

Aber was dachte denn nur die Metternichtigkeit, daß sie eine Revolution so straflos gewähren ließ, und wäre es auch nur eine papierene Adressenrevolution? Oh, die Metternichtigkeit dachte gar nichts. Sie saß ruhig, sicher und vornehm-kühl, wie immer, in der Staatskanzlei. Was ging sie das unerhörte Neue an, welches seit dem 6. März in Wien geschah? Sie hatte ja ihrerseits wohlweislich beschlossen, alles beim Alten zu lassen*).

Das kranke „System“ fieberte sachte einem „Nachlaß der Natur“ zu. Indessen unterließ es noch nicht, auf seinem Kranken-

---

*) Effinger am 10. März: „Die Lage der Dinge ist auch hier auf einmal viel ernster geworden als man vor wenigen Tagen für möglich hielt. Die Vorgänge in Deutschland, insbesondere die Proklamation des Königs von Baiern, in welcher unter anderem auch eine Revision der deutschen Bundesverfassung verheißen wird, haben in den höchsten hiesigen Regionen der Meinung Zugang verschafft, daß die seit mehreren Wochen vorberathenen Reformpläne nicht mehr genügen und daß es daher besser sei, bis Ruhe in die Gemüther zurückgekehrt, Alles beim alten zu lassen.“ S. B. A.

lager die Farbe der Gesundheit und Kraft sich anzuschminken. Hat doch noch am 12. März einer der Herren Staatsräthe (Graf Hartig?) geäußert, man sollte die frechen Jungen in der Aula peitschen; das wäre die beste Antwort auf die Adresse. Allein im Laufe des Tages waren im Sinne von Bewilligungen oder wenigstens Scheinbewilligungen Hände thätig, wie sie an byzantinischen Höfen stets ihre fünf und zehn Finger in Staatssachen hineinzustecken pflegen, Weiberhände. Erzherzogin Sophie hörte nicht auf, zu wiederholen, der Metternich bringe die Dynastie ins Unglück. Das kam auch der Metternichin zu Ohren und die wollte es nicht auf sich sitzen lassen. Melanie Zichy, des Haus-, Hof- und Staatskanzlers dritte Frau, vereinigte zwar den Hoch- und Uebermuth von hundert Junkern in ihrer weiland schönen Person, erkannte aber mit scharfem Fraueninstinkt, daß Petrefakte wie ihr Herr Gemahl und der „graue Schleicher" Ludwig nicht das Zeug hätten, einem Wickelkind von Revolution mit energischem Griffe den Hals umzudrehen. Folglich müßte es rathsam sein, dem Adressen hergreinenden Balg einen Scheinkonzessionenlutschbeutel ins Maul zu stopfen. Frau Melanie suchte das zuwegezubringen, indem sie den Grafen Montekukkoli, den Marschall der niederöstreichischen Stände, einen Konzessionsmann, zu ihrem Gemahl führte und beide mitsammen in ein Zimmer versperrte, bis der Fürst dem Drängen des Grafen nachgab. Das Resultat dieser Unterrocksdiplomatie war, daß am späten Abend vom 12. März die Staatskonferenz ein Kabinettsschreiben aufsetzte, worin sie den Kaiser erklären ließ, er habe zu beschließen geruht, es sollten „aus allen Provinzen Mitglieder der Stände und zwar aus jedem Stande ein Mitglied nach Wien berufen und dort mit einer Regierungskommission in Berührung gebracht werden, damit sie mit derselben in Ansehung ihrer ständischen Verhältnisse in Rücksprache träten." Eine Art von metternichtig verdünntem „Vereinigtem Landtag" also. Ferner, „der Kaiser habe sich vorbehalten, dieser ständischen

Deputation die Maßregeln andeuten zu laſſen, welche die Bedürfniſſe des Augenblickes erfordern.“ Man ſieht, in den Lutſchbeutel wurde wenig Zucker, aber viel Sägmehl gethan. Begreiflich daher, daß das Wickelkind, dem Arme und Beine wunderbar ſchnell wuchſen — die Arbeiterbevölkerung der Vorſtädte hatte ſich nämlich derweil allgemach auch zu rühren begonnen — an dem kläglich-unſchmackhaften Ding nicht lutſchen wollte, ſondern vielmehr ungebärdiger zu ſchreien und zu ſtrampeln ſich anſchickte.

Am nächſten Tag, am 13. März, hob dann wirklich jene ſogenannte wiener Märzrevolution an, welche eigentlich keine Revolution geweſen iſt und die nur den wirrſäligen Beweis lieferte, daß man im Machen und im Bekämpfen von Revolutionen in der Donauſtadt beiderſeits noch gar keine Uebung hatte. Ueberhaupt gewähren die deutſchen Regungen und Erhebungen vom Frühjahr von 1848, ſo man ſie von einem über die Parteidunſtſphäre erhöhten Standpunkt aus betrachtet, keinen erquicklichen Anblick. Zwar fehlen nicht ganz die heldiſchen Züge, aber überall fehlt die Grazie, — jene Grazie, welche ſämmtlichen pariſer Revolutionen ein ſo hübſches Relief verleiht. Auch verletzt das Plump-Nachahmeriſche der deutſchen Bewegung den gebildeteren Sinn. Der Mangel an Eigenwüchſigkeit, elementarer Leidenſchaft und ſpontaner Kraft macht ſich allzu ſehr fühlbar. Wär' es geſtattet, einen ſtudentiſchen Ausdruck zu gebrauchen, ſo müßte man ſagen: Was die Franzoſen ihnen in Wein vorgetrunken, haben die Deutſchen in Bier nachgeläppert. Man ſpürt an allen Ecken und Enden den widerwärtigen Bierſtubengeruch.

Am 13. März trat der niederöſtreichiſche Landtag in ſeinem Sitzungshauſe in der Herrengaſſe zuſammen. Dieſe Statiſten-Verſammlung hatte ſonſt nicht die geringſte Bedeutung und ihre Verhandlungen waren nur ein Formalitätsſchwindel. Da aber die Menſchen ſtets einen beliebigen Afterglauben haben müſſen,

so war in Wien an diesem Tage der Afterglauben an die niederösterreichischen Landstände Trumpf, für etliche Stunden nämlich. Zeitig am Morgen sammelten sich Scharen von „wohlgekleideten" Bürgern in dem Hofe des Landhauses. Der 13. März war ja überhaupt der Revolutionstag des wohlgekleideten, wohlhabenden, behäbigen wiener Bürgerthums*). Ein anderer Sammelplatz war die Universität, wo Schaukler Hye einen langen Schwatz that, um der Studentenschaft zu sagen, daß Se. kaiserliche Majestät die Adresse sehr huldvoll entgegenzunehmen geruht habe. Die Studenten wollten nicht begreifen, wie denn der Herr Professor dazu käme, um solcher kaiserlicher nichtssagender Huld willen diesen Tag „als den größten in der Geschichte Oestreichs" zu pfalliren. Sie ließen also den Schwätzer drinnen in der Aula schwatzen und organisirten sich derweil draußen im Hofe zu einem Zug nach dem Ständehause.

Das „System" seinerseits warf sich auf seinem Krankenlager, das übermorgen zu seinem Sterbebette werden sollte, hin und her, rath- und thatlos. Staatskonferenz und Staatsrath waren in der Burg versammelt und warteten höchst wahrscheinlich auf eine Eingebung von oben; denn sie selber dachten und thaten nichts. Der arme Kaiser war in das innerste der inneren Gemächer verschlossen. Man schützte seine Krankheit vor, fürchtete aber seine Gutmüthigkeit. Selbst die gewöhnlichsten militärischen Vorsichtsmaßregeln waren vernachlässigt und es ist eine kennzeichnende Thatsache, daß die Staatskonferenz- und Staatsrathsmumien an diesem Tage mit der Welt außerhalb der Hofburg mittels keiner andern Organe verkehrten als mittels der kommenden und gehenden Wortführer der Bewegung. Trotz alledem behauptete die Metternichtigkeit noch immer ihre viel-

*) Effinger am 13. März: „Die Volkshaufen, die übrigens durchaus nicht das Aussehen der arbeitenden, sondern der wohlhabenden Klasse an sich tragen, scharen sich nunmehr beim bürgerlichen Zeughaus zusammen."
S. B. A.

belobte vornehme Kühle. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler hatte am Morgen eine Konferenz mit dem preußischen General-Diplomaten oder Diplomaten-General Radowitz. Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Meldung, daß auf den Straßen große Unruhe zu herrschen begänne. „Was geht das mich an? Das gehört nicht in mein Ressort“, sagte der Fürst mit „klassischer Ruhe“ und nahm den Faden der Unterhaltung wieder auf. Der „Familienrath“, weder Fleisch noch Fisch, aber ein Inventarstück in diesem lothringisch-habsburgischen Byzantinerthum, war ebenfalls in der Burg beisammen und zwar, parlamentarisch zu kauderwelschen, gewissermaßen als Linke. Denn es gab darin den widermetternichtigen Ton an die Erzherzogin Sophie, welche schon seit etlicher Zeit den Fürsten gern durch einen Andern ersetzt gesehen hätte oder eigentlich durch eine Andere, nämlich durch die Frau des Erzherzogs Franz Karl.

Wie jedermann weiß, hat nachmals, als in Oestreich die Mörderin Reaktion über die Schwärmerin Revolution Meisterin geworden, die wiener Märzbewegung von den „Juden“, schlechterdings nur von den „Juden“ gemacht worden sein müssen. In Berlin dagegen konnten es bekanntlich die Juden nicht allein thun. Dort hat „eine Handvoll von Literaten, Advokaten, Juden und Fremden“ die „Erzinfamie“ der Märztage zuwegegerichtet. Nun wohl, es ist wahr, an beiden Orten haben die Kinder Israel bedeutend mitgethan. Das machte, ihre Pulse und ihre Zungen gingen rascher als die der germanischen „Gojim“. Aber ebenso wahr ist, daß 9 Zehntel dessen, was die Rückwärtserei von der märzlichen Thätigkeit und Wirksamkeit der Juden sich erzählt, absurde Lügenmärchen sind, der Mühe einer Widerlegung unwerth. Die Reaktion ist doch sonst nicht gerade so dumm, wie sie aussieht. Wie kommt sie also dazu, ihren Pfaffen und Junkern die Schmach anzulügen, sie seien von „lausigen“ Juden besiegt worden?

Die Haltung der auf dem Hofe des Ständehauſes in der Herrengaſſe verſammelten Menge von Bürgern und Studenten war zuvörderſt eigentlich gar keine. Dieſe guten Wiener guckten einander dämiſch und verlegen an. Sie hatten das Gefühl, daß etwas angefangen werden, etwas geſchehen ſollte. Aber was wollte man anfangen und wer ſollte anfangen? Eine verteufelte Frage, ſtachelig wie ein Igel! Denn daß das „Syſtem“ nur noch ein Syſtem „in extremis“, wußte man nicht; wohl aber, daß es nach dem Spielberge nicht ſehr weit ſei. Endlich wurde aber der Igel doch angefaßt und zwar allerdings von einem Nachkommen Abrahams, Iſaaks und Jakobs. Der junge Doktor Fiſchhof, ein Enthuſiaſt, ehrlich und brav in jeder Fiber, ſchwingt ſich auf das Dach des Hofbrunnens und bricht von dort herab mit einem „Hoch die Freiheit!“ das Eis. Sofort ſtürzt der Phraſenſchwall hervor und „Gewiſſensfreiheit!“ „Preßfreiheit!“ „Miniſterverantwortlichkeit!“ „Konſtitution!“ u. ſ. w. ſpritzen nach allen Seiten hin und umher. Man ſetzt ſich mit der Statiſten-Verſammlung im Ständehaus in Beziehung, etwas tumultuariſch zwar, doch in Gemüthlichkeit. Sprecher Fiſchhof ſagt: „Das Volk iſt gekommen, um durch ſeine Haltung die Stände zu unterſtützen, ſo ſich dieſe verpflichten wollen, die allgemeinen Wünſche an den Kaiſer zu bringen“. Der Landtagsmarſchall Montekukkoli erwidert: „Mit Vergnügen. Des Volkes Wünſche ſind auch unſere, der Stände, Wünſche“. Allgemeines Vergnügen ſoweit.

Inzwiſchen hat aber ein Student angefangen, von der Rednerbühne, d. h. von dem Brunnendache draußen im Hofe herab die Koſſuthrede vom 3. März vorzuleſen und alsbald beginnt das Feuer derſelben auch hier Funken zu werfen. Dieſe Funken platzen inmitten der Menge, daß es kracht und dampft. Die Rede gibt ein handliches Programm. Die trefflich geſtimmten Kehlen haben jetzt einen Text mit Noten und die Symphonie hebt an. „Abdankung des allverhaßten Miniſters!“ — „Weg

mit den Volksverdummern, den Jeſuiten!“ — „Keine Ruſſen!“ — „Augenblickliche Bürgerbewaffnung!“ In dieſes Koncert herab fällt aus einem Fenſter des Ständehauſes ein Blatt Papier, worauf geſchrieben ſteht, die Stände hätten beſchloſſen, den Kaiſer um Veröffentlichung des Staatsbudget und um Berufung eines ſtändiſchen Ausſchuſſes aus allen Provinzen zu bitten. „Mehr nicht?“ — „Zum Teufel mit den Ständen!“ — „Zerreißt den Wiſch!“ Ein Student thut ſo, erturnt dann den Balkon des Ständehauſes und ruft die Loſung über die Menge hin: „Wir wollen eine Verfaſſung! Es lebe der konſtitutionelle Kaiſer von Oeſtreich!“

Wenn der „allerhöchſtſelige“ Kaiſer Franz in ſeiner Gruft bei den Kapuzinern dieſen Ruf gehört hätte, er würde ſich zweifelsohne nicht nur einmal, ſondern dreimal im Grabe herumgedreht haben. Dem bei Lebzeiten eines Tages Verſchnupften hatte ſein Leibarzt Stifft geſagt, die Sache habe nichts zu bedeuten, Se. Majeſtät habe ja eine gute Konſtitution. „Was Konſtitution!“ raſſelte der ſteinherzige Deſpot den Arzt an. „Was ſchwatzen's da, Stifft? Dies Wort laſſen's mich halt nit wieder hör'n! Eine gute Natur, ſagen's mein'thalb, oder in Gottesnamen eine gute Komplexion; aber, ſchauen's, eine gute Konſtitution gibt es gar nit. Ich hab' keine Konſtitution und will keine hab'n!“

4.

Soweit alſo war man zu Wien an den Iden des März vorgeſchritten, daß man die Gebote der Loyalität und die Anforderungen des Liberalismus in dem Rufe: „Vivat der konſtitutionelle Kaiſer von Oeſtreich!“ zuſammenkuppelte. Damit hielt man ſich noch innerhalb der Schranken der wiener Gemüthlichkeit. Aber nur noch einen Augenblick; denn im nächſten that man doch ſchon

einen Schritt darüber hinaus und zwar zunächst in das Ständehaus hinein.

Daran war eine Art Panik schuld, welche aber diesmal die Leute nicht rückwärts, sondern vorwärts scheuchte. Auf der einen Seite des Hofraums hieß es: „Der Doktor Fischhof und unsere übrigen Vertrauensmänner, die mit dem Landtagsmarschall verhandeln, werden da drinnen im Landhaus als Gefangene zurückgehalten.“ Auf der andern: „Vom Schottenthore zieht Militär heran.“ Zorn und Furcht können die Menschen bekanntlich zu allerhand machen. Hier machten sie die versammelte Menge zu einem kolossalen Sturmbock, welcher mit einmal wüthend gegen das Ständehaus stieß. Die Treppe hinan, hinein, hinauf, geradeaus, rechtshin, linkshin, in alle Zimmer und Gänge splitterten die einzelnen Theile hinein, in welche die Maschine innerhalb des Hauses auseinandergeborsten war. Die „Stände“ entfuhren ihrem Sitzungssal wie ein Klumpen Quecksilber unter einem Hammerschlag nach allen Seiten hin auseinanderspritzt. Der Landtagsmarschall Montekukkoli spricht nur noch die geflügelten Worte: „Meine Herren, es ist nichts mehr zu thun als die Volkswünsche dem Kaiser zu überbringen.“ Etliche seiner Kollegen schließen sich ihm an, Studenten vorauf, Studenten hintendrein, so geht es zur Burg.

Hier erschrickt man nicht wenig über den unceremoniösen Aufzug des Herrn Landtagsmarschalls, läßt jedoch denselben nicht bis zum Kaiser dringen. Die Staatskonferenz nimmt, was Montekukkoli bringt, in Berathung. Sie faßt alles, was von Weisheit und Thatkraft in ihr ist, zusammen und bringt es richtig zu dem Beschlusse, es sei den Ständen der Bescheid zu ertheilen: — „Dasjenige, was den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entspricht, wird durch ein eigens hierzu aufgestelltes Komité geprüft und der allerhöchsten Entscheidung unterzogen werden, worüber Allerhöchstdieselben das zum allgemeinen Wohle der Gesammtheit ihrer geliebten Unterthanen Dienliche mit Beschleunigung

beſchließen werden“.... Hört ihr das Glöcklein? Macht Platz, damit man dem „Syſtem“ die Sterbeſakramente bringen kann.

Aber horch, ein anderer Ton! Knatterte da drüben beim Ständehauſe nicht eine Gewehrſalve? Und folgte derſelben nicht ein wirres Weh- und Wuthgeſchrei?

Wohl, ſo war es. Auf demſelben Platze, wo vorhin die wiener Revolution mit Reden getauft worden, hatte ſie auch ihre erſte Bluttaufe empfangen... Schon am Morgen waren Truppenabtheilungen aus den Vorſtädten nach der inneren Stadt gezogen und insbeſondere die Zugänge zur Burg ſtark mit Fußvolk und Reiterei beſetzt, auch zum Schutze dieſer Zugänge, ſowie anderwärts, Kanonen aufgefahren worden. Das Kommando hatte der Erzherzog Albrecht, eines volksbeliebten Vaters, des Erzherzogs Karl, unbeliebter Sohn, obzwar ſich ihm weiter nichts nachſagen ließ, als daß er eben ein Erzherzog vom gewöhnlichen erzherzoglichen Schlag, ſchnauzbärtig-barſch, wie das einem Prinzen und Soldaten geziemt. Er leitete vom Platz „am Hof“ aus die militäriſchen Anordnungen und Bewegungen, in welchen übrigens kundige Augen von Anfang an eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Schlaffheit bemerkt haben wollen. Die Truppen dagegen waren im Ganzen „vom beſten Geiſte beſeelt“, d. h. ſie waren willenloſe Maſchinen, wie dies die Soldaten einer ſtehenden Armee von Disciplin- und Subordinationswegen ſein ſollen. Als die Nachricht kam, das Ständehaus ſei vom Volke geſtürmt worden, wurden vom Minoritenplatz aus Grenadiere und vom Schottenthore her Pioniere in Bewegung geſetzt, um Haus und Hof zu ſäubern. Es geſchah dies ohne Zweifel nicht in der Abſicht, einen gewaltſamen Zuſammenſtoß hervorzurufen; allein die Möglichkeit, ja die Wahrſcheinlichkeit eines ſolchen lag ſchon in der Luft.

Denn die Stimmung der auf allen Plätzen und Straßen dicht und dichter ſich anſammelnden Maſſen war ſeit etlichen

Stunden immer heißer geworden. Das blitz- und donnerschwangere Fluidum, welches die Menschen mit Veränderungsluft und Kampfzorn tränkt, lag auf der Stadt. Das Glacis wimmelte von Vorstädtern. Auf dem Ballplatz vor der Staatskanzlei brach ein „Pereat Metternich!“ nach dem andern los. Auf der Freiung schrie es: „Fort mit Sedlnitzky!“ und eine Straße warf der andern die Verwünschungen des verhaßten Staatskanzlers und seines dreimal vermaledeiten Oberspirren zu. In dem Gewühle und Gewoge mußten die Bewegungen der militärischen Patrouillen, ja ganzer Kolonnen immer schwieriger werden. Die unbewaffnete Menge wich zwar überall vor den Kompagnien und Bataillonen auseinander, aber allenthalben schlug sie sofort hinter den Soldatenreihen wieder zusammen, zischend, heulend, brausend wie ein brandendes Meer. Mitunter gab es auch schon Vorzeichen späterer Ereignisse, Vorzeichen, daß die militärische Maschine doch nicht ganz durch und durch niet- und nagelfest sei. Man sah eine Kompagnie von Grenadieren dem Zuruf von Seiten des Volkes: „Gewehr bei Fuß!“ nachkommen; man sah anderwärts, daß ein Zug von Artilleristen aus freien Stücken die Bajonnette von den Gewehren that.

Auf dem Hofe des Ständehauses wurden die Truppen mit Zischen und Grunzen empfangen. Als sie Anstalt machten, den Platz zu säubern, verschritt das Volk, welches die Räume des Ständehauses von unten bis oben anfüllte, dazu, alles Mobiliar zu zerschlagen, um mit den Trümmern von den Fenstern aus gegen die Soldaten bombardirend zu handiren. Ein Offizier der Pioniere wird von einem dieser Wurfgeschosse mehr nur gestreift als getroffen. Er schreit seinem Zuge zu: „Schlagt an! Feuer!“ und die erste Salve entladet sich gegen die Fenster. Sie verwundet niemand, aber das Geknalle steigert den Trotz und Zorn des Volkes und Haus und Hof widerhallt von dem Ruf: „Fort mit dem Militär!“ Da kommt der kommandirende Erzherzog selber angeritten mit seiner Generalität. Er will in

seiner Weise Ordnung schaffen. Er hat so eben drüben „am Hof“ einem Bürger, welcher ihn dringend bat, die Bürgergarde ausrücken und durch sie die Ruhe herstellen zu lassen, wie das Volk es verlange, die Abfertigung zutheil werden lassen: „Einem Volke, das verlangt, geb' ich nichts; ich werde es zu traktiren wissen!“ So traktirt er es denn auf seine Manier, nicht aber — man darf das nicht verschweigen — ohne persönlich gereizt worden zu sein. Eines der aus den Ständehausfenstern fliegenden Holzstücke trifft den Erzherzog empfindlich und unmittelbar darauf krachen zwei Gewehrsalven. Ob der Prinz selber dazu das Kommando gegeben oder nicht, gleichviel; die Salven krachen los, mitten in das Gedränge der unbewaffneten Menge im Hofraum hinein und strecken fünf Personen todt zu Boden, darunter einen Greis mit langen schneeweißen Haaren.

Als Sieger zieht der Erzherzog mit seinen Generalen, Korporalen und Soldaten ab. Denn diese Waffenthat hat den Platz im Nu gesäubert. Aber die Fliehenden wollen Rächer sein. „Waffen! Waffen!“ schreit es. „Zum Zeughaus!“ Und sie werfen sich in die engen Gassen, welche zum bürgerlichen Zeughaus führen, in ihrem Grimm und Groll nicht darauf achtend, daß die dort einschwenkende schwere Reiterei sie niederhaut und niederstampft. Sie suchen sich, hier geworfen, auf der Freiung wieder zu setzen. Andere Scharen, noch immer waffenlos, machen sich mit fliegendem Athem und ungeschickten Händen daran, auf dem Judenplatze Barrikaden zu improvisiren. Auch beim Sankt Stephan, am „hohen“ Markt und in der Nähe der Hofburg spielen einzelne Kampfscenen. Aber das alles sieht noch nach nicht viel aus, ist verzettelt, kraftlos, dilettantisch. Man erkennt deutlich, daß die Weltgeschichte in dieser guten Stadt Wien bislang noch keinen Lehrstuhl der Barrikadosophie errichtet hatte.

Nun aber bekam es ganz den Anschein, als sollte diese Wissenschaft auch in Wien nicht allein theoretisch gelehrt, sondern

sofort in praktische Uebung gebracht werden. Denn das beim Ständehause vergossene Blut schrie, wenn nicht zum Himmel, so doch zu den Herzen der wiener Bürger und zwar der wohlhäbigen wiener Bürger, welche berechtigt waren, die Uniform der altherkömmlichen städtischen Bürgergarde zu tragen. Vielleicht hatte keiner dieser ehrenwerthen Familienväter jemals die Oreſtie des Aeschylos gelesen, allwo die Chorführerin meint: —

„Für blutigen Mord sei blutiger Mord
Als Buße gesetzt! Wer frevelte, büße!"

aber als die Kunde dessen, was beim Landhause geschehen, blitzschnell durch alle Quartiere der Stadt sich verbreitete, ging unter den Leuten vom „Besitz" und von der „Intelligenz" ein zorniges Rumoren um, so etwas könnten sie sich doch nicht gefallen lassen, und die Mehrzahl entschloß sich denn auch, obzwar sehr allmälig, so etwas sich wirklich nicht gefallen zu lassen. Angesehene Männer aus ihrer Mitte, wie die Herren Scherzer, Arthaber, Hornbostl und Bach, waren nach verschiedenen Seiten hin thätig, um das wiener Bürgerthum auf den Plan und in Thätigkeit zu bringen. Die Einen bestürmten den Bürgermeister, einen Tropf der Tröpfe, durch Schlagenlassen des Generalmarsches das bewaffnete Bürgerkorps zur Sammlung zu rufen, und als der Jammermensch es nicht wagte, ließen sie auf eigene Hand von Gasse zu Gasse die Trommel wirbeln. In Folge dessen begann sich in den ersten Nachmittagsstunden die Bürgergarde auf den Glacis zusammenzuthun. Vom Versammeln bis zum Handeln war es freilich noch weit. Die willenlose Schäfigkeit und viereckige Unbehülflichkeit, welche durch einen jahrhundertelangen Despotismus gepflanzt worden, konnte nicht plötzlich verschwinden. Darum brachte es der unermüdliche Scherzer nur mühselig dazu, daß sechs seiner Mitbürgeroffiziere sich bereit finden ließen, ihm als Abordnung nach der Hofburg zu folgen.

Diese Abordnung sollte zuvörderst nur die Zurückziehung

der Truppen und die Betrauung der städtischen Bürgermiliz mit der Wiederherstellung der Ordnung von der Staatskonferenz erwirken; allein unterwegs mußten sich die Mitglieder der Deputation überzeugen, daß mehr, viel mehr gefordert werden müßte, falls einem Aeußersten vorgebeugt werden sollte, alles in allem: die Entfernung Metternichs. Denn „mit der Schlange stirbt auch ihr Gift“. Man sollte jedoch die Erfahrung machen, daß die Schlange mitunter ihr Gift hinter sich zurückläßt.

Um 5 Uhr Abends langte Scherzer mit seinen Kameraden in der Burg an. Etwas später traf daselbst eine Abordnung der Universität ein. Die Studenten nämlich hatten sich wieder in Masse in der Aula gesammelt und erhoben den Ruf nach Waffen. Professor Hye suchte sie mittels eines Schwatzes hinzuhalten, welcher unter anderen schönen Dingen auch die großartige Selbstberühmung enthielt, daß er, Hye, „obgleich Vater von 4 Kindern“, so muthig in die Bresche trete. Als aber die Blutbotschaft vom Ständehausplatze hereinkam, machten die jungen Leute dem professorlichen Geschwätze tumultuarisch ein Ende, einstimmig nach Waffen schreiend und drohend, sie würden, so man ihnen keine Waffen gebe, das Zeughaus stürmen. „Der Rektor soll unsere Bitte um Bewaffnung an den Kaiser bringen — schlug ein junger Arzt, Doktor Köck, vor — er hat ja das altherkömmliche Recht, allzeit unangemeldet beim Kaiser erscheinen zu dürfen.“ Man holte den Rektor Jenull herbei und der zweiundsiebzigjährige Hofrath war an diesem 13. März so sehr Mann und Nichthofrath, daß er die Sendung übernahm und, begleitet von den Herren Hye und Endlicher, nach der Burg sich aufmachte, nachdem ihm die Studenten versprochen hatten, bis zu seiner Rückkehr nichts zu unternehmen.

So fanden sich denn nach und nach drei Abordnungen, die ständische, die bürgerliche und die akademische, in der Burg zusammen. Das Wickelkind der wiener Revolution war nur erst

zum halbwüchsigen Mädelchen geworden, welches als Bittgängerin sein Glück versuchte.

5.

Das labyrinthische Winkelwerk der wiener Hofburg, allwo hispanisches Mittelalter in allen Ecken kauerte, hatte so Ungeheuerliches, wie an diesen Märztden geschah, noch nie geschaut. Selbst an jenem Junitag von 1619 nicht, als die Faust einer adeligen Rottirung den zweiten Ferdinand in seinem Kabinett am Koller packte. Denn das war eben ein Junkerkrawall gewesen, weiter nichts; heute aber schien die Stammgästin der Tuilerien, Dame Revolution, auch einmal im Kaiserpalast an der Donau einen Besuch abstatten zu wollen.

Die Burg bot in ihrem Innern ein mikrokosmisches Spiegelbild dessen, was ganz Wien, was ganz Oestreich an diesem Märztage war: — ein Bild hilfloser Anarchie. Oberceremonienmeisterin Etikette that schon auch hier, was sie 18 Tage zuvor im Königspalast an der Seine gethan hatte: sie packte ihren Kram zusammen. In den inneren Gemächern saß die Staatskonferenz da in Permanenz und der Familienrath dort. In den Vorzimmern und Korridoren drängten sich Staatsräthe, Generale, Hofräthe, Hofdamen, Zofen und Lakaien. Da war zweck- und zielloses Kommen und Gehen, jenes Hasten und Tasten, jenes Flüstern und Wispern, dessen Summe Rathlosigkeit heißt. Wie Gespenster des Mittelalters schauten die wachthaltenden Trabanten der Arcièrengarde in das ängstlich-bewegte Treiben; sie bildeten in ihrer hispanischen Tracht, Grandezza und Unbeweglichkeit einen geradezu lächerlichen Kontrast zu dem Gewimmel und Gewusel um sie her.

Die Metternichtigkeit suchte derweil ihr Einziges, ihre vor-

nehme Kühle und Unnahbarkeit, noch immer zu bewahren. Dies zeigte der Nichterfolg der akademischen Abordnung. Rektor Jenull und seine zwei Begleiter versuchten umsonst, zu dem abgesperrten Kaiser zu dringen. Man führte sie endlich zu dessen Bruder, dem Erzherzog Franz Karl, welcher ihnen „als ehrlicher Mann“ die Versicherung gab, es seien „Konzessionen im Werke“. Ob der Erzherzog auch die Uebertragung des Oberbefehls über die gesammte bewaffnete Macht an den Fürsten von Windischgrätz — welche mit diktatorischer Vollmacht ausgestattete Uebertragung noch am Abend des 13. März stattfand — unter diesen „Konzessionen“ verstanden habe, ist nicht recht klar. Die Abordnung wollte aber einen bestimmteren Bescheid haben und drängte sich mühselig bis zum Erzherzog Ludwig durch. Der zeigte sich anfänglich noch völlig eingemauert in seinen lothringisch-habsburgischen Dünkel. Da warf sich der alte Jenull vor ihm auf die Kniee: — „Kaiserliche Hoheit, es steht alles auf dem Spiele, wenn unsere Bitten abgeschlagen werden!“ Herr Ludwig war zwar ein Erzherzog, aber keineswegs ein Erzheld. Er wankte. „Nun ja — sagte er — die Staatskonferenz wird beförderlich berathen, welche Zugeständnisse allfällig zu machen seien.“ — „Und die Bewaffnung der Studirenden?“ — „Man wird sie in Erwägung ziehen.“

Mit diesem sattsam untröstlichen Ergebniß ihrer Sendung machte sich die Deputation auf den Rückweg zur Aula, kreuzte sich aber unterwegs mit einer zweiten von dort kommenden, welche, von der medizinischen Fakultät abgeordnet, die Forderungen der Studirenden in noch energischerer Form nach der Burg zu bringen beauftragt war. Der Dekan Lerch und die Doktoren Engel und Schilling machten diese Abordnung aus, Männer einer jüngeren Generation, deren Haltung dem Gelehrtenstande Wiens einen sehr ehrenwerthen Antheil an den Märzereignissen sicherte. Dieser Deputation gaben die Studenten das Versprechen, bis 9 Uhr Abends zu warten. Würde bis zur bezeichneten Stunde

ihr Gesuch nicht bewilligt sein, so wollten sie losbrechen. Die Abordnung konnte nur mit großer Mühsal zur Burg gelangen. Denn die unteren Schichten der Stadtbevölkerung hatten jetzt in ihrer Manier in die Bewegung einzugreifen begonnen. Die Menge hatte sich mit Wehr und Waffen versehen, so gut es gelingen wollte, d. h. mit dem Geräthe der Werkstätten und der Feldarbeit. Unter Vortragung von wunderlichen Standarten und Emblemen, z. B. eines schmutzigen Lappen an einer Stange mit der Inschrift „Vivat Sedlnitzky, der Hauptlump!" — scharten sich die Haufen und warfen sich zerstörend auf Wachthäuser und öffentliche Gebäude. Freut euch, ihr Glasermeister von Wien, ihr werdet morgen unendlich viel Arbeit vorfinden. Wurden doch sogar die Fenster des dem Josephsplatze zugekehrten Flügels der Hofburg zertrümmert. Aber am wildesten ras'te die Verwüstungslaune an und in der orientalisch-üppig eingerichteten Villa Metternich am Rennweg. Es blieben von diesem Prachtwohnsitz vornehmer Kühle nur die nackten Mauern stehen. Auch an den Gasleitungen übte sich die Zerstörungswuth. Vom Kärnthnerthor bis zum Burgthor waren auf den Glacis die Röhren bloßgelegt und aus denselben loderte das entzündete Gas in dicken, baumhohen Säulen in den Nachthimmel empor.

Da und dort verschritten die aufgestellten Truppen zum Angriff auf das Volk. Es war aber kein Plan und Zusammenhang in diesen Angriffen. Ein heftiger und dauernder Kampf hatte am 13. März nirgends statt: die Gesammtzahl der Getödteten und Verwundeten erreichte nicht die Ziffer 50. Aber freilich hing es nur an einem Haare, daß vor den Thoren der Burg selbst ein gräßliches Blutbad angerichtet worden wäre. Die Menge stand dort so dicht, daß ihre Vorderreihe hart an die Bajonnette der den Palast absperrenden Soldatenkette und an die Mündungen der daselbst aufgefahrenen Kanonen gepreßt war. Einer der vielen Erzherzoge, welche an diesem Tage in der Burg sich unnütz machten, Maximilian, hatte den Befehl ge-

geben, das Volk mit Kartätſchenſchüſſen zurückzutreiben; allein ein verſtändiger Feuerwerker nahm den Artilleriſten die brennenden Lunten weg und trat ſie aus. Feuerwerker müſſen Verſtand beſitzen, Erzherzoge müſſen geboren ſein.

Aber wie war es inzwiſchen den abgeordneten Bürgerwehroffizieren in der Burg ergangen? Schlecht genug. Zunächſt hatte ihnen der Herr Staatsrath Graf Hartig auseinandergeſetzt, ſie irrten gröblich, wenn ſie wähnten, dem Kaiſer mitſpielen zu können, wie dem Louis Philipp in Paris oder dem Ludwig in München mitgeſpielt worden. Die Offiziere ließen ſich auf keine Entgegnung ein und wollten zum Kaiſer oder wenigſtens zum Stellvertreter deſſelben, zum Erzherzog Ludwig. Zum letzteren zu dringen gelang endlich. Aber Se. kaiſerliche Hoheit war wieder ganz ſtarr und ſtörrig. Die einzige Antwort, welche der Präſident der Staatskonferenz der Abordnung zu geben ſich herabließ, lautete: „Konceſſionen? Nichts da! An den Bürgern iſt es, für die Wiederherſtellung der Ordnung zu ſorgen. Baſta.“ Aus dem Empfangſale des Prinzen in das von Menſchen wimmelnde Vorzimmer hinausgetreten, ſagt Scherzer zu ſeinen Mitdeputirten: „Wir haben hier nichts mehr zu thun. Laßt uns gehen.“ Da faßt ihn jemand im Gedränge beim Arm und Scherzer erkennt den Erzherzog Johann, welcher zu ihm ſagt: „Ich weiß, wo es fehlt, lieber Freund; aber warten Sie noch!“ und dann ſchnell in den Sal hineingeht. Die Wartenden tritt wiederum der Graf Hartig an mit der Frage: „Was wollen Sie denn eigentlich?“ — „Den Rücktritt Metternichs.“ — „Wie? Was unterſtehen Sie ſich? Glauben Sie denn, daß der Kaiſer den Mann, welcher ſeit 30 Jahren das Staatsruder geführt hat, einer Volkslaune opfern wird?“ — „Das weiß ich nicht; aber was ich weiß, iſt, daß ich im Namen und Auftrag des Volkes hier bin und daß es meine Pflicht, auszuſprechen, was das Volk denkt.“ Der Herr Graf ſchwand weg und dieſer Hauptadept der Metternichtigkeit hat dann, wie ſelbſtverſtändlich,

den am 13. März noch vergötterten Herrn und Meister schon am 14. verleugnet und zwar, wie ebenfalls selbstverständlich, gerade für so lange, bis die Metternichtigkeit in Oestreich eine verböserte Auflage erlebte.

Nach allerhand nutzlosem Hin- und Herreden rief ein Adjutant die Bürgerwehroffiziere wieder in den erzherzoglichen Audienzsal hinein. Sie fanden jetzt in demselben außer dem Erzherzog Ludwig die Erzherzoge Albrecht und Maximilian, sowie den Fürsten Metternich. Im Hintergrunde hielten sich verschiedene Gruppen von Hofwürdeträgern, Staatsbeamten, Generalen und Ständemitgliedern. Metternich trat vor, klopfte dem Sprecher der Deputation auf die Schulter und sagte: „Sie sind ein wiener Bürger. Für die Bürger Wiens wäre es eine Schande, so sie im Verein mit dem Militär nicht einen Straßenkrawall besiegen könnten." — „Durchlaucht", entgegnete Scherzer genau mit den Worten, welche Abends 10 Uhr am 14. Juli 1789, am Abend des Bastillesturmtages, der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt im Schlosse zu Versailles zu Ludwig dem Sechszehnten gesagt hatte — „Durchlaucht, das ist kein Straßenkrawall, sondern eine Revolution, an welcher alle Klassen sich betheiligen." — „Das ist nicht wahr. Es sind nur Juden, Polen, Italiener, Schweizer, welche das Volk aufwiegeln." — „Durchlaucht, die Petition an die niederöstreichischen Stände ist von Tausenden aus allen Ständen unterzeichnet und außerdem kann Ihnen ein Blick in die Straßen die Wahrheit meiner Aussage bestätigen. Mit dem Militär zusammenzuwirken, ist für uns Bürger eine Unmöglichkeit geworden, seitdem jenes auf das Volk geschossen hat." Der Erzherzog Albrecht hielt diese Unmöglichkeit keiner Beachtung werth. Er sagte: „Man könnte die Bürgergarden gemeinsam mit dem Militär die Wachtposten beziehen lassen; aber jene müßten darauf gefaßt sein, daß bei dem ersten Zeichen von Widerstand scharf geschossen würde." — „Wir müssen uns entschieden weigern, diesen Vorschlag anzunehmen", erklärten

die Bürger. Worauf der ſchießluſtige Erzherzog Maximilian hoch herab: „Nun wohl, ſo ſeid auch ihr Rebellen und wird man auch auf euch ſchießen.“ Das war aber den guten Wienern doch zu erzherzoglich. Sie kehrten der durchlauchtigen Verſammlung den Rücken, ſtürzten in das Vorzimmer hinaus, wo ſie ihrer Entrüſtung in unzweideutigen Worten Luft machten, und wollten fort. Da wurden ſie aber von den Höflingen, deren meiſten das Herz aus Furcht ſchon anderswo ſaß als in der Bruſt, mit ſanfter Gewalt zurückgehalten, um wenigſtens keinen troſtloſen Beſcheid aus der Burg hinaustragen zu können.

Gerade jetzt traf auch die Abordnung der mediziniſchen Fakultät im Vorzimmer ein. Ihr erſter Sturm auf die knöcherne Halsſtarrigkeit des Erzherzogs Ludwig und auf die vornehme Kühle des Fürſten Metternich ſchien gar keinen Erfolg zu haben. Allein ſchon vereinigten ſich in dem Audienzſal mit den Bitten der Deputation die Vorſtellungen von Herren wie Kolowrat und aus dem mehr und mehr in den Zuſtand tumultuariſcher Bewegung gerathenen Vorzimmer drang ein lauter Warnungsruf nach dem andern herein. Dorthin hatte ſo eben ein Offizier der Bürgergarde die Nachricht gebracht, daß von im Polizeigebäude verſteckten Soldaten auf friedlich vorbeimarſchirende Bürgergarden geſchoſſen worden und durch dieſe meuchleriſchen Schüſſe zwei Gardiſten getödtet ſeien. Allgemeine Entrüſtungsbezeugung, denn ſogar Höflinge und Hoflakaien ſtimmen in dieſelbe mit ein. Der aus dem Empfangſal tretende Erzherzog Albrecht mochte aber dieſe Entrüſtungsbezeugung als an ſeine Adreſſe gerichtet anſehen und ſagte unwirſch: „Der Vorfall ſoll unterſucht werden. Uebrigens iſt ja mit Holz und Steinen auch auf mich geworfen worden und zwar von Bürgern.“ Ein Mitglied der zuletzt von der Univerſität angelangten Deputation will einen Einwurf vorbringen. „Halten Sie das Maul!“ runzelt ihn der Erzherzog an. Da geſchieht etwas in dieſem Raume noch nie Geſchehenes: — der Erzherzog wird ausgeziſcht. Der Ange-

runzelte murmelte ſo etwas wie: „Kaiſerliche Hoheit, Grobſein iſt keine Kunſt“ — und ſetzt dann deutlicher hinzu: „Es ſieht alles danach aus, als würde es auch hier bald heißen müſſen, wie es in den Tuilerien geheißen hat: — Zu ſpät!“ Unwillkürlich echot die ganze bunt durcheinander gewürfelte Verſammlung das ſchickſalsſchwere Wort.

Ob es auch drinnen hinter den Flügelthüren einen Widerhall gefunden? Ob dieſer Widerhall verſchärft worden durch das Büchſengeknatter, welches von den Stallgebäuden der Burg herüberſcholl? Es mag ſein; denn gewiß iſt, daß man ſich im Audienzſal endlich zu einer Konceſſion verſtand und zwar zur Aufhebung der Cenſur, weil man damit den Dank der „Intelligenz“ zu erwerben und die dankbare vom Volke zu trennen hoffte. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler begab ſich aus dem Sal in ein anſtoßendes Kabinett, um den Entwurf einer Preſſeverordnung, etwa nach dem Muſter der preußiſchen vom 8. März, zu Papier zu bringen. Da ſchlägt durch die halboffene Thüre vom Sale her das Wort an ſein Ohr: „Metternich muß abdanken!“ Er glaubt zu träumen, er hat wohl falſch gehört, er lauſcht. Wahrhaftig wiederum: „Ja, der Fürſt muß zurücktreten!“ Aber ſolcher frechen Rebellion wird doch ſofort widerſprochen, ſie wird, ſie muß von der Wucht des allgemeinen Unwillens erſtickt werden? Ach nein, kein Widerſpruch, ſondern vielmehr vielſtimmige, faſt ſtürmiſche Zuſtimmung.

Nun, Mann der vornehmen Kühle, zeige, ob du mit derſelben Gelaſſenheit, womit du das Glück der Völker zu Grunde richten geholfen, das eigene Glück dahinfahren ſehen kannſt .... Er konnte es, das muß man ihm laſſen! Und ſei es auch nur mit der Würde der Blaſirtheit, er iſt wenigſtens nicht ohne Würde gefallen; nicht ſo kläglich und jämmerlich, wie Louis Philipp und Monſieur Guizot fielen. Er iſt in Wahrheit „aufrecht von dannen gegangen.“ Gar manche, gar viele im Umkreiſe von Deutſchland haben ihm ein gemeines Hohngelächter nach-

gesandt, die nach seinem Falle zur Macht gelangten, um dieselbe wie Lumpe zu handhaben und wie Lumpe wieder zu verlieren....

Wer aber hat im Audienzsal des Erzherzogs Ludwig am 13. März um 8 Uhr Abends den Rücktritt Metternichs zuerst offen gefordert? Ein Mitglied der niederöstreichischen Stände, ein Graf, dem man nachgesagt hat, er sei nur das Sprachrohr der Erzherzogin Sophie gewesen.

Im Vorzimmer drängten sich inzwischen die bedrohlichen Botschaften, mehrte sich das chaotische Durcheinander, stiegen Spannung und Ungeduld bis zur Unerträglichkeit. Da thaten die Salthüren sich auf und die Abordnungen der Bürgerwehr und der Hochschule wurden hineingerufen. Aus dem Kreise der Erzherzoge, Staatsräthe u. s. w. trat der Fürst Metternich hervor und ließ sich, zu den Bürgerwehroffizieren gewendet, mit „ruhigem Anstand“ also vernehmen: „Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen, von meinem Standpunkt aus für das Heil der Monarchie zu sorgen. Glaubt man, daß das Beharren auf jenem Standpunkte dieses Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen. Sie haben erklärt, nur mein Rücktritt vermöge die Ruhe wieder herzustelleu. Ich effektuire denselben also mit Freuden. Ich wünsche Ihnen Glück zur neuen Regierung, wünsche Oestreich Glück.“ — „Durchlaucht“, entgegnete einer der Bürgeroffiziere, „wir haben nichts wider Ihre Person, aber alles wider Ihr System, und darum müssen wir wiederholen: nur durch Ihre Abdankung retten Sie den Thron und die Monarchie. Wir danken Ihnen also für Ihren Rücktritt. Vivat Kaiser Ferdinand!“

Das Vivat widerhallte im Sale, scholl in das Vorzimmer hinaus und wurde von dort durch die ganze Burg weitergerufen. Metternich wiederholte die Versicherung der Bereitwilligkeit seines Rücktritts, welche Wiederholung überflüssig war und den künstlerischen Effekt seines „Abgangs“ bedeutend beeinträchtigte. Er verlor sich dann unter den Anwesenden, verschwand im Hinter-

grunde, glitt unbemerkt aus der Burg, wußte in den Palast des Fürsten Lichtenstein zu gelangen, wo er die Nacht verbrachte, entkam dann am folgenden Morgen mit allerlei Listen, wenn auch nicht gerade in einem kaiserlichen Wäschewagen, unter der energischen Bedeckung seiner Frau Gemahlin aus der Stadt und auf den Bahnhof der gloggnitzer Bahn, dann über Olmütz nach Prag, von da weiter und endlich über die See nach London, dem gemeinsamen Ziel- und Sammelpunkte der hohen, höheren und höchsten Februar- und Märzflüchtlinge. Hier konnte er seinem Mitsonderbundspolitiker Guizot die Abenteuer seiner Flucht erzählen und von diesem sich erzählen lassen, wie es dem steifleinensten aller Doktrinäre zu Muthe gewesen, als er in Weiberkleidern hatte davongehen müssen. Vielleicht würde Metternich gelacht und sogar Don Guizot gelächelt haben, wenn sie gewußt hätten, daß einer heiteren Sage zufolge dasselbe binnen kurzer Zeit auch Sr. Heiligkeit Pius dem Neunten begegnen und also die alte Päpstin-Johanna-Fabel von einem Papst im Unterrock im 19. Jahrhundert wieder aufgewärmt werden würde ....

Recht charakteristisch ist, daß man den Haus-, Hof- und Staatskanzler aus dem Audienzsal abziehen ließ ohne allen Habedank. Der Erzherzog Ludwig, dem das von Amtswegen geziemt hätte, fand nicht ein einziges anerkennendes Abschiedswort. Ueberhaupt keines. Die knöcherne Halsstarrigkeit des „grauen Schleichers" schien jetzt einer vollständigen „Verdatterung" gewichen zu sein. Auf das Andrängen der Abordnungen bewilligte der „Verdatterte" nur so im Schwick und Handumdrehen die Bewaffnung der Studenten und die Einreihung sämmtlicher Bürger in die Bürgergarde, d. h. die Volksbewaffnung.

Die Deputirten eilten auf den Burgplatz hinunter. Scherzer erkletterte dort einen Gaskandelaber und rief in die wogende Volksmasse hernieder: „Metternich ist gestürzt, ist fort!" Das sagte alles oder schien wenigstens alles zu sagen. Ungeheuerer Jubel brach aus und wälzte sich brausend aus der inneren Stadt

nach den Vorſtädten. Die Bürger Wiens illuminirten und auch die Proletarier der Vorſtädte illuminirten; nämlich in ihrer Weiſe, indem ſie die verhaßten Mauthhäuſer an den Linien niederbrannten. Noch in der Nacht fand die nothdürftige Organiſation und Bewaffnung der „akademiſchen Legion“ ſtatt, die ihren Namen unauflöslich mit der Geſchichte Oeſtreichs im Jahre 1848 verknüpft hat. Die „Aula“ wurde das „Hotel de Ville“ von Wien.

6.

So war denn das „Syſtem“ todt und ab? Es hatte, nachdem ſein Hauptträger Metternich gefunden, die Luft der Hofburg ſei für ihn nicht länger zu athmen, ſeinen letzten Odemzug gethan? Behüte! Die Agonie des zähllebigen Dinges war noch nicht vorüber. Im Gegentheil, es gab ſogar Leute, welche wähnten, mittels tüchtiger Doſen von Moſchus müßte es ſich am Leben erhalten laſſen. Mit anderen Worten: der Metternich war fort, aber die Metternichtigkeit war noch da und die Kamarilla, welche ſich nicht erſt ſeit heute oder geſtern um die Erzherzogin Sophie her gebildet hatte, war des Dafürhaltens, jetzt, da ſie obenauf gekommen, ſei alles gut und weiter nichts mehr zu thun, als dafür zu ſorgen, daß die im Verlaufe des 13. März gemachten Bewilligungen über die Bedeutung von Scheinkonceſſionen nicht hinauswüchſen. Der Prinzeſſin ſelber, welche ſich jetzt als Gewalthaberin fühlte, kam es nicht entfernt zu Sinne, dem Abſolutismus Valet zu ſagen. Sie glaubte aber, denſelben geſchickter und ſtraffer handhaben zu können als der „ſchwache alte Mann“, der Metternich, und konnte dies für etliche Stunden glauben, da ſich natürlich alle militäriſchen und bureaukratiſchen Abſolutiſten ſofort der aufgehenden Sonne Sophie zuwandten. Alle dieſe Damen und Herren hatten von der Lawinen-Natur einer Be-

wegung, wie die des 48ger März eine gewesen ist, gar keine Vorstellung. Für sie handelte es sich auch am Morgen des 14. März noch nur um die Beseitigung eines „Straßenkrawalls". Der Fürst Windischgrätz, ein siebenfach potenzirter Junker-Offizier, sollte das besorgen.

Allein die Lawine war trotzdem einmal im Rollen, und als man in der Hofburg die widerwilligen Ohren dem Gerolle nicht mehr verschließen konnte, gab man sofort zaghaft nach. Kein Zweifel, das Ausschlaggebende ist gewesen, daß das gesammte wiener Bürgerthum, auch in solchen seiner Schichten, wo Vernunft und Freiheit sonst nicht weniger verhaßt waren als in den Hofkreisen, über Nacht liberal und reformlustig geworden oder, dem unwiderstehlichen Zug der Tagesmode folgend, wenigstens so that. Es sah sich unendlich lächerlich an, wie alte und junge Hofräthe, beschnittene und unbeschnittene Bankherren am Morgen des 14. März nach dem bürgerlichen Zeughause keuchten, um sich in die „Nationalgarde" einregistriren und für „Kaiser, Freiheit und Vaterland" irgendeinen rostigen Schießprügel auf die Schultern legen zu lassen. Allein von den Fenstern der Burg aus gesehen, hatte dieser massenhafte Zudrang zur „Volksbewaffnung" nichts Lächerliches, sondern etwas Bedrohliches, etwas so Bedrohliches, daß man gar nicht wagte, von den Streitkräften an Linientruppen Gebrauch zu machen, welche in dichten Scharen auf den Glacis lagerten.

Frühmorgens hatte man das allerdings beabsichtigt und noch bis nach Mittag an dieser Absicht festgehalten. Sonst wäre es ja unerklärlich, wie man um 3 Uhr eine Bekanntmachung ausgehen lassen konnte, welche von Seiten der Wiener nur als Drohung und Herausforderung gedeutet werden konnte, die Bekanntmachung: „Der Kaiser hat beschlossen, zur Wiederherstellung der Ruhe dem Feldmarschalllieutenant Fürsten Windischgrätz alle nöthigen Vollmachten zu übertragen und ihm alle Civil- und Militärautoritäten zu unterordnen."

In Wahrheit aber hatte der arme, gute, eingeriegelte Kaiser Ferdinand etwas ganz Anderes beschlossen, als man ihn da sagen ließ. Er hatte beschlossen: „Ich laß nit schießen!“ Er suchte auch, soweit es in seinen Kräften stand, diesem *seinem* Beschlusse Geltung zu verschaffen und man durfte seine Stimme doch nicht ganz überhören, maßen, wie die Sachen lagen, die Fiktion von seiner Kaiserschaft schlechterdings nicht ganz bei Seite gestellt werden konnte. Es müssen während jener Märztage sonderbarliche Auftritte in den Familiengemächern der Hofburg gespielt haben und es konnte, was da vorging, nicht ganz verholen bleiben. Die strenge Wacht haltende Etikette war ja weggeschwunden, die Kontrolirung der Kommenden und Gehenden hatte aufgehört und schon der summende Wirrwarr im ganzen Palaste mußte den Kaiser aufmerksam machen, daß drinnen und draußen Ungewöhnliches vorging. Sehr begreiflich und verzeihlich auch, daß die Vorhängeschlösser, welche in gewöhnlichen Zeiten die Lippen der kaiserlichen Leibdiener verschlossen hielten, durch die unerhörten Ereignisse dieser Tage aufgeschlossen wurden. Genug, es lief schon am Abend des 14., noch bestimmter aber am Morgen des 15. März in der ganzen Stadt die Sage um, der Kaiser habe, nachdem ihm klar geworden, daß der Fürst Windischgrätz mittels Bajonnetten und Kartätschen die Wiener Mores lehren sollte, im Familienrathe wiederholt ausgerufen: „Ich laß nit schießen! Und wenn ihr schießen laßt, geh' ich fort!“

Es ist dann auch wirklich nicht geschossen worden. Theilweise doch gewiß auch aus Rücksicht auf die kaiserliche Willensäußerung; größeren Theils aber sicherlich darum, weil sowohl dem vielköpfigen Familienrath als der Erzherzogin-Sophie-Koterie jene Entschlossenheit abging, die das Aeußerste wagte. Die rollende Lawine flößte doch Respekt ein. Erst weit später, als ihr Donnergeroll aufgehört hatte und sie zu Wasser geworden war, fand man den Muth, seine Standrechtswolluſt auszulassen.

Aber wiederum später sollte ein Tag kommen, ein Junitag von 1867, wo auch Haus Lothringen-Habsburg einmal erfahren mußte, wie es Vätern und Müttern, Frauen und Kindern, Brüdern und Schwestern thut, wenn Standrechtsschüsse knallen. Oh, große Sternenbannerrepublik jenseits des Ozeans, Heil dir für allzeit, weil du in deinem Siegesfrühling von 1865 ein glorreichstes Beispiel gegeben, daß die einzige dem Freistaatsbürgerthum geziemende Rache ein großmüthiges Verzeihen und Vergessen ist! . . .

Halbes Wollen bringt überall nur ganze Dummheiten zuwege. Halb wollte man in der Hofburg nachgeben, halb widerstehen. So wurde der 14. März in lauter kläglichen Halbheiten verzettelt, bis dann noch am späten Abend richtig eine ganze Dummheit daraus geworden ist.

Die Bevölkerung der Stadt hatte gegen Abend zu, nachdem die erwähnte Bekanntmachung ruchbar geworden, eine unverkennbar drohende Haltung angenommen. Dichtgescharte Massen umstanden die Burg. Das revolutionäre Roth vollzog in Gestalt von Bändern und Kokarden seine Erscheinung. Unaufhörlich schlugen die tausendstimmigen Rufe: „Preßfreiheit!“ „Nationalgarde!“ „Konstitution!“ an die Mauern des Palastes. Im Prätorium, in der Aula, rüstete man sich alles Ernstes zu einem Waffengang. Derweil hatte das Hin- und Herparlamentiren zwischen der Burg und der Stadt immer seinen Fortgang. Nach Einbruch der Nacht gab einer Abordnung, an deren Spitze die Herren Engel und Arthaber standen, der Fürst Windischgrätz die Versicherung, am folgenden Tage würde dem Volke alles Gewünschte gewährt werden. Etliche Stunden nachher wurde in den von Bürger- und Studentenpatrouillen durchzogenen Straßen — es klingt unglaublich dumm — ein Plakat angeschlagen, das höchst lakonisch Wien in Belagerungszustand erklärte. Dieser Windischgrätzismus verschwand aber so schnell wieder, wie er gekommen. Noch später hielt die durch Metter-

nichs Austritt verſtümmelte Staatskonferenz unter Beiziehung einzelner Staatsräthe eine gemeinſame Sitzung mit dem Familienrath, bei welcher Gelegenheit der ſiebzehnjährige Erzherzog Franz Joſeph, der nachmalige Kaiſer, zum erſten Mal an einem Staatsakte ſich betheiligte. Der Rathſchlag ging dahin, ob Oeſtreich eine Konſtitution haben ſollte oder nicht? Dabei muß es nun hochkomiſch mitanzuſehen geweſen ſein, wie ſchon das Wort „Konſtitution“ die Herren kopfſcheu machte. Es war, als ginge das Geſpenſt des höchſtſeligen Kaiſers Franz durch den Konferenzſal, den knöchernen Finger drohend erhoben. „Konſtitution? Stifft, was ſchwatzen's da? Das Wort laſſen's mich nie wieder hör'n!“ Man wollte auch wirklich nichts davon hören und hören laſſen. Das Reſultat der Berathung war demnach wieder ein halber Entſchluß, alſo abermals eine ganze Dummheit. Man beſchloß nämlich, am nächſten Tage kundzuthun, daß „die Stände der deutſchen und der ſlaviſchen Länder Oeſtreichs, ſowie die Centralkongregationen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs ſpäteſtens bis zum 3. Juli Abgeordnete nach Wien ſenden ſollten, da der Kaiſer die Abſicht habe, ſich in legislativen und adminiſtrativen Fragen ihres Beiraths zu bedienen.“ Nebel!

7.

Der „Nebel“ wirkte am Morgen des 15. März keineswegs beruhigend, um ſo weniger, als er von einer Bekanntgebung des Fürſten Windiſchgrätz begleitet war, worin den Wienern, obzwar mit etwas verblümten Worten, verdeutet war, daß ihre Stadt eigentlich im Belagerungszuſtand ſich befände. Als wär' es darauf abgeſehen, dieſen Belagerungszuſtand ins Geſicht zu verhöhnen, flatterte das erſte cenſurfrei gedruckte Flugblatt luſtig durch die Stadt, das „Lied an die Univerſität“, vom guten

Poeten Frankl während des Wachtſtehens gedichtet*). Unter der Bevölkerung war das mit unverholener Erbitterung kundgegebene Gefühl allgemein, daß es heute zum Biegen oder zum Brechen kommen müſſe. Und es wäre zweifelsohne zum Brechen, d. h. zu einer Vorwegnahme der Oktobereigniſſe gekommen, ſo

*) „Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht.
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Univerſität.

Die Stunde iſt des Lichts gekommen!
Was wir erſehnt, umſonſt erfleht,
Im jungen Herzen iſt's entglommen
Der Univerſität.

Das freie Wort, das ſie gefangen,
Seit Joſeph arg verhöhnt, geſchmäht,
Vorkämpfend ſprengte ſeine Spangen
Die Univerſität.

Zugleich erwacht's mit Lerchenliedern;
Horcht, wie es dithyrambiſch geht!
Und wie die Herzen ſich erwiedern:
Die Univerſität!

Und wendet ihr euch zu den bleichen
Gefall'nen Freiheitsopfern, ſeht:
Bezahlt hat mit den erſten Leichen
Die Univerſität.

Doch wird dereinſt die Nachwelt blättern
Im Buche der Geſchichte, ſteht
Auf einem Blatt mit goldnen Lettern:
Die Univerſität."

Man wird zugeben müſſen, daß dieſer erſte cenſurfreie Lerchenſchlag in Oeſtreich nicht ſehr tief gegriffen und volltönig war, wenn auch ſehr wohlgemeint. Die dichteriſche Ausbeute des Jahres 1848 war überhaupt in ganz Deutſchland keine bedeutende. Großartig ſteht nur eine poetiſche Aeußerung aus jener Zeit da: Freiligraths Zornflammengedicht „Die Todten an die Lebendigen".

man in der Hofburg nicht zuletzt doch noch zum Sichbiegen entſchloſſen hätte.

Im Laufe des Vormittags ſchlug nämlich im Palaſte die Widerſtandsſtimmung, welche frühmorgens herrſchend geweſen, wieder um. Hauptſächlich in Folge eindringlicher Warnungen und Beſchwörungen, womit insbeſondere die Erzherzogin Sophie beſtürmt wurde. Als ſolche Warner und Beſchwörer werden genannt der erzherzogliche Leibarzt Huſſian, die Grafen Czernin und Breuner, der Freiherr Sommaruga und — nicht als der letzte, ſondern als der erſte — der geiſtreichſte Oeſtreicher, Bauernfeld. Auch Graf Anton von Auersperg (Anaſtaſius Grün) ſoll mitbeſtimmend eingegriffen haben. Es muß aber eine mühſamſte Arbeit geweſen ſein, die Erzherzogin und ihre Umgebung von der unausweichlichen Nothwendigkeit der Gewährung einer Konſtitution zu überzeugen. Auch gelang es nur mittels wiederholter Anläufe.

Zunächſt verſuchte man noch, das Verhaßte abzuwenden und die Möglichkeit, des Abſolutismus ſüße Gewohnheit zu retten, zu erproben, ein althergebrachtes dynaſtiſches Hausmittel. Se. kaiſerlich königlich apoſtoliſche Majeſtät ſollte ihren geliebten Unterthanen ſich zeigen. Vielleicht daß dann der loyale Jubel alle unliebſamen konſtitutionellen Forderungen verſtummen machte. Dies iſt der Sinn jener Umfahrt, welche man Vormittags den guten Kaiſer Ferdinand im offenen Wagen machen ließ. Doch auch hier, wie ſo häufig im Leben und in der Geſchichte, bewahrheitete ſich Mephiſto's Wort: „Ihr glaubt zu ſchieben und werdet geſchoben.“ Der kaiſerliche Kranke wurde auf ſeiner Fahrt mit einem unendlichen „Vivat Kaiſer Ferdinand, der nit ſchießen läßt!“ begrüßt und von den Volksmaſſen dermaßen mit Zärtlichkeit überſchüttet, daß er bei ſeiner Heimkehr in die Burg bis zu Thränen gerührt war und entſchieden, ſoweit er entſchieden ſein konnte, erklärt haben ſoll, „ein ſo gutes Volk, welches ihn ſo ſehr liebe, müſſe halt auch die verlangte Konſtitution haben“. Dem-

nach wäre die kaiſerliche Aus- und Umfahrt zum Gegenſatze von dem ausgeſchlagen, was die Veranſtalter derſelben damit bezweckt hatten.

Noch andere Motive drängten einer Entſcheidung zu. Gegen Mittag traf der Palatin von Ungarn, der Erzherzog Stephan, in der Hofburg ein, einer Abordnung des ungariſchen Reichstags voraufeilend, an deren Spitze Koſſuth und Batthyany ſtanden. Wie nämlich die Rede des erſteren vom 3. März aus Preßburg nach Wien herübergewirkt, ſo hatten die wiener Ereigniſſe vom 13. März ihre Wirkung in Preßburg gethan. Die koſſuth'ſchen Anträge waren nun auch von der Magnatentafel, die bis dahin gezögert hatte, zu Beſchlüſſen erhoben worden und die vom Reichstag entſendete Deputation kam, dieſe Beſchlüſſe vor den Thron zu bringen. Der Erzherzog Stephan galt für einen weißen Raben, d. h. für einen „liberalen" Erzherzog. Jedenfalls beſaß er Scharfblick genug, um die Sachlage in Wien klar zu erkennen. Er meinte, man könne Dreierlei thun: entweder die Anarchie künſtlich großfüttern, damit ſie baldigſt im eigenen Fett erſticke; oder den Abſolutismus gewaltſam herſtellen; oder endlich den Zeitforderungen mit klug rechnender Nachgiebigkeit entgegenkommen. Er für ſeine Perſon rathe zum Letzteren. Außerdem machte der Prinz aufmerkſam, daß bei der unverkennbar entſchloſſenen und drohenden Haltung der Bevölkerung Wiens ein längeres Zögern alles auf Spitze und Knopf ſtellen würde. Zwar machte die Partei in der Hofburg, von welcher geſchrieben ſteht:

„Der Kaiſer Franz war ihr noch zu joſephiſch,
Die Kleriſei war ihr zu wenig pfäffiſch,
Der Papſt noch nicht genug Papiſt
Und Chriſtus ſelbſt zu wenig Chriſt" —

noch eine letzte Anſtrengung, „alles beim Alten zu laſſen", und als ſie damit nicht aufzukommen vermochte, fing ſie ein wahrhaft läppiſches Feilſchen und Markten um das entſetzliche Wort „Kon-

stitution“ an. Es sollte in dem zu erlassenden kaiserlichen Manifest genannt und doch auch wieder nicht genannt werden. Man vereinigte sich dann, nicht „konstitutionelle Gestaltung“ und auch nicht „Konstituirung“, sondern „Konstitution des Vaterlandes“ zu sagen, — ein möglichst dummer Ausdruck.

Ein Herr Hock hat sich gerühmt, das Konstitutionsmanifest in der Hofburg niedergeschrieben zu haben, und zwar vom Grafen Hartig — („et tu, Brutum?“) — dazu aufgefordert. Dieser Entwurf sei dann von Kolowrat durchgesehen und Nachmittags von der Staatskonferenz angenommen worden. Das Ding ist übrigens wunderlich auf Schrauben gestellt und schlecht stilisirt. In dem Augenblick, wo das Manifest dem Kaiser zur Unterschrift vorlag, sollen die Absolutisten einen letzten Versuch gemacht haben, abwehrend zwischen das Papier und die kaiserliche Hand sich zu drängen. Eine historisch ungreifbare Sage will, Anastasius Grün sei es da gewesen, welcher halb im Raube die kaiserliche Unterschrift erlangt hätte; eine halb, wenn auch nicht ganz verbürgte dagegen will, Ferdinand habe die Abmahner und Abwehrerinnen mit einem zornigen „Bin ich der Kaiser oder nicht?“ weggescheucht.

So ist denn Schlag 3 Uhr Abends am 15. März das „System“ endlich unselig im Teufel entschlafen.

Eine halbe Stunde später trat ein kaiserlicher Herold aus dem Hauptportal der Burg, um der harrenden Menge das Manifest kundzumachen. „Wir Ferdinand der Erste haben nunmehr solche Verfügungen getroffen, die wir als zur Erfüllung der Wünsche unserer treuen Völker erforderlich erkannten. Die Preßfreiheit ist durch meine Erklärung der Aufhebung der Censur in derselben Weise gewährt wie in allen Staaten, wo sie besteht. Eine Nationalgarde, errichtet auf den Grundlagen des Besitzes und der Intelligenz, leistet die ersprießlichsten Dienste. Wegen Einberufung der Abgeordneten aller Provinzialstände und der Centralkongregation des lombardisch-venetianischen Königreichs

in der möglichſt kürzeſten Friſt mit verſtärkter Vertretung des Bürgerſtandes und unter Berückſichtigung der beſtehenden Provinzialverfaſſung zum Behufe der von uns beſchloſſenen Konſtitution des Vaterlandes iſt das Nöthige verfügt."

Abends ſchwamm die ganze Stadt in einem Licht- und Jubelmeer. So leicht ſind die alten Kinder, die Völker, mittels Wortſpielzeugs zu entzücken. In der Aula ließ Koſſuth in deutſcher Sprache den „harmoniſchen Katarakt" einer ſeiner Reden brauſen und fand eine jauchzende Verbrüderung ſtatt zwiſchen Deutſchthum, Magyarenthum und Slaventhum. Der Rauſch währte nicht länger als eben Räuſche zu währen pflegen, allein ſo ein Verbrüderungsrauſch iſt immer etwas werth in dieſem „der Diskordia geweihten Tempel", wie der alte Voltaire unſere arme Erde füglich genannt hat („un vaste temple dédié à la discorde"). In unendlicher Prozeſſion umſchritt auf dem Joſephsplatze die Volksmaſſe das Erzbild des großen und unglücklichen Kaiſers, dem man eine Fahne mit den deutſchen Farben in den Arm gelegt hatte, ihm, dem einzigen Lothringer-Habsburger, der — (in einem Brief vom 13. Juli 1787 an den Koadjutor Dalberg) — von ſich bekannte, daß er „das gemeinſame Vaterland liebe und ſtolz darauf ſei, ein Deutſcher zu ſein." Ununterbrochen rauſchten jubelnde Vivats zu dem auf den Burgbalkon herausgetretenen Ich-Laß-Nit-Schießen-Ferdinand empor. Thränen erſtickten ſeine Stimme, als er ſeinen Dank in ein Lebehoch auf ſein Volk zuſammenfaſſen wollte. Unter den vielen Glücklichen dieſes Tages war der arme gute Kaiſer vielleicht der Glücklichſte. Auch in die nächſtfolgenden Tage reichte die Feſtſtimmung hinein. Die Bürgerwehr und die Studentenlegion ſorgten eifrig und erfolgreich für die Aufrechthaltung der Ordnung*). Aber doch

*) Effinger am 16. März: „In Wien iſt die Freude überaus groß, doch weit mehr unter den gebildeten Klaſſen, die nicht zu der höchſten Ariſtokratie und Bureaukratie gehören, als unter dem Handwerkerſtand und dem Volke, welche die Ereigniſſe der letzten Tage noch gar nicht begreifen." Am 17. März:

begann die Heiterkeit des Horizontes schon am 1. April sich zu trüben; denn die Widerhaarigkeit der Völkerelemente, aus welchen Oestreich zusammengesetzt war, ließ sich nicht länger hinter Verbrüderungsphrasen verstecken*).

Das ist sehr bald widerlichst offenbar worden. Am 2. April wurde die schwarzrothgoldene Fahne auf dem Thurme vom Sankt Stephan aufgepflanzt; aber in Prag, der Hauptstadt eines deutschen Bundeslandes, war schon kein Deutscher, welcher die deutschen Farben trug, vor Beschimpfung und Mißhandlung sicher. Die Mitglieder der „Swornost“ stolzirten da im Hochgefühle slavischer Nationaltracht und eines Tages sagte einer der Chorführer des Czechenthums, der Publizist Hawliczek, auf der Straße zu dem deutschböhmischen Poeten Moritz Hartmann: „Ja, wir sind lieber russische Leibeigene als freie Deutsche.“ — „Darf ich von diesen Worten öffentlich Gebrauch machen?“ — „Sagen Sie es der ganzen Welt!“ Das war wenigstens deutlich und ehrlich gesprochen. Andere Czechen und sonstige Slaven verkleideten ihren Haß gegen das Deutschthum noch eine Weile in Freiheitsphrasen, bevor sie offen zur Vergötterung des Czarismus sich bekannten.

Fernhin freilich warf die wiener „Revolution“ einen ungetrübten rothen Freudenschein. In Paris war gerade eine Sitzung des Arbeiterparlaments im Luxemburgpalast zu Ende, als dieser Freudenschein daselbst aufging. Der Vorsitzende, Louis Blanc,

---

„Die Nationalgarde, welche aus dem ehrenwerthesten Theile der Bevölkerung Wiens besteht und bereits 50,000 Mann zählen soll, ist vom besten Geiste beseelt. Dank ihrer und der Studirenden Unermüdlichkeit herrscht in der Stadt die musterhafteste Ordnung und fast alle Tage seit der Revolution trug Wien einen durchaus festlichen Anstrich.“

*) Effinger am 1. April: „In Folge der Abreise vieler reicher Familien und auch in Folge der zum Nachtheile Wiens immer deutlicher hervortretenden separatistischen Bestrebungen der den Kaiserstaat bildenden Länder hat sich der Jubel über die Errungenschaften der Märztage unter der hiesigen Bevölkerung schon bedeutend vermindert.“ S. B. A.

hatte bereits den Sal verlaſſen, kehrte aber mit freudeſtralendem Geſichte in denſelben zurück und rief aus: „Kommt, meine Freunde, ich habe euch eine große frohe Botſchaft mitzutheilen. Ich erfahre ſo eben von meinem Kollegen Lamartine, daß Oeſtreich in voller Revolution iſt.“ Schallender Zuruf von allen Seiten: „Hoch die Republik! Hoch die allgemeine Republik!“ Der „National“ ſtimmte einen Jubelpſalm an: — „Metternich iſt beſiegt und mit ihm der Deſpotismus des Nordens, das letzte Bollwerk des Abſolutismus. In der Revolution von Wien begrüßen wir das Morgenroth der Befreiung Deutſchlands, und du, oh Polonia, bleiche Scheintodte, ſteig' aus der Nacht deines Grabes empor!“

Die Geographie, welche franzöſiſch-leichtweg Wien nach dem Norden verſetzt, iſt zwar in dieſem Ausruf nicht ſehr korrekt; aber man hört aus demſelben heraus den Herzſchlag jener wunderbaren Märztage, wie ſie wohl in einem Jahrtauſend kaum wiederkehren werden. Wer jenen Frühling nicht miterlebte, vermag ſich nicht vorzuſtellen, wie er geglänzt und geblüht hat, die ſchönſte aller Illuſionen, welche jemals über Europa hinleuchtete. Fremd, ſeltſam, unverſtanden klingen die Stimmen jener Tage in unſere enttäuſchte, ernüchterte und vergemeinerte Zeit herein, wie aus einer Welt, die ſchon weit, weit hinter uns verſunken und verſchwunden. Oh, wir ſind unſäglich kühl und klug geworden; wir ſind reif zu guten Unterthanen eines europäiſchen „bas empire“.

VI.

„Ein Mißverſtändniß!“

1.

Friedrich Wilhelm der Vierte tafelte im Schloſſe zu Potsdam, als die Botſchaft anlangte, Wien ſei im Aufruhr und der „Neſtor konſervativer Staatsweisheit“ auf der Flucht. Der König legte Meſſer und Gabel hin und ſagte: „Nun werd' ich wohl nach Berlin müſſen, damit ſie mir dort nicht auch tolle Streiche machen.“

Es war das keine Redensart, es war ein Ueberzeugungswort. Denn Friedrich Wilhelm lebte und webte ja in der Atmoſphäre eines romantiſch-myſtiſchen Königthums, welches die Herren Radowitz, Jarcke und die übrigen Heiligen des „Politiſchen Wochenblattes“ ihm künſtlich zurecht gemacht hatten. Er glaubte demnach aufrichtig an die Allmacht ſeiner Perſönlichkeit und war überzeugt, ſeine Anweſenheit in Berlin würde vollſtändig genügen, jedes allfällige Revolutionsgelüſte niederzuhalten. Zwar könnte man meinen, daß ein Chriſt par excellence, was der König zu ſein ſich berühmte, einem ſo hoffärtigen Gefühle von Omnipotenz nicht hätte zugänglich ſein ſollen; oder wenigſtens, daß der in der Deviſenkunde des Mittelalters ſo wohlbewanderte Liebling Radowitz ſeinen Gebieter zeitweilig an den alten Spruch:

„Quid superbit homo? cujus conceptio culpa
Nasci poena, labor vita, necesse mori!“

hätte erinnern ſollen. Allein man weiß ja, daß ein anderer alter Spruch ſagt: „Hinter dem Kreuze ſteht der Teufel“ — das will ſagen: Auch im chriſtlichſten Chriſten ſteckt noch ein gut Stück vom alten Adam, vom eiteln, hoffärtigen Menſchen; und ebenſo weiß man, daß Höflinge nicht dazu da ſind, den Königen die Wahrheit zu ſagen. So blieb Friedrich Wilhelms romantiſches Allmachtsbewußtſein unverſehrt, bis es in der Nacht vom 18. auf den 19. März jenen furchtbaren Stoß erhielt, vor dem es jählings zuſammenbrach.

Als am 28. Februar um Mittag die Nachricht nach Berlin kam, daß in Paris die Republik ausgerufen und Louis Philipp in einem Fiaker entflohen ſei, ſchrieb Friedrich Wilhelm an Alexander von Humboldt: „Laissons passer en silence la justice de dieu.“ Wenige Wochen zuvor hatte er an den König der Franzoſen geſchrieben: „Sire, Sie ſind der Schild der europäiſchen Monarchieen; Sie ſind der von der Vorſehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten.“ Donec eris felix, cet. Die alte Geſchichte! Der Prinz von Preußen, kein Schöngeiſt und Romantiker, ſondern ein einfacher und ehrlicher Soldat, ſagte: „Louis Philipp iſt durch Barrikaden geſtiegen und durch Barrikaden gefallen; das iſt in der Ordnung.“

Dem Prinzen, als der Verkörperung des preußiſchen Militärgeiſtes, mußte alles konſtitutionelle und parlamentariſche Weſen höchlich zuwider ſein. Daß ihm vollends jede revolutionäre Regung als ein abſcheulichſtes, rückſichtslos zu beſtrafendes Verbrechen erſcheinen mußte, liegt auf der Hand. Aus dieſer Ueberzeugung heraus hat er, der, wie geſagt, kein Schöngeiſt und Romantiker, kein ſchwankendes Rohr, ſondern ein Mann war, allzeit nicht nur geredet, ſondern auch gehandelt. Darum verwarf er von Anfang an alles, was den demokratiſchen Gedanken verrieth, wie Volksbewaffnung, allgemeines Stimmrecht, deutſches

Parlament, mit Entschiedenheit. Aber seines Vaters echter Sohn, hatte er die nüchterne Anschauung Friedrich Wilhelms des Dritten geerbt und besaß eine gute Dosis praktischen Verstandes. Dieser sagte ihm, daß in einer Krisis, wie sie in Folge der Ereignisse in Frankreich auch in Preußen eintreten könnte und vielleicht müßte, mit dem mystisch-romantischen Ding von Königthum, wie sein Bruder es sich vorstellte und zu besitzen wähnte, nicht auszureichen sein würde; sowie, daß die Leute, aus welchen der Mehrzahl nach das Ministerium zusammengesetzt war, diese Eichhorn, Savigny, Thile und Konsorten nicht das Zeug hätten, in einer solchen Krisis zu handeln, wie gehandelt werden müßte, damit die Krone von Gottes Gnaden unbeschädigt und unbemakelt bliebe. Ueberhaupt sollte man, meinte der Prinz ganz richtig, nicht unvorbereitet die Ereignisse an sich herankommen lassen; ebenso, daß man der Mittel, die man bei der Hand hatte, sich bedienen müßte, um die Gewalt des herandrohenden Sturmes zum Voraus zu brechen. Deßhalb hat er denn auch den König erinnert, die Verabschiedung der versammelten Ausschüsse des Vereinigten Landtags biete eine gute Gelegenheit, die vom Lande gewünschte Bürgschaft für die regelmäßige Wiederkehr der Sitzungen dieser „Reichsstände" zu gewähren und kundzugeben. „Warum?" entgegnete Friedrich Wilhelm. „Wer darf mir etwas vorschreiben? Niemand soll mir Forderungen machen. Ich fürchte nichts. Ich bin eine geheiligte Person." Gegen ein so superlativisch-romantisches Persönlichkeitsgefühl war natürlich mit Gründen des armen gesunden Menschenverstandes nicht an- und aufzukommen.

In den Reihen der preußischen Bureaukratie verbreitete der erste Schrecken über die pariser Explosion eine völlige Verbiesterung. Allein der in siebenfältige Steifleinwand eingewickelte Dünkel des Mandarinenthums an der Spree war doch nicht so leicht zu beugen wie die wohllebige Indolenz des Mandarinenthums an der Donau. Nach Ueberwindung des ersten Staunens

und Schreckens über die „Monstrositäten“ vom 24. Februar richtete sich dieser Dünkel wieder kerzengerade auf und that so vornehm, daß er sich bis zu Erinnerungen an die „Campagne in der Champagne“ von 1792 verstieg und wohl gar von einer Wiederholung dieses kläglichen Kreuzzugs für Thron und Altar phantasirte. Der Herr Minister von Bodelschwingh — derselbe, welcher sich unlängst bei einem Zweckessen von einem alten Enthusiasinus von Hofrath den kolossalen Schmeichelei-Unflath hatte ins Gesicht hahnen lassen: „Künftig wird man nicht nur auf Adlerschwingen, sondern auch auf Bodelschwinghen sich erheben“ — der Herr Minister von Bodelschwingh warf lässig die Aeußerung hin: „Ich denke, binnen vierzehn Tagen lassen wir marschiren“ — und am 2. März sprach das Regierungsorgan, die „Allgemeine Preußische Zeitung“, im gewohnten neunmalweisen Orakelton ihr Verdammungsurtheil über die Februarrevolution, welche, meinte sie, nur auf zwei Motiven beruhte, auf „Untreue“ und „roher Gewalt“. Weiterhin wurde sehr zuversichtlich erklärt, daß die Großmächte keine Verletzung der Verträge von 1815 dulden würden. Allein mit dem bodelschwinghischen „Marschirenlassen“ schien es doch nicht sehr zu eilen, da der Staatszeitung zufolge die Regierung „fern war von dem Gedanken einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs“ und sich einstweilen begnügen wollte, „mit scharfem Blick den Bewegungen desselben zu folgen“. Sodann konnte die Neunmalweise doch nicht umhin, die zweifelnde Frage zu thun: „Wird die Revolution auch anderswo neue Triumphe feiern?“ tröstete sich aber sofort wieder damit, daß „unser deutsches Vaterland durch zwanzigjährige schmerzliche Erfahrung gründlicher als irgendein anderer Theil Europa's über die Geschenke der französischen revolutionären Freiheit belehrt ist“.

Ach, es gibt Augenblicke im Völkerleben, wo selbst eine unfehlbare königlich preußische Staatszeitung dem Irrthum näher ist als der Wahrheit. Denn das arme deutsche Vaterland, für

welches die preußische Allgemeine mit einmal so zärtlich besorgt sich zeigte, war, wie die Vorgänge in Südwestdeutschland bewiesen, hinsichtlich der „Geschenke der französischen revolutionären Freiheit“ in anderem als staatszeitunglichem Sinne „belehrt“ und gerade 24 Stunden, bevor das berliner Regierungsorakel gesprochen, hatte die Revolution sogar im taxis'schen Palast zu Frankfurt am Main einen „Triumph“ gefeiert. Denn am 1. März erklärte ja der Bundestag das Unerhörte, daß er „alles aufbieten werde, um für die Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens zu sorgen“, und verkündete feierlich: „Deutschland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europa's gebührt!“

Die Botschaften von den Wirkungen der Februarrevolution im südwestlichen Deutschland machten die wieder gesammelte berliner Selbstgefälligkeit doch einigermaßen stutzig. Zwar die Mandarinen der höchsten Knopfordnung fanden es unter ihrer Würde, um diese Zeichen der Zeit sich zu kümmern: im preußischen Staat war ja alles nicht nur vortrefflich bestellt, sondern auch geradezu unverbesserlich. Um billig, ja, um nur gerecht zu sein, muß man auch anerkennen, daß viel Schein für diese Anschauung sprach. Die preußische Staatsmechanik war zweifelsohne in guter Ordnung. Die Finanzerei wurde mit Redlichkeit geleitet, die Verwaltung mit Genauigkeit geführt, die Justizpflege galt für unabhängig und selbst das dunkelmännische Wüthen eines Eichhorn und seiner Mitfrommen hatte Preußens Nimbus, der „Staat der Intelligenz“ zu sein, noch nicht ganz zerstört. Fügte man zum Stolz auf diesen Schein noch die Beruhigung, welche der Grundsatz, das Volk sei schlechterdings nur willenloses Futter der Staatsmaschine, an die Hand gab, so konnte man sich unschwer erklären, daß die Minister Friedrich Wilhelms des Vierten wähnten, in Preußen sei nichts zu ändern und zu bessern, weil schon alles möglichst gut sei. Allein in Kreisen, die sich zu dieser Höhe mandarinischen Staatsbewußtseins nicht zu

erheben vermochten, ja mitunter selbst in aristokratischen und bureaukratischen Kreisen war man von solcher Befriedigung und Zuversicht weit entfernt. Wie hätte es auch anders sein können? Menschen mit sehenden Augen und hörenden Ohren mußten ja alle so fühlen und denken, wie der Fürst von Karolath in leidenschaftlicher Erregung zum Varnhagen sprach: — „Es wird auch hier losgehen. Es ist bei uns der gräßlichste Zustand, das ganze Land leidet, alles wird verwahrlos't, man regiert nur scheinbar, jeder Beamte denkt nur an sich, wie er sich in Gunst setze und vorwärts komme, die Minister selber kennen und sehen nichts mehr, alles ist Schein und Trug; in dem Dünkel und in der Ueppigkeit ihrer hohen Stellung vergessen sie der allgemeinen Wohlfahrt, die von allen Seiten schutzlos preisgegeben ist. Bleiben die gerechten Forderungen des Volkes noch länger unerfüllt, so werden sie gewaltsam ausbrechen, und was dann folgt, ist nicht abzusehen. Niemand wagt dem Könige zu sagen, was bevorsteht, niemand ihm die falschen Vorstellungen, denen er folgt, zu berichtigen."

2.

Der Klasse der Höchstbesteuerten anzugehören, ist ohne Frage eine gemächliche Sache. Unter Umständen kann es sogar eine verdienstliche sein. Unruhige Köpfe, welche keine Aussicht haben, jemals im Geheimerätheviertel oder im Kommerzienrätheviertel in Berlin zu wohnen, sind freilich der Ansicht, der am höchsten, d. h. am schwersten Besteuerte sei überall und allzeit der „arme Mann", das Volk; allein solche finanzpolitische Ketzereien sind ein für alle Mal in die schwarzangestrichene Region der „destruktiven Tendenzen" zu verweisen und gegebenen Falles zu maßregeln und zu bestrafen. So gemächliche und verdienst-

liche Unterthanen nun aber die Mitglieder der höchſten Steuerklaſſe auch immer ſein mögen und unter Umſtänden wirklich ſind, ſchwerlich dürfte zu beſtreiten ſein, daß, falls es keine niedriger Beſteuerten gäbe, wir ſtatt auf Eiſenbahnen zu fahren noch das wald-urſprüngliche Glück hätten, auf allen Vieren herumzulaufen und mit unſern Vettern und Baſen, den Affen und Aeffinnen, gemiſchte Ehen einzugehen.

Alles Gute, Schöne, Große, alles, was die Menſchen-Beſtien zu Menſchen-Menſchen machte, alles, was die menſchliche Geſellſchaft baute und erhält, ehrt und ſchmückt, alles kam vom armen Mann, nur vom armen Mann, immer und allerorten. Nimmer und nirgends iſt eine erlöſende Idee, ein befreiender Gedanke, eine Weltgeſchicke beſtimmende Entdeckung, eine Menſchenloos mildernde Erfindung, ein frohlockender Blitz des Genius in einem Palaſt zur Welt gekommen. Die Propheten, Heilande und Meſſiaſſe ſind überall und allzeit arme Teufel geweſen. Nur von einem Prinzen weiß man, daß er „von der Menſchheit ganzem Jammer“ angefaßt worden, von Sakjamuni-Buddha, und der fühlte, daß er erſt ein armer Mann werden müßte, bevor er ein Heiland werden könnte. Auch der erlauchte Zimmermann von Nazareth, der große Revolutionär und Sklavenemanzipator, hat bekanntlich keineswegs zur Klaſſe der Höher- oder Höchſtbeſteuerten gehört, — ein widerwärtiger Umſtand für Hofprediger und Bankfrauenpaſtöre! Wie vor ihm, ſo hat auch nach ihm allen nicht bloß gemalten, ſondern wirklichen Vorſchrittsmännern etwas von einer „katilinariſchen Exiſtenz“ angehangen, wobei freilich zu erinnern, daß wir ja von dem römiſchen Verſchwörer nicht mehr wiſſen, als Junker Salluſt und Bourgeois Cicero uns wiſſen laſſen wollten.

Jeder Planentwerfer, Werkmeiſter und Arbeiter am Bau der Zukunft iſt ein geſchworener Feind der Gegenwart und muß es ſein. Maßen aber dieſes Baugewerke ein ſehr mühſelig und leidenreich Ding, maßen das Humaniſirungsgeſchäft keineswegs

ſo bequem und einträglich wie das Couponsſchneiderhandwerk, ſo wird der höchſtbeſteuerten Gemächlichkeit von keinem Verſtändigen zugemuthet werden, daß ſie daran ſich betheilige. Die Einen ſind von Uranfang zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß beſtimmt, ſagen Sankt Auguſtin und Sankt Kalvin. Dieſen iſt Arbeit, Mühſal und Trübſal zugetheilt, Jenen Müſſiggang, Freude und Genuß, ſagt die Erfahrung der Jahrtauſende. Das iſt „göttliche Ordnung". Thoren rennen ſich an dem Granit derſelben die Schädel ein, Weiſe nehmen ſie hin, wie ſie es hinnehmen, daß das Feuer brennt und der Schnee kältet, — als ein Selbſtverſtändliches alſo, das gar nicht in Frage kommt. Summa: Wer eine recht lange, breite und warme Decke beſitzt, hat ſich leicht nach ihr zu ſtrecken, und wer behaglich zugedeckt liegt, braucht nicht mit den Füßen zu ſtrampeln und mit den Armen zu fechten, um ſich ein wenig zu erwärmen.

Demnach kann es gar nicht befremden, ſondern muß als völlig regelrecht befunden werden, daß nicht die Herren Geheimen- und Kommerzienräthe in Berlin „anfingen", wohl aber die „katilinariſchen Exiſtenzen", die Walther vom Habenichts. Jemand mußte doch anfangen, ſintemal allen neunmalweiſen Staatszeitungen der Welt zum Trotz dieſes Anfangen nun einmal eine weltgeſchichtliche Nothwendigkeit war. Die „frommen" Leute, welche hinterher dieſe Nothwendigkeit leugneten, haben damit ihrer „Frömmigkeit" grob ins Geſicht geſchlagen. Denn es iſt ja alles „von Ewigkeit vorherbeſtimmt"; folglich war es auch das „tolle" Jahr, welches neben anderem die berliner Märztage enthielt. Fürwahr, nur ein „Frommer" kann gegen den Stachel dieſer Logik „löcken", ohne ſich die Zunge daran zu ſpießen.

Angefangen ward alſo. Aber zu welchem Ziel und Zweck? Das iſt leichter gefragt als beantwortet; denn man ſollte doch meinen, daß Menſchen, welche eine Revolution anheben, wiſſen mußten, wohin und was ſie damit wollten.

Die Wahrheit iſt, daß dies in Berlin niemand wußte; und

ferner, daß die Berliner zu einem Stück Revolution kamen wie die bekannte Magd zum Kinde. Eine weitverbreitete Unzufriedenheit mit der staatlichen und kirchlichen Romantik des Königs und dem Willkürregiment seiner Minister war allerdings in den gebildeten Klassen schon lange vorhanden. Das Experiment, mittels Aufführung der Vereinigten-Landtags-Posse diese Unzufriedenheit zu beschwören, war mißlungen. Die Leiden des Hungerjahres 1847 hatten in den ärmeren Klassen der hauptstädtischen Bevölkerung die Verstimmung zur Verbitterung gesteigert. Der unwiderstehlich-mächtige Luftdruck, welchen die pariser Explosion verursacht hatte, ballte auch in Preußen die dunstige, dumpfe, schwüle Atmosphäre zu Gewitterwolken zusammen. Die Botschaften aus Südwestdeutschland und vollends die aus Oestreich thaten das Uebrige. Wie, Berlin, die „Metropole der Intelligenz“, sollte Karlsruhe, Stuttgart und München, sollte gar Wien nachstehen? Was, die Preußen allein sollten jetzund, wo es draußen hageldicht, wolkenbrüchig „Errungenschaften“ regnete, geduldig unter dem Zwangsdache des Absolutismus stehen und sitzen bleiben, um nichts von diesem Freiheitssegen abzubekommen? Mit nichten! Die Welt soll sehen, daß auch wir „Demonstrationen“ machen können und an Adressenverfertigungsmuth keinem Volke der Erde weichen.

So begann denn das allgemeine Unbehagen sich Luft zu machen. Die schon anderwärts mit Erfolg beschrittenen Bahnen wurden auch in Berlin und in anderen preußischen Städten betreten, und nachdem die Ereignisse einmal ins Rollen gekommen, trieb das Gesetz der Schwere sie weiter. Aber noch einmal: Wohin und was wollte die berliner Bewegung? Sie wußte es nicht. Sie hatte, wie keine vorragenden Führer, so auch kein bestimmtes Ziel. Eine planlose Stegreifsdichtung, verlief sie kümmerlich im märkischen Sande. In Frankreich wußten festgegliederte Parteien, was sie mit der Februarrevolution wollten oder wozu ihnen dieselbe dienen sollte. Republikaner, Sozialisten,

Legitimiſten und Bonapartiſten hatten ihre beſtimmten Abſichten, Pläne und Ziele. Auch der ſüddeutſche Liberalismus beſaß ein Programm, ſo kurzdärmig daſſelbe ſein mochte. Sogar in dem chaotiſchen Wirrſal der wiener Revolution machte ſich wenigſtens der eine leitende Gedanke oder Inſtinkt bemerkbar, die eiſernen Bänder und Klammern zu zerbrechen, womit die widerhaarigen Völkerbeſtandtheile Oeſtreichs zuſammengezwängt waren. Die berliner Revolution dagegen war ſo zu ſagen eine abſtrakte, ganz entſprechend dem Orte, wo Erzcharlatan Hegel ſo lange ſeine abſtruſen Abſtraktionen hergeſtottert hatte. Wollte die berliner Revolution — falls nämlich das Ding dieſen Namen verdient — etwa die Republik? Thorheit der Thorheiten! Preußen iſt das Land des Königthums par excellence. Selbſt die wenigen republikaniſch angeſtrichenen Preußen waren und ſind unter dieſem Anſtrich royaliſtiſch bis ins Mark ihrer Knochen. Es kann nicht anders ſein. Preußen wurde, was es geworden, durch das abſolute Königthum und die abſolute Unterthanſchaft. „Kommando und Gehorſam!“ iſt das Motto und zugleich das Geheimniß ſeiner Geſchichte. Das preußiſche Volk hat niemals einen eigenen Willen gehabt oder haben wollen. Seht euch im Buch der preußiſchen Geſchichte das glorreichſte Blatt an; das Blatt, worauf 1813 ſteht. „Das Volk ſtand auf, der Sturm brach los“ — ja wohl; aber erſt, nachdem der König allergnädigſt es befohlen.

Als die berliner Revolution geſiegt hatte, wußte ſie nicht, wohin ſie wollte, was ſie mit ihrem Siege ſollte. In dieſer Verlegenheit ließ ſie ſich unſchwer einreden, daß ſie den Konſtitutionalismus wolle. Sie glaubte es und fiel folgerichtig den Halb- oder Ganz-Unmännern der Vereinigten-Landtags-Oppoſition in die Hände, welche ſich beeiferten, die Genasführte möglichſt ſchnell zu entwaffnen, um ſie wehrlos ihren Todfeinden zu überliefern.

3.

Vom 1. März an verrieth die Straßenphyſionomie von Berlin, daß in den Gemüthern der Berliner etwas Ungewöhnliches vorging. Die Stadt hörte von Stunde zu Stunde mehr und mehr auf, ihr gewohntes Reſidenzgeſicht zu machen. Ein Unfaßbares, der Griffe von Poliziſten und Gensdarmen Spottendes hing in der Luft. Von rebelliſchem Thun oder auch nur von revolutionärem Wollen noch keine Spur, wohl aber allwärts deutliche Zeichen von Unbehagen, Unraſt und Gährung.

Die Regierung kann keineswegs der Sorgloſigkeit beſchuldigt werden. Sie bemerkte die Symptome der Aufregung und traf Maßregeln, allfälligen Ausbrüchen derſelben mit Entſchiedenheit entgegenzutreten. Der Gedanke einer Nachgiebigkeit gegenüber der „Rebellion“ konnte in den herrſchenden Kreiſen zu dieſer Zeit noch gar nicht aufkommen. Die Möglichkeit einer baldigen Verwendung der bewaffneten Macht war vorgeſehen. Die Truppen erhielten Befehl, allſtündlich zum Marſchiren und Fechten bereit zu ſein, und eine ausreichende Anzahl von Geſchützen ward feuerfertig gemacht. Dieſe Zurüſtungen entgingen hinwieder den Blicken der Bevölkerung nicht und die Wahrnehmung, daß die Regierung auf einen Ausbruch von Unruhen ſich gefaßt machte, ſolche demnach erwartete, war nur geeignet, die Gährung zu mehren und, ſo zu ſagen, die guten Berliner mit der Vorſtellung einer Revolution vertrauter zu machen, als es königlich preußiſchen Unterthanen von Rechtswegen zukam und von Gewohnheitswegen anſtand. Das wunderliche Ding von Menſch iſt ja bekanntlich ſo geartet, daß abſchreckende Exempel für ihn zugleich verlockende ſind.

Am 6. März fingen die Demonſtrationen an, hüben und drüben, oben und unten. Die Reihe derſelben eröffnete der König ſelbſt, indem er eine feierliche Entlaſſungsrede an den „Vereinigten ſtändiſchen Ausſchuß“ richtete, welcher ſeit dem Januar

auf dem Windei eines Strafgesetzentwurfes brütend gesessen hatte. Friedrich Wilhelm der Vierte besaß rednerisches Talent und man hat es ihm viel zu sehr verübelt, daß er dieses sein Licht gerne leuchten ließ. „Dichter lieben nicht zu schweigen" und Redner noch weniger. Am 6. März redete der König mit Gefühl und Schwung. Er gab die Erklärung ab, daß der Vereinigte Landtag fürder die gewünschte „Periodicität" haben sollte; sowie, daß ihm der Gedanke fern, in die inneren Angelegenheiten fremder Völker (d. h. der Franzosen) sich einmischen zu wollen, es wäre denn, daß von dorther ein Angriff erfolgte. Schließlich sagte er: „Das Vertrauen meines Volkes ist meine festeste Stütze" — und sprach die Hoffnung aus, die Welt werde auch jetzo wieder erfahren, „daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieselben sind von Geschlecht zu Geschlecht".

Falls es mehr als eine Redefigur gewesen, wenn der König von dem Vertrauen des Volkes zu ihm als von seiner festesten Stütze gesprochen hatte, so sollte bald offenbar werden, daß diese Stütze, wenigstens in Berlin, dermalen eine sehr wurmstichige war. Denn nur Dummlinge oder Lumpe, welche im Sinn ihrer Käufer und Auftraggeber oder auch aus Antrieb selbsteigener Gehirnschwäche die berliner Märztage schlechtweg den „Fremden", den „Polen und Juden" auf Rechnung setzten, ja, nur Menschenkehricht und Spülichtliteraten konnten so schamlos sein, die Thatsache zu leugnen, daß in Berlin und anderen Städten der preußischen Monarchie die ordonnanzmäßige Unterthanenstimmung durch das revolutionäre Agens der Zeit zeitweilig gänzlich zersetzt gewesen und daß die verspäteten und unzulänglichen Bewilligungen von Seiten der Regierung — wie die Periodicität des Vereinigten Landtags, die Einberufung dieser feudalisch gegliederten Versammlung auf den 27. April, die halbverheißene halbe Preßfreiheit, der in Dresden zu versammelnde deutsche Fürstenkongreß — mit entschiedener Nichtachtung oder offener Verachtung aufgenommen wurden. Außerhalb der offiziellen Kreise nämlich; denn

innerhalb derselben that man selbstverständlich so, als wäre man von den allerhöchsten Konceſſionen, Anſchauungen und Anordnungen entzückt. Als der König nach gemeldeter Rede die Ausſchußherren zur Tafel lud, that der Landtagsmarſchall Fürſt Solms einen Trinkſpruch, worin er Preußen beglückwünſchte, „einen Herrſcher zu beſitzen, deſſen Worte Thaten ſind“. Man ſieht, die Kunſt, „das monarchiſche Prinzip zu ſtärken“, iſt in Berlin nicht weniger fein und ſchlau betrieben worden als in Wien.

An demſelben Montag, dem 6. März, an welchem der König Morgens im weißen Sale des Schloſſes geredet hatte, wurde Abends in einem der ſogenannten „Zelte“ im Thiergarten aus einer anderen Tonart geſprochen. Junges Volk — altes fängt nie an, iſt viel zu klug und ſchlecht dazu — hatte ſich da zuſammengethan, Studenten, Kommis, Handwerker, um eine „Adreſſe der Jugend“ anzuregen, zu entwerfen und zu berathen, welche, an den König gerichtet werden und „von dem in Berlin herrſchenden Geiſte Zeugniß ablegen ſollte“. Dies der embryoniſche Anfang der bekannten, von Tag zu Tag an Zahl und Bedeutung wachſenden Volksverſammlungen bei den „Zelten“ und ſomit auch der Anfang der berliner Märzrevolution.

Sie waren ein ſeltſamer Miſchmaſch von gemüthlicher Kneiperei und improviſirtem Parlamentarismus, dieſe Verſammlungen mit ihrem zur Rednerbühne umgewandelten Orcheſtergeſtell, ihren neugebackenen „Volksrednern“ und altgebackenen Semmeln, ihren ſauren Gurken und ſaureren Schlagworten, ihrem zahmen Weißbier und wilden Fuſel, ihren mißduftenden Knoblauchwürſteweibern und ſchlechtwitzigen Cigarrenjungen. Man muß aber, dieſe komiſchen Zugaben bei Seite geſtellt, zugeben, daß ſich das berliner „Volk“ in dieſer „Schule der Freiheit“ anſtändig und anſtellig genug betragen hat. Das eben weiß die alte und ewigjunge Zauberin Libertas zu wirken, daß ihre bloße Erſcheinung ſelbſt roheſten Gemüthern eine gewiſſe Scham und Scheu ein-

flößt, eine Selbſtachtung, welche das Gemeine im Menſchen bannt oder wenigſtens zeitweilig niederhält .... Am 7. März kam bei den Zelten eine „Allgemeine Adreſſe“ zu Stande, welche die „Forderungen des Volkes“ alſo formulirte: — 1) Preßfreiheit, 2) Redefreiheit, 3) Amneſtie für alle politiſchen und preßlichen Vergehen, 4) freies Verſammlungs- und Vereinsrecht, 5) gleiche politiſche Berechtigung aller ohne Unterſchied der Religion und des Beſitzes, 6) Geſchworenen-Gerichte und Unabhängigkeit der Richter, 7) Verminderung des ſtehenden Heeres und Volksbewaffnung, 8) allgemeine deutſche Volksvertretung und 9) ſchleunigſte Einberufung des Vereinigten Landtags ... Ein ſonderbarliches Durcheinander, fürwahr! Dieſe durch eine Deputation an den Monarchen zu bringende Adreſſe forderte bereits die berühmte „breiteſte demokratiſche Grundlage“, zeugte jedoch zugleich auch von dem weltberühmten beſchränkten Unterthanenverſtand; denn im gleichen Athemzug neben einer demokratiſchen Umgeſtaltung des Staates die Berufung des Vereinigten Landtags fordern, hieß ja von dieſer feudalen Miß- und Spottgeburt von Volksvertretung eine ſolche Umſchaffung erwarten. Daraus erhellt wieder klärlich, daß in Preußen ſelbſt die „exaltirteſten Wühler“ noch immer ausbündige Monarchiſten geweſen ſind; denn jene Miß- und Spottgeburt war ja dem ureigenen Geiſte des Königs entſprungen und deßhalb wurde ſie mit Reſpekt angeſehen. Die ſuperklugen Berliner ſtanden demnach, genau betrachtet, mit dem darmheſſiſchen Bäuerlein, welches in jenen Tagen das große Wort: „Die Republik wollen wir, aber unſern Großherzog wollen wir auch“ — gelaſſen ausſprach, auf derſelben Leiterſproſſe politiſcher Bildung.

Derweil alſo das Volk auf der Freiheitsbahn die erſten unbeholfenen Schritte wagte, in kindlicher Naivetät rechtshin und linkshin nach Anhaltspunkten taſtend, hatte auch ein hochwohlweiſer Magiſtrat der preußiſchen Hauptſtadt das Adreſſenfieber bekommen. Wenigſtens die Minderheit dieſer Behörde ſchwang

sich bereits zu der Erdreistung empor, Se. Majestät ebenfalls um sofortige Berufung des Vereinigten Landtags allerunterthänigst zu bitten. Noch mehr, in der Gehirnhöhle des Herrn Oberbürgermeisters Krausnick, eines über jeglichen Verdacht revolutionärer Stimmung thurmhoch erhabenen Mannes, verdichteten sich die Märznebel zu so wunderlichen Phantasmen, daß der Gute sich für gefährdet wähnte, möglicher Weise der Präsident einer provisorischen Regierung werden zu müssen. Nicht vom Adressenfieber, aber vom Schreckensschüttelfrost war die Königin der öffentlichen Wohlfahrt in unserem glücklichen Jahrhundert, die Börse, befallen. In Wahrheit, schon am 7. März war sie so sehr eine „schlotterige Königin“, daß sie die preußischen Staatsschuldscheine auf 84 und Eisenbahnaktien und andere „Werthe“ so zu sagen ins Bodenlose fallen ließ.

Am Morgen des folgenden Tages versammelte sich die Abordnung, welche die bei den Zelten beschlossene Adresse dem König überbringen sollte, in der „Zeitungshalle“. Hier erschien aber der Polizeipräsident der Hauptstadt, Herr von Minutoli, dessen märztägliches Gebaren mehr oder weniger heftig die Anklage auf Zweiächselei erfahren hat, und erklärte, daß die Adresse allenfalls „durch die Stadtpost“ an Se. Majestät befördert werden könne. Der König verbitte sich die Ueberreichung des Schriftstückes durch eine Abordnung ganz entschieden; er „möge eine derartige Demonstration nicht“ und die Absicht, dieselbe dennoch ins Werk zu setzen, würde, wo nöthig, mittels Gewalt vereitelt werden. Die Kindlichkeit eines der drei mit Ueberreichung der Adresse beauftragten Deputirten wurde auf diese Eröffnung hin so wickelkindisch, daß er Herrn von Minutoli bat, die Adresse selber ins Schloß mitzunehmen, was der Polizeichef mit geziemendem Spottlächeln ablehnte. Im Uebrigen gab er noch die Erklärung ab, daß nicht beabsichtigt werde, Versuchen, dem Könige Wünsche zu unterbreiten, entgegenzutreten. Das hieß sagen, die Adressenmacherei dürfe ungestört weitergehen. Darin

Regierungsmaßnahmen bestätigt zu werden. Die Schulen wurden geschlossen, starke Patrouillen durchzogen die Straßen, in welchen da und dort Geschütze aufgefahren waren, das Schloß und das Zeughaus erhielten militärische Besatzung und eine starke Säule von Reiterei bewegte sich durch das brandenburger Thor nach dem Thiergarten.

Diese Entfaltung von Machtmitteln nahm das Volk, wie das unter ähnlichen Umständen überall und immer so war und so sein wird, für eine Drohung und offene Herausforderung. Die Veranstaltungen der Regierung wirkten demnach weit mehr aufreizend als beruhigend. Zwar die schon zum täglichen Hausgebrauch gewordene Versammlung bei den Zelten verlief ruhig. Es wurde daselbst in kläglicher Nachäffung von Pariſischem darüber hin- und hergeschwatzt, ob man nicht vom Könige die Errichtung eines „Arbeit-Ministeriums“ erbitten sollte. Allein an einer andern Stelle des Thiergartens war inzwischen ein Volkshaufe mit einem Trupp Reiterei unsanft zusammengerathen und von letzterem gegen das brandenburger Thor gedrängt worden. Darauf flutete die ganze Menge nach der Stadt zurück und da und dort, namentlich „Unter den Linden“, kam es zu tumultuarischen Auftritten. Wildes Geschrei, Gedränge, Geschiebe und Gewühle auf Seiten der Massen; scharfes Einhauen von Seiten der Soldaten. Die Besatzung des Schlosses sandte Abtheilungen vor, welche mit gefälltem Bajonnett den Schloßplatz säuberten. In der Jägerstraße versuchte das Volk ein Waffenmagazin zu stürmen, in der Grünstraße wurden schüchterne Vorübungen in der Kunst des Barrikadenbaus versucht. Von einem Standhalten gegen die bewaffnete Macht war jedoch nirgends die Rede. An Verwundungen fehlte es nicht. Um Mitternacht war alles ruhig.

Der Tag hatte den Beweis geliefert, daß die Regierung auf ihre militärischen Hilfsmittel vollständig sich verlassen könne. Es zeigte sich in der preußischen Armee nicht eine Spur von jener

inneren Zersetzung, welche in der französischen offenbar geworden und in der östreichischen binnen Kurzem offenbar werden sollte. Am Nachmittag des 13. März traten berliner Bürger auf der Straße einen Stabsoffizier an mit der Frage: „Wird das Militär auf die Bürger schießen?“ und der Gefragte gab zur Antwort: „Warum nicht? Wenn der König es befiehlt, schießen wir und gern“... Dieses „gern“ malt unvergleichlich drastisch das Verhältniß des preußischen Militarismus zum Civismus. Der soldatische war und ist in Preußen der eigentliche Ehrenstand, bevorzugt in jeder Beziehung. Seine Interessen wurden durch die angehobene Bewegung bedroht, gar keine Frage. Bedrohte Interessen sind aber, wie Jedermann weiß, erbarmungslos. Die Stellung der Soldateska zu dieser Bewegung konnte daher nur eine todfeindselige sein. Außerdem war die ganze Schulung der preußischen Armee so folgerichtig, so straff und stramm, die Macht der Disziplin eine so absolute, daß ein „Abfall“ der Truppen, ein „Fraternisiren mit dem Volke“ ganz undenkbar. Hier kam nur Eins in Betracht: der Wille und Befehl des „Kriegsherrn“, und ebenso sehr wie die Soldaten Cäsars, ja mehr noch waren die preußischen berechtigt, von sich zu sagen:

„Gegen das Leben der Brüder, ja gegen die eigene Mutter,
Wenn Er's befiehlt, wir führen den Streich, ob die Hand sich auch sträube.“

4.

Am 14. März, Nachmittags 2 Uhr, empfing der König die Abordnung des Magistrats und der Stadtverordneten. Der Herr Oberbürgermeister las nach erbetener und gewährter Erlaubniß die am 11. beschlossene Adresse vor. Se. Majestät war sehr gnädig und gab ausführlich eine mündliche Antwort, „im Konversationston“, wie er bemerkte. Er zollte der bisherigen

Haltung der Bewohner Berlins, „auf deren Benehmen er Werth lege“, Anerkennung, erklärte, daß die Hauptbitte der Adresse schon gewährt, d. h. daß die Einberufung des Vereinigten Landtags seit mehreren Tagen beschlossen sei, und sagte dann noch unter anderem, seine Losung sei: „Freie Völker, freie Fürsten!“ um welche moderne Auslassung her jedoch sofort die romantische Arabeske gezogen wurde: „Die gute alte deutsche Ordnung darf nicht unbeachtet bleiben. Auch die Gliederung der Stände ist deutsch; wer dagegen anstrebt, setzt sich Gefahren aus“. Die in der Adresse zur Sprache gebrachten deutschnationalen Wünsche überging Friedrich Wilhelm in seiner Antwort ebenfalls nicht. „Das Schicksal Deutschlands“, äußerte er, „liegt nicht in meiner Hand. Alles aber, was meine Kraft vermag, will ich redlich und ernstlich anwenden, damit auch diese Zeit der Krisis zu dessen Einigkeit, Kraft und Größe ausschlage. Sie liegt mir so sehr am Herzen als die Preußens“. Aus diesen rückhaltsvollen Worten hört sich die Rücksicht auf Oestreich leicht heraus: man konnte ja in Berlin noch nicht wissen, was gerade in diesen Stunden in Wien geschah. Daß der königliche Redner in seinem Sinne für Deutschland fühlte, untersteht keinem Zweifel; was dagegen seine „Kraft“, für Deutschland zu handeln, angeht, so beruhte dieselbe auf romantischer Selbsttäuschung ... Am Abend des Tages fuhr der König nach Potsdam und man hat unlange darauf die naheliegende Vermuthung ausgesprochen, diese Ortsveränderung sei eine Machenschaft der starren Militärpartei gewesen, welche den weichmüthigen, für augenblickliche Eindrücke empfänglichen Fürsten hätte von Berlin weghaben wollen, um bei ihrem beabsichtigten rücksichtslosen Vorgehen und Losfahren gegen etwaige Aufstandsgelüste in keiner Weise durch seine Anwesenheit behindert zu sein; allein ein authentischer Beweis für diese Vermuthung ist bislang nicht beigebracht worden. Freilich, für gar manche unzweifelhafte Thatsache der berliner Märzereignisse sind bis jetzt amtlich-aktenmäßige Beweise nicht beizu-

bringen gewesen und werden höchst wahrscheinlich niemals beigebracht werden können. Die Geschichte und zwar die wirkliche und wahrhafte Geschichte setzt sich auch bekanntlich keineswegs aus lauter amtlichen Aktenstücken zusammen. Thäte sie dieses, müßte ja gerade ihre Wahrhaftigkeit längst zum Spottlachen der Welt geworden sein und müßte ihre Muse statt Klio heißen Pseudole.

Noch an demselben Abend erschien in der Allgemeinen preußischen Zeitung das königliche Patent, welches den Vereinigten Landtag auf den 27. April einberief. Der Minister von Bodelschwingh soll lebhaft diese Konzession angerathen haben, während von seinen Kollegen die Herren Eichhorn, Savigny, Thile und Uhden mit der ganzen Heftigkeit verbissener Rückwärtser jedes Eingehen auf die Forderungen der Zeit bekämpften. Herr von Bodelschwingh hat später (1849) die öffentliche Erklärung ausgehen lassen, mit der Berufung des Vereinigten Landtags mittels Patents vom 14. März sei die bestimmte Absicht verbunden gewesen, dem preußischen Staat eine Verfassung zu geben, kraft welcher die Gesetzgebung und das Besteurungsrecht zwischen dem König und den „Ständen" — (von dieser mittelalterlichen Marotte konnte und wollte man also schlechterdings nicht lassen) — getheilt werden, die Vollziehungsgewalt aber dem ersteren verbleiben sollte. Auch hätte ja der König seinen ernstlichen Willen, in Gemeinschaft mit Oestreich die nationale Verfassung Deutschlands zu bessern, durch die Sendung des Herrn von Radowitz nach Wien sattsam erwiesen.

Versetzt man sich in den Anschauungs- und Vorstellungskreis Friedrich Wilhelms des Vierten und seiner Räthe, so wird man gerechter Weise anerkennen müssen, daß die erwähnten Absichten rücksichtlich Preußens und Deutschlands so gute gewesen sind, als sie innerhalb dieses Kreises nur immer erwartet werden konnten. Aber ebenso gewiß ist, daß sie zu spät kamen, viel zu spät, und zwar um so mehr, als das Vertrauen der städtischen

Bevölkerungen zu dem Monarchen und seinen Räthen in Preußen selbst — vom übrigen Deutschland gar nicht zu reden — höchlich geschwächt, ja sogar gänzlich dahin war.

Trotzdem bleibt es denkwürdig, daß die Bewilligungen von Seiten des Hofes aller Wirkung auf die Berliner ermangelten. Denkwürdig deßhalb, weil der richtige Berliner kein Enthusiast, sondern ein geborener Skeptiker ist, gewohnt, die Dinge nicht durch die Brille des Gefühls, sondern mit dem Auge des Verstandes anzusehen. Hätten die Berliner solches auch in diesen Märztagen gethan, so würden sie wohl zur Erkenntniß gelangt sein, daß sie nicht das Zeug, ja nicht einmal den Willen besäßen, eine ganze Revolution zu machen; sowie, daß eine halbe mehr vom Uebel sein müßte als das Beharren bei der süßen oder herben Gewohnheit preußischer Unterthanschaft. Kaltblütige Beobachter werden es daher allzeit für eine der wunderbarsten Erscheinungen des Wunderfrühlings von 1848 ansehen, daß die klarverständigen, nüchternen, skeptischen, witzigen Berliner, wenn nicht gegen das Königthum, so doch gegen den König in offene Empörung ausgebrochen sind. Mehr als alle anderen thut diese Thatsache dar, wie allgewaltig, wie unwiderstehlich der Impuls gewesen, welcher in jenen Frühlingstagen die Menschen erfaßt hatte, um sie zu Unwahrscheinlichstem, zu Unerhörtem und Beispiellosem zu treiben.

In wie raschem Vorschreiten das Verhängniß schon begriffen war, erhellt daraus, daß die gnädige Antwort, welche die Abordnung am 14. März aus dem Schlosse zurückbrachte, gar keinen Eindruck mehr machte, was sie am Tage zuvor sicherlich noch gethan haben würde. Die Leidenschaften waren jetzt schon so entfesselt, daß ihnen nur die äußerste Energie Zaum und Zügel hätte anlegen können. Und diese Energie, wo war sie? Gewiß nicht bei Friedrich Wilhelm dem Vierten.

Die Rottirungen des Volkes waren an diesem Tage viel massenhafter als am vorigen und die Auslassungen der Massen

viel rebellischer. Demnach mehrten sich auch die Zusammenstöße mit den Truppen und wurden diese Zusammenstöße mehr und mehr zu blutigen. Zwar hatte der Gouverneur von Berlin, der brave General von Pfuel, den Befehl gegeben, daß die bewaffnete Macht mit möglichster Milde und Schonung verfahren sollte; allein dies geschah nicht und es scheint, daß von anderwärtsher anderslautende Befehle ergangen seien. Denn manche Offiziere verhehlten gar nicht, daß sie angewiesen seien, mit äußerster Strenge einzugreifen. Man darf aber hiebei nicht vergessen, zu erwähnen, daß das Militär vielerorten heftig gereizt und beschimpft wurde. Die Menge schrie den Soldaten zu: „Bauerjungen, geht heim und freßt Kommisbrot!“ und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Vereinzelte Offiziere wurden da und dort mit Stockschlägen und Steinwürfen bedroht. Das steigerte natürlich die Erbosung der Truppen, welche der anstrengende Dienst und die damit verbundenen Entbehrungen ohnehin schon erbittert hatten, bis zur Brutalität. Denn mit solcher verfuhren sie nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Schloßplatze, sowie in der Breitenstraße und Brüderstraße. Insbesondere wütheten in der letzteren Gardekürassiersäbel gegen die eingekeilte, wehr- und waffenlose Menge, was mitanzusehen so empörend war, daß ehrsame und friedliebende Bürger sich angeeifert fühlten, aus den Fenstern ihrer Häuser den Soldaten Drohungen und Verwünschungen zuzuschleudern und am folgenden Morgen unter Vortritt eines Justizraths bei dem Minister Bodelschwingh eine Klage anzubringen, worauf die Antwort ertheilt wurde, das „zu beklagende Ereigniß“ sollte sofort durch eine gemischte Kommission untersucht und sollten die Schuldigen zur Strafe gezogen werden.

Im Schlosse zu Potsdam erfuhr man die Vorgänge vom Abend des 14. März am folgenden Tage, gerade, als man zur Mittagstafel gehen wollte. Der König machte keinen Versuch, seine Betroffenheit zu verbergen, und sagte zu seinen Gästen:

„Eſſen Sie, meine Herren; kehren Sie ſich nicht an mich. Mir geht die Geſchichte bis an den Hals.“ Vielleicht hat Friedrich Wilhelm dem Vierten zu dieſer Stunde der warnende und zürnende Zuruf des Dichters im Ohre geklungen:

„Noch lebt die Sphinx der Revolution!
Und du, du biſt kein Oedipus geweſen!“

Wie zur weltgeſchichtlichen Beſtätigung des prophetiſchen Dichterwortes kam nun auch noch der Kurier angeſprengt, welcher die wiener Revolutionsbotſchaft brachte. Das war ein um ſo wuchtigerer Schlag, als der preußiſche Monarch auf die „Weisheit“ Metternichs ein unbeſchränktes Vertrauen geſetzt hatte. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler hatte durch ſeine Frau noch wenige Tage zuvor nach Berlin ſchreiben laſſen, daß „er ſich von den Ereigniſſen durchaus nicht imponiren ließe“. Und jetzo war das Unerwartetſte geſchehen: der Unerſchütterliche hatte ſich von den Ereigniſſen aus der Hofburg, aus Wien, aus Oeſtreich hinausimponiren laſſen. Welche Schickung! Friedrich Wilhelm erblickte plötzlich die „Sphinx“ und ſagte, wie ſchon gemeldet worden: „Nun werd' ich nach Berlin müſſen, damit ſie mir nicht dort auch tolle Streiche machen.“

5.

Und ſie machten ſie doch!

Die Kunde von dem in Wien Geſchehenen lief gerüchtweiſe ſchon am 15. März auch in Berlin um und wurde zu einem weiteren Ferment der Bewegung. Die Zeichen meuteriſcher Stimmung und rebelliſcher Entſchlüſſe nahmen unter den Maſſen zu. An dieſem Tage wurden von den Truppen die erſten Schüſſe abgefeuert und von den Meuterern die erſten ernſtlichen Barrikadenbauverſuche gemacht. Der Gouverneur Pfuel that das Menſchenmögliche, um die Kluft zwiſchen Volk und Militär nicht

umliegenden Straßen und Plätze wie verwandelt; überall verwirrendes Geschrei, durcheinander laufende Menschen, Gruppen an den Straßenecken. Einen Augenblick schien es, als wäre das Aergste zu befürchten". Wohlbezeugt ist übrigens, daß der Offizier, welcher die in Rede stehende Soldatenschar befehligte, nachdem diese bei der Blücherstatue Schwenkung gemacht und ihre Front gegen die Schloßbrücke gerichtet hatte, drei Mal das warnende Trommelsignal geben ließ, bevor er Feuer kommandirte; aber nicht minder ist wohlbezeugt, daß die Menge sofort sich anschickte, der Warnung Folge zu leisten, daß sie jedoch hiezu keine Zeit hatte, weil die drei Signale einander mit äußerster Geschwindigkeit folgten und zugleich mit dem letzten Trommelschlag die Salve loskrachte.

Der Schrecken, welchen diese Salve erregt hatte, that für den Rest des Tages vollständige Wirkung. Alles blieb ruhig. Die Studenten waren inzwischen mit ihrer Debatte glücklich zu Ende gekommen und entsandten eine Abordnung nach dem Schlosse, durch welche sie im bezeichneten Sinne ihre guten Dienste anbieten ließen. Der Herr Kommandant, General von Ditfurth, empfing die jungen Leute und behandelte ihr Anerbieten mit „ersichtlicher Geringschätzung". Ihn ärgerte die schwarzrothgoldene Kokarde, welche einer der Abgeordneten am Hute trug, und er wähnte ohne Zweifel, heimliche Spießgesellen der Rebellion vor sich zu haben. „Was ist denn das für ein Dingsda von Kokarde?" — „Excellenz, das ist ja die deutsche Kokarde, welche die Bundesversammlung feierlich adoptirt hat." — „Die Bundesversammlung? Was für eine Bundesversammlung?" — Die Verhandlung endigte mit einer hochmüthigen Abweisung des studentischen Anerbietens. Man machte sogar Miene, die Abgeordneten in Haft zu nehmen, was jedoch durch die Dazwischenkunft des Generals Pfuel verhindert wurde. Begreiflich freilich, daß nach solchem Empfang und solcher Entlassung ihrer Deputirten die „korrekte" Gesinnung einer großen Anzahl von Studenten

um zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung mitzuwirken. Ganz in der Weise, wie dies eine am vorigen Tag improvisirte unbewaffnete Bürgerwehr that, die sogenannten „Schutzmänner“, um ihrer weißen Friedensstäbe und ihres feierlich-schwermüthigen Gebarens willen vom Volkswitz „Leichenbitter“ genannt und als solche verhöhnt. Damit die Studenten bei ihrer beabsichtigten Thätigkeit als Ruhe- und Ordnungstifter nicht dieselbe Behandlung zu befahren hätten, wollten sie sich von der Regierung Waffen erbitten. Mitten in die Debatte über die Räthlichkeit dieses Ansinnens hinein krachte nun aber von draußen her eine störsame Gewehrsalve.

Schon zur Mittagszeit hatten sich auf dem Platze zwischen der Universität und dem Opernhause starke Ansammlungen gebildet, zumeist aus neugierigen Gaffern bestehend. Als nun die „Leichenbitter“ mit ihrem brühwarmen Amtseifer sich unangenehm machten, gegen die unerlaubten Zusammenströmungen eiferten und mit ihren läppischen Stecken handirten, verübte der berliner Bummelwitz allerhand Muthwillen gegen diese Ruhe- und Ordnungs-Biedermaier. Plötzlich schwenkt ein Zug Infanterie, vom Palais des Prinzen von Preußen herkommend, auf den Platz ein, marschirt auf und feuert eine Salve in die Menge hinein. Ein geraden Weges aus seinem Kontor kommender Buchhalter (Franke) wird dadurch getödtet, ein Arbeiter (Hartmann) tödtlich verwundet. Der Infanterietrupp sei „vom Pöbel eingewickelt“ worden und habe sich nur mittels Anwendung der Schußwaffen frei machen können, wurde nachmals behauptet. Ein Augenzeuge hat ausgesagt: „Die Scene der Verwirrung, welche auf die Salve folgte, ist schwer zu beschreiben. Mit furchtbarem Angstgeschrei stürzten sich die am Opernhause und am Zeughause befindlichen Massen an der Schloßfreiheit hinunter nach der Schleusenbrücke. Die Verwirrung wurde noch vermehrt durch eine von der Jägerstraße her anrückende Kavallerie-Patrouille. In wenigen Minuten war das bis dahin friedliche Aussehen der

umliegenden Straßen und Plätze wie verwandelt; überall verwirrendes Geschrei, durcheinander laufende Menschen, Gruppen an den Straßenecken. Einen Augenblick schien es, als wäre das Aergste zu befürchten". Wohlbezeugt ist übrigens, daß der Offizier, welcher die in Rede stehende Soldatenschar befehligte, nachdem diese bei der Blücherstatue Schwenkung gemacht und ihre Front gegen die Schloßbrücke gerichtet hatte, drei Mal das warnende Trommelsignal geben ließ, bevor er Feuer kommandirte; aber nicht minder ist wohlbezeugt, daß die Menge sofort sich anschickte, der Warnung Folge zu leisten, daß sie jedoch hiezu keine Zeit hatte, weil die drei Signale einander mit äußerster Geschwindigkeit folgten und zugleich mit dem letzten Trommelschlag die Salve loskrachte.

Der Schrecken, welchen diese Salve erregt hatte, that für den Rest des Tages vollständige Wirkung. Alles blieb ruhig. Die Studenten waren inzwischen mit ihrer Debatte glücklich zu Ende gekommen und entsandten eine Abordnung nach dem Schlosse, durch welche sie im bezeichneten Sinne ihre guten Dienste anbieten ließen. Der Herr Kommandant, General von Ditfurth, empfing die jungen Leute und behandelte ihr Anerbieten mit „ersichtlicher Geringschätzung". Ihn ärgerte die schwarzrothgoldene Kokarde, welche einer der Abgeordneten am Hute trug, und er wähnte ohne Zweifel, heimliche Spießgesellen der Rebellion vor sich zu haben. „Was ist denn das für ein Dingsda von Kokarde?" — „Excellenz, das ist ja die deutsche Kokarde, welche die Bundesversammlung feierlich adoptirt hat." — „Die Bundesversammlung? Was für eine Bundesversammlung?" — Die Verhandlung endigte mit einer hochmüthigen Abweisung des studentischen Anerbietens. Man machte sogar Miene, die Abgeordneten in Haft zu nehmen, was jedoch durch die Dazwischenkunft des Generals Pfuel verhindert wurde. Begreiflich freilich, daß nach solchem Empfang und solcher Entlassung ihrer Deputirten die „korrekte" Gesinnung einer großen Anzahl von Studenten

zur inkorrekten umschlug und gar viele die beabsichtigte Rolle von Ruhe- und Ordnungsstiftern mit der thatsächlichen von Barrikadenkämpfern vertauschten.

Mit dem 16. März war das Präludium der berliner Revolution zu Ende und man hätte glauben können, mit diesem Vorspiel sei das Stück selber schon aus. Denn am folgenden Tage herrschte scheinbar eine vollständige Ruhe in sämmtlichen Quartieren der Stadt. Man hat sie mit einer banalen Phrase die bekannte „Ruhe vor dem Sturme“ genannt und zwar mit Fug. Die Gährung hatte sich von den Straßen und Plätzen in die Häuser, in die Gemüther zurückgezogen. Da kochte und brodelte sie. Das Auftreten des Militärs in den letzten Tagen hatte die Bürgerschaft höchlich gereizt und scharf entrüstet, so daß selbst der ruhigste Weißbierphilister den Racheschrei des vergossenen Blutes zu hören glaubte. Die stachelnden Berichte aus Wien liefen von Mund zu Mund. Ebenso die spornende Kunde von einer aus Köln in Berlin angelangten Abordnung, welche beauftragt sei, dem Könige bestimmte Forderungen vorzulegen und sogar mit dem Abfall der Rheinlande zu drohen. Das Erscheinen dieser kölner Deputation mag zuerst den Gedanken einer Massendemonstration geweckt haben, welcher am 17. März in der Stadt umging und rasche Zustimmung fand. Die Bürger von Berlin sollten in Masse vor das Schloß ziehen, um dem Monarchen die „Forderungen des Volkes“ unmittelbar vorzutragen. In einer Versammlung von Bürgern, welche außerhalb der Thore im „Kemperhof“ stattfand und zwar unter der Leitung des Doktor Wöniger, ist dieses Vorhaben besonders lebhaft erörtert und die Ausführung vorbereitet worden. Die „Friedensmanifestation der Volkswünsche“, wie man bombastisch das Ding nannte, sollte am nächsten Tage, Nachmittags 2 Uhr, in Scene gehen. Die „Volkswünsche“ aber, wie sie in der dem Könige zu überreichenden Adresse formulirt werden sollten, gingen auf „Preßfreiheit, beschleunigte Einberufung des Vereinigten Land-

tags, Zurückziehung der Truppen (aus der Stadt) und Bürgerbewaffnung".

Aus den Kreisen der dunkelrothen Reaktion ist nachmals die Mittheilung gekommen, daß Friedrich Wilhelm, kaum erst aus Potsdam zurückgekehrt, schon am 16. März Berlin wieder habe verlassen wollen, „in der klaren Einsicht, daß durch diese Entfernung die unruhige Bewegung in gewissem Sinne ihr Objekt, wenigstens ihre zeitherigen Richtungspunkte verliere". Aus derselben, freilich nicht sehr lauteren Quelle stammt auch die Angabe, der Polizeipräsident Minutoli habe am 17. dem Minister (des Innern) Bodelschwingh erklärt: „Zeither habe man Straßenemeuten gehabt, aber am folgenden Tage werde die Revolution ihr Haupt erheben. An einer Menge nachweisbarer Punkte der Stadt werde sie unverholen gepredigt und verkündigt". Minutoli selbst hat später diese Angabe bestätigt, aber, wohlverstanden, in einer Schrift, welche er veröffentlichte, um sich gegen den ihm gemachten Vorwurf, „Koketterie mit der Revolution getrieben zu haben", zu rechtfertigen. Der Herr Minister von Bodelschwingh — so murmelt die dunkelrothreaktionäre Quelle weiter — habe „unter den Eindrücken dessen, was im ganzen übrigen Deutschland geschehen, bei dem nicht zu verhehlenden Anblicke des Rausches, in welchen damals selbst die Bedächtigen und Verständigen gerathen waren, bei den Sympathieen, welche die Bewegung selbst in höheren Kreisen unter der thörichten Voraussetzung fand, daß man derselben durch Nachgeben in der Zügelhaltung am ersten noch einigermaßen Herr bleiben könne", die warnende Meldung des Polizeipräsidenten mißachtet und an diesem 17. Märztage so fest daran geglaubt, den Gang der Bewegung meistern zu können, daß er gegen den russischen Gesandten äußerte: „Schreiben Sie getrost nach Petersburg, in Berlin sei die Sache abgemacht". Zehn Monate später hat jedoch Herr von Bodelschwingh diese ihm zugeschriebene Aeußerung für „eine alles Grundes entbehrende Anekdote" erklärt in einer gedruckten Aus-

lassung, in welcher er freilich auch vom Vorhandensein einer „revolutionären Propaganda“ fabulirte, von der (am 17. März) noch ein „ernsthafterer Versuch“ zu erwarten gewesen sei, „um, nachdem Oestreich gefallen, auch Preußen zu beugen“.

Der urtheilslose große Haufen der Reaktion, die „Treubündler“ und ähnliches Gelichter, sie haben aufrichtig an diesen läppischen Propagandagespensterspuk geglaubt. Es ist derselbe aber zweifelsohne von den Familiaren der vormärzlichen Gewalthaber erdichtet worden, um die klägliche Niederlage der Herren zu erklären und zu beschönigen. Die berliner Revolution war wie die wiener eine Improvisation von A bis Z. Ihre Plan- und Führerlosigkeit liegt so klar zu Tage, ist so unwidersprechlich erwiesen, daß das Gefasel von einer fremden oder einheimischen „Revolutionspropaganda“ („Fremdlinge“, „Emissäre“, „Juden“, „Franzosen“, „Polen“, „eine Rotte Bösewichte“) nicht einmal das Verdienst der Komik hat. Es ist zu dumm dazu. Es ist aus derselben Tiefe des absoluten Blödsinns geschöpft, woher auch jene Tirade stammte, womit einer der Volksredner bei den „Zelten“, wie man ihm nachsagte, dermaßen seine Rede schloß: „So laßt uns denn unsere Schiffe hinter uns verbrennen und dann mit vollen Segeln hinaussteuern in den Ozean der Freiheit!“

6.

Fest steht, daß die Berliner, obzwar zur Entrüstung scharf hinaufgestimmt, am 17. März nur erst zu dem Entschlusse sich erschwungen hatten, die Wirksamkeit friedlicher Demonstrationen weiter zu versuchen. Am Morgen des 18. wurde, was Tags zuvor im „Kemperhof“ beantragt und verhandelt worden, zur Kenntnißnahme und Beschlußfassung vor größere Kreise gebracht. Im köllnischen Rathhause, ebenso im berliner und im

Betsale der lutherischen Gemeinde in der neuen Friedrichsstraße fanden Bürgerversammlungen statt, welche die „Friedensmanifestation der Volkswünsche" in Berathung zogen. Das Kühnste, wozu man in diesen Versammlungen sich verstieg, war die Ansicht, man müsse den König bitten, sein Ministerium, von welchem kein aufrichtiger Vorschritt zu erwarten sei, zu entlassen.

Im köllnischen Rathhause saßen auch der Magistrat und die Stadtverordneten in Berathung und kamen zu dem Schlusse, eine Deputation ins Schloß zu entsenden, um dem Monarchen von Seiten Berlins Wünsche vorzutragen, welche mit dem Programm vom Kemperhof und den Forderungen übereinstimmten, die heute durch die Abordnung der Stadt Köln vor den Thron gebracht werden sollten. Die Stadtverordneten wählten sofort eine Deputation (Behrends, Raumer, Seibel, Schäffer, Veit) und gaben derselben auf, ausdrücklich zu fordern: Entlassung des Ministeriums, Verfassung mit beschließenden Ständen, Abzug des Militärs und Bürgerbewaffnung. In der Aula tagte gleichzeitig eine Studentenversammlung, die ziemlich leidenschaftlich erregt und bewegt war, dann aber durch das von draußen kommende Gerücht, die drei verhaßtesten Minister, Eichhorn, Savigny und Thile, seien entlassen, zum Jubiliren umgestimmt wurde.

Derweil hatte sich auch bei Hofe und im Schooße des Ministeriums mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Gestaltung der Dinge in Wien, wie nicht minder die Stimmung der eigenen Hauptstadt von Seiten der Regierung neue Entschließungen heischten. Herr von Bodelschwingh hat sich später gerühmt, „die Nothwendigkeit einer Aenderung vollkommen und vielleicht zuerst erkannt zu haben", und nicht weniger die weitere Nothwendigkeit, die Aufrichtigkeit der zu machenden Gewährungen durch seinen und seiner Kollegen Rücktritt zu verbürgen. Er erzählt: „Am 16. wurde die Katastrophe Wiens in Berlin bekannt. Diese veränderte wesentlich den Standpunkt

der Sache. Das Zustandekommen des Fürstenkongresses erschien problematisch, wenigstens durfte man dabei nicht mehr auf Oestreich zählen; zugleich griff die Revolution in Deutschland mit Riesenschritten um sich. Da erkannte man die Nothwendigkeit, mit den längst vorbereiteten, nur schärfer ausgeprägten und mit dem Zugeständniß eines deutschen Parlaments vervollständigten Plänen für Deutschlands Umgestaltung vorzugehen und Preußen, von dem sie ausgegangen waren, auch an die Spitze der Bewegung zu stellen. Damit war zugleich der eine Grund der verspäteten Einberufung des Vereinigten Landtags gefallen, während auf der andern Seite die mit des Sturmes Eile dahin laufenden Ereignisse des Tages zur Eile mahnten. Es wurde beschlossen, den Landtag zu einem nahen Termin zu berufen und das Einberufungspatent zugleich zur Veröffentlichung der Pläne Preußens für seine und Deutschlands Umgestaltung zu benutzen“. Das Patent, von welchem der Staatsminister hier redet, wurde während der Nacht vom 17. auf den 18. März entworfen, am Morgen des 18. im Ministerrathe erörtert, vom Könige vollzogen und sogleich in die Druckerei gegeben. Es berief den Landtag auf den 2. April, es forderte die Umwandelung Deutschlands aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat, ein deutsches Bundesbanner, Bundesheer, Bundesgericht, es adoptirte den aus Südwestdeutschland gekommenen Gedanken eines deutschen Parlaments — („eine aus den Ständen aller deutschen Länder gebildete Bundesrepräsentation“) — und anerkannte die „Nothwendigkeit konstitutioneller Verfassungen für alle deutschen Länder“, demnach auch für Preußen. Noch am 17. hatte der König auch ein „Gesetz über die Presse“ genehmigt, kraft dessen die Censur aufgehoben wurde. Beide Patente sind von dem Prinzen von Preußen mitunterschrieben und von sämmtlichen Ministern gegengezeichnet worden. Wie diese Herren sämmtlich zu der Ueberzeugung gebracht wurden, daß es nöthig, den Staat die Schwenkung von der Romantik zum Konstitutio-

nalismus machen zu lassen, darüber gibt es nur Vermuthungen. Die Nothwendigkeit übrigens, mit dem System auch das Ministerium vollständig zu ändern, scheint keiner der Herren Kollegen Bodelschwinghs diesem nachgefühlt zu haben.

Das also vorbereitete neue System mußte nach Trägern ausschauen und als der zum Hauptträger geeignete Mann wurde bei Hofe der Graf von Arnim ausersehen. Wie es scheint, auf Anregung Bodelschwinghs. Bei diesem befand sich der Graf seiner eigenen Angabe zufolge am Morgen des 18. März, als er zwischen 9 und 10 Uhr durch den Minister von Thile zum Könige berufen und von Sr. Majestät mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt wurde. Er erbat und erhielt Bedenkzeit bis zum folgenden Tage.

Bald nach 10 Uhr führte der in Berlin anwesende Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr Eichmann, die kölner Bürgerdeputation zur Audienz ins königliche Kabinett. Der Sprecher der Abordnung, Gemeinderath von Wittgenstein aus Köln, redete den König „mit tiefergreifenden Worten“ an und schilderte die Lage der Rheinprovinz und der Stadt Köln „mit Ernst und Würde, die volle Wahrheit mittheilend“. Die Antwort Friedrich Wilhelms bezeugte, daß auch er den gewaltigen Eindrücken dieser Tage nicht hatte widerstehen können. Der mystisch-romantische Aufputz der Majestät war fort, der autokratische Allmachtstaumel verflogen. „Sichtbar bewegt und in huldreichster Weise“ antwortete der Monarch, es freue ihn, daß die vorgebrachten Wünsche mit seinen eigenen Absichten übereinstimmten. Er werde sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen und im Innern die nöthigen Freiheiten gewähren. Die Rheinländer nahmen diese Versicherung dankbar hin, aber sie wiesen wiederholt darauf hin, daß es zur Beruhigung ihres Heimatlandes bestimmter und fester Bürgschaften bedürfte und daß sie nur mit solchen in den Händen an den Rhein zurückkehren möchten. Noch vor wenigen Tagen würde Friedrich Wilhelm in dieser Mißtrauensbezeugung ge-

radezu eine Majestätsbeleidigung erblickt und sie als solche hoch herab gerügt haben. Jetzt ersuchte er die Rheinländer, ihre Heimreise noch um etliche Stunden zu verzögern, damit sie gleich die Proklamationen und Patente, welche alle die geschwünschten Gewährungen enthielten, mitnehmen könnten. Auch der anwesende Prinz von Preußen sprach freundliche Worte zu der Abordnung, bevor dieselbe sich zurückzog.

Unlange nach der Audienz der Rheinländer wurde die Deputation der Stadtverordneten beim Könige vorgelassen, ebenfalls gnädig empfangen und der Gewährung der „Volkswünsche“ versichert, in deren Reihenfolge auch noch die politische Gleichstellung aller Glaubensbekenntnisse eingeschoben worden war. Als die Abgeordneten in den Sitzungssal der Behörde zurückgekommen waren, Nachmittags 1 Uhr, und den daselbst massenhaft versammelten Bürgern das Ergebniß ihrer Sendung mittheilten, brach der helle Jubel aus und wurde beschlossen, die Stadt prächtig zu beleuchten. Von einer fordernden Massendemonstration war gar keine Rede mehr, sondern nur noch von einer dankenden, welche aber keineswegs organisirt wurde, sondern sich von selber machte.

Will man das Zeugniß des Herrn von Minutoli als ein verläßliches gelten lassen, so hat genau zur gleichen Zeit mit der Scene im Stadtverordnetensale im Königsschlosse diese gespielt. Um 1 Uhr Mittags traf der Herr Polizeipräsident im Vorzimmer des königlichen Kabinetts mit dem Herrn Minister von Bodelschwingh zusammen. Dieser sagte: „Herr Präsident, gestehen Sie, daß Sie falsch prophezeiten, als Sie für heute eine blutige Demonstration voraussagten. Statt von einer solchen vernimmt man nur vom Jubel des Volkes“. Darauf Minutoli (immer nach seiner eigenen Bezeugung): „Excellenz, ich beharre auf meiner Prophezeiung. Ich bin auch zur Stunde nur hierhergekommen, um Ihnen und in Ihrer Gegenwart Sr. Majestät dem Könige zu sagen, daß der beabsichtigte“ — (d. h. der von

einer ein Vierteljahr ſpäter erfundenen „Revolutionspropaganda“ beabſichtigte) — „blutige Konflikt heute leider doch noch ſtattfinden wird“. Nur mit Widerſtreben und mit einem ungläubigen Lächeln führte dann der Miniſter den Polizeipräſidenten auf deſſen Verlangen zum Könige, welchem Minutoli über die ſeiner Anſicht nach drohende Gefahr einen förmlichen Vortrag hielt. Als dieſer zu Ende, meinte Bodelſchwingh: „Sie hegen unnöthige Beſorgniſſe“. Friedrich Wilhelm ſeinerſeits ertheilte der bisher bewieſenen Thätigkeit und Anſtrengung des Polizeichefs alles Lob, fügte jedoch bei: „Nur Eins, lieber Minutoli, kann ich nicht unbemerkt laſſen: Sie ſehen immer zu ſchwarz!“

Beſonnene Erwägung wird nicht leugnen, daß dieſem Berichte einige Wahrhaftigkeit innewohnt. Alle Umſtände weiſen ja darauf hin, daß der König zur angegebenen Zeit wie ſo ziemlich Jedermann in Berlin der Ueberzeugung war, alles ſei friedlich beigelegt und ausgeglichen. Daß Friedrich Wilhelm die gemachten Gewährungen nur gemacht hätte, um hinter dem Vorhang derſelben ein hinterliſtiges Spiel zu treiben, iſt als plumpe Verleumdung abzuweiſen; und daß es am Hofe eine Partei gegeben, welche, mit Beiſeiteſtellung des Königs, ihrerſeits hinter dem eben erwähnten Vorhang die Anwendung brutaler Gewaltmittel zur Aufrechthaltung des Abſolutismus planmäßig vorbereitet hätte, muß für eine müſſige Vermuthung ohne hiſtoriſchen Werth ſo lange gehalten werden, bis zuverläſſige Beweiſe dafür beigebracht werden. Allerdings iſt unbeſtreitbar und unbeſtritten, daß es eine abſolutiſtiſche Partei gab, welche zu den dem Liberalismus und dem Nationalgefühle gemachten Konceſſionen ſcheel ſah, ſehr ſcheel; aber es iſt nicht nur nicht erwieſen, ſondern auch ganz unwahrſcheinlich, daß dieſes Scheelſehen bereits am Vormittag des 18. März irgendwie die Geſtalt feſter Entſchlüſſe und Pläne zur Vernichtung der königlichen Bewilligungen angenommen habe.

Schon im Laufe des Vormittags hatten ſich unter den Linden

und auf dem Schloßplatze zahlreiche Gruppen von Neugierigen angesammelt, welche auf das Erscheinen der am vorigen Tage angekündigten Massendemonstration warteten. Der zweifelhaften Stimmung dieser immerzu sich mehrenden Menge wurde zwischen 1 und 2 Uhr durch das Erscheinen eines Extrablattes der Allgemeinen preußischen Zeitung ein Ende gemacht. Denn darin standen die beiden königlichen Patente, welche den Bruch mit dem alten System zur aktenmäßigen Thatsache machten. Die Blätter gingen von Hand zu Hand, einer rief dem andern die frohe Botschaft zu und ein mächtiger Impuls der Freude trieb die ganze Volksmasse, welche keineswegs ein „pöbelartiges“, sondern vielmehr ein „behäbig-bürgerliches“ Aussehen hatte, dem Schloßplatze zu, in der ausgesprochenen Absicht, dem Könige Dank zu sagen.

„Auf dem Schloßplatze — so hat ein Augenzeuge berichtet — waren etwa 2000 Bürger gruppenweise versammelt, lauter wohlgekleidete, sehr anständige Leute. Die Stimmung war erregt, aber durchaus nicht feindselig. Umgekehrt, die Gruppen ließen den König hochleben und riefen ein Vivat über das andere. Ganz im Hintergrunde, an den Ecken der auf den Platz mündenden Straßen, sah ich Proletarier und Arbeiter stehen, die nur einzeln in den Vordergrund traten und die, als sie die vergnügten Gesichter ringsum sahen, sagten: Das hilft uns armen Leuten noch alles nichts! Da traten die Bürger an sie heran, beruhigten sie, ermahnten sie, nicht die Excesse der vorigen Tage zu wiederholen; das führe zu nichts. Alle Läden auf dem Platze waren geöffnet, Damen hatten die Fenster besetzt. Im Innern des Schlosses bivouakirten die aus Potsdam herübergekommenen Truppen; sie spazirten rauchend im Hofe. Unterdessen hatte sich der Schloßplatz immer dichter gedrängt (sic?) und das Publikum fing an, darüber zu debattiren, wie es durchaus nöthig sei, daß die fremden (d. h. die potsdamer) Soldaten Berlin verließen und daß auch die Truppen, welche um Berlin konsignirt seien,

sich zurückzögen. Da war es denn unverkennbar, daß eine große Erbitterung gegen das Militär vorherrschte, eine ziemlich instinktartige Erbitterung ohne politische Beimischung, wie jene in Folge unglückseliger Mißverständnisse in großen Städten nur zu oft vorkommt. Gegen halb 2 Uhr trat der König auf den Balkon, versuchte zu sprechen und ein ihn begleitender Herr — irre ich nicht, Herr Bürgermeister Naunyn — sagte mit lauter Stimme ohngefähr: — Der König will, daß Preßfreiheit herrsche; der König will, daß der Landtag sofort berufen werde; der König will, daß eine Konstitution auf der freisinnigsten Grundlage alle deutschen Länder umfasse; der König will, daß eine deutsche Nationalflagge wehe; der König will, daß alle Zollschlagbäume in Deutschland fallen; der König will, daß Preußen sich an die Spitze der Bewegung stelle .... Stürmischer, fast trunken zu nennender Jubel herrschte auf dem Platze. Leute aus den gebildetsten Ständen stellten sich auf Wagen, um die freudige Kunde zu verbreiten. Der König trat nochmals auf den Balkon; er wehte mit dem Tuche. Ein Herr, den ich für den Herrn von Bodelschwingh hielt, sprach dann vom Balkon herab den Dank des Königs aus, aber auch zugleich dessen Wunsch, daß nunmehr die Demonstrationen aufhören möchten."

Unser Gewährsmann fügte sich als treugehorsamer und wohlerzogener Unterthan sofort diesem Wunsche: er verließ den Schloßplatz und ging nach der Königsstraße, um dort zu Mittag zu speisen. „Da sah ich — so schließt er seinen Bericht — wie sich die Leute vor Freude umarmten und wie sie weinten. Die Frauen wehten aus den Fenstern mit Taschentüchern, das Material zur Illumination für den Abend wurde durch die Straßen getragen und die Bürger, die mir begegneten, riefen: Wir wollen auch auf den Schloßplatz, wollen auch unserem geliebten König ein Vivat bringen. Es war 2 Uhr, ich befand mich im Kronprinzen, inmitten der Königsstraße bei Tische; man sammelte vor Freude für die Armen; Bürger kamen, um den

Tag feſtlich zu begehen; man gratulirte ſich, daß der große Tag der Freiheit und der Wiedergeburt auch für Preußen hereingebrochen, glorreich hereingebrochen ſei, ohne Blutvergießen.“

In dieſem ganzen ſo lichten und lachenden Freudegemälde gibt es nur einen ſchwarzen Punkt: die „im Hintergrunde“ ſtehenden Proletarier mit ihrem: „Das hilft uns armen Leuten noch alles nichts!“ Allein der dritte Stand, welcher ſeines Sieges ſicher zu ſein wähnte, hatte für dieſes Grollwort des vierten kein Ohr und beachtete nicht, daß hinter dem ſcheinbar gelöſ'ten politiſchen Problem der Gegenwart ſchon das ſoziale der Zukunft drohend heraufſtieg. Leicht begreiflich freilich, daß in dem lauten Jubel des Augenblicks der dumpfe Vordonner eines am Saume des Horizonts heraufziehenden Gewitters verklang.

So zeigte denn die Stimmung der preußiſchen Hauptſtadt, ſo hatte die ganze Phyſionomie von Berlin Nachmittags 2 Uhr am 18. März die vollſte Aehnlichkeit mit der Stimmung und Phyſionomie von Paris Abends vor 9 Uhr am 23. Februar. Alles ſchien Friede, alles war Freude. „Doch das Glück wendet ſich oft um“, lautet der düſtere Kehrreim der altnordiſchen Ballade von Axel und Walborg.

7.

Es wandte ſich auch diesmal, plötzlich, geheimnißvoll, furchtbar.

Auf dem Schloßplatze von Berlin geſchah am 18. März um 2½ Uhr Nachmittags, was am 23. Februar auf dem Boulevard des Capucines in Paris um 9 Uhr Abends geſchehen war.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm den Balkon verlaſſen, noch rauſchten die Vivatrufe tauſendſtimmig zu den Schloßfenſtern

empor, als die Glückswendung eintrat, ein aus wolkenlosem Blau fallender Blitz.

Die Volksmenge vor dem Schlosse war von 2 Uhr an immer dichter geworden. Kopf an Kopf stand sie auf dem Platze selbst gestaut und stopfte die Mündungen der von demselben auslaufenden Straßen. Mit einmal machte sich in den Massen eine Strömung bemerkbar, welche der Jubelstimmung augenscheinlich entgegengesetzt war. Wie es scheint, ist dieser jähe Umsprung zunächst bewirkt worden durch den Umstand, daß Mannschaften vom 1. Garderegiment, die sogenannten „Potsdamer", gerade jetzt die Schloßportale besetzten. Diesen Potsdamern gab man ja das brutale Dreinfahren der Soldateska an den vorhergegangenen Tagen hauptsächlich schuld. Der gegen dieselbe angesammelte Grimm und Groll wollte und mußte sich Luft machen. Wie aus einer Kehle erscholl demnach aus tausenden der Ruf: „Soldaten fort! Militär zurück! Soldaten abziehen! Der König soll sich unter den Schutz der Bürger stellen!"

Behauptet, aber nicht erwiesen ist worden, daß diese tumultuarischen Forderungen zu den Ohren Friedrich Wilhelms gelangt seien und daß der König durch einen der Herren seiner Umgebung die Antwort habe herunterrufen lassen, „die Berliner würden ihm doch wohl nicht zumuthen, in einen unehrenvollen Rückzug der Truppen zu willigen."

Während das Geschrei: „Militär fort!" mit gesteigerter Heftigkeit weiterging, wurde durch Mitglieder der berliner Bürgerschützen an einem Hause des Schloßplatzes eine schwarzweiße Fahne aufgesteckt, — gewiß auch nur ein Zeichen loyaler Unterthanenfreude, als welches die Fahne von vielen Leuten auf dem Platze mit Händeklatschen begrüßt wurde. Allein die ungeheure Mehrzahl der Versammelten klatschte nicht mit. Im Gegentheil, sie rief, demonstrativ genug, nach der deutschen, nach der schwarzrothgoldenen Fahne. Noch mehr, das Aufstecken der preußischen Fahne, zusammengehalten mit den Wahrnehmungen, daß zur

gleichen Zeit die „Potsdamer“ die Wachtpoſten an den Zugängen des Palaſtes beſetzten und eine von der Schloßfreiheit herkommende Schwadron Gardedragoner bei der Stechbahn aufritt und Poſto faßte, ſcheint in der Menge plötzlich die Vorſtellung eines gegen ſie geſponnenen Verraths geweckt zu haben, — eine Vorſtellung, welche ſich raſch zu dem rieſengroßen Argwohn aufbauſchte, es ſei gegen ſie, gegen die wehr- und waffenloſen Tauſende, ein kombinirter Angriff beabſichtigt und im Werke.

Nun entſteht auf dem Platze ſofort ein dumpfes Toben und Toſen, ein wirrſäliges Geſchiebe und Gewühle, ein Drängen und Wogen nach allen Richtungen hin.

Sehr möglich, ſehr wahrſcheinlich ſogar, daß dieſe Angſtſymptome im Schloſſe keineswegs für ſolche, ſondern vielmehr für die Vorzeichen einer Angriffsbewegung angeſehen worden ſind. In ſolchen Augenblicken fieberhafter Nervenſchwingung haben ja die Menſchen überall und allzeit hohlſpiegelartig geſchliffene Vergrößerungsgläſer vor den Augen und dann reicht irgendein Ruck oder Zuck aus, um das Unheil in Gang zu bringen.

Die Dragonerſchwadron an der Stechbahn machte eine kurze Bewegung gegen den Platz herein. Das war der ſchlimme Ruck und Zuck.

Die Volksmenge, den Reitern das Schlimmſte zutrauend, ſchreit ihnen entgegen: „Zurück! Zurück!“

Noch in dieſem Moment fehlt es keineswegs an beſonnenen Männern, welche eifrig jeden Nerv anſpannen, um die aufgeregte Maſſe zu beruhigen. Steht doch dort bei der Kurfürſtenbrücke ſo ein Beruhiger auf einer Droſchke und verſucht durch Vorleſen der königlichen Patente den Tumult noch zu beſchwören, als dieſer bereits zur Kataſtrophe gelangt iſt.

„Zurück! Zurück!“

Die Dragoner wenden ihre Roſſe, als wollten ſie dem Rufe gehorchen.

„Bravo! Bravo!“ ruft jetzt die Menge, des vermeintlichen Abzugs der Reiter froh.

Aber das „Bravo!“ ist noch nicht verklungen, da schwenken die Dragoner wieder um, ziehen ihre Pallasche, setzen ihre Pferde in Trab und sprengen auf die Menge ein, die wehrlose wie eine Schafheerde bis dahin, wo der große Kandelaber des Schloßplatzes steht, vor sich hertreibend. In gestrecktem Trab und mit geschwungenen Säbeln! Das ist eine hundertfach bezeugte Thatsache, obzwar man dem übelberathenen Könige die Lüge vorzugaukeln verstand, die Reiterattake sei eigentlich gar keine gewesen, maßen dieselbe im Schritt und mit eingesteckten Pallaschen stattgefunden habe.

Das Schreckbild eines „kombinirten Angriffs“ scheint sich verwirklichen zu wollen.

Denn gleichzeitig mit dem Einsprengen der Dragoner thut sich das (von der Spree an gerechnet, zweite) Schloßportal auf und aus der Oeffnung bricht mit schlagenden Trommeln und gefällten Bajonnetten eine Kompagnie Grenadiere hervor, entfaltet sich, zieht eine Kette über den Platz nach der breiten Straße zu und geht, das Volk vor sich herjagend, gegen die Kurfürstenbrücke vor.

Da, auf dem äußersten rechten Flügel der Kette, dicht an den Häusern zwischen der Brücke und der breiten Straße, fallen aus den Reihen der Grenadiere zwei Schüsse.

Diese zwei Schüsse, höchst wahrscheinlich nicht auf Kommando, sondern rein zufällig und aus Versehen losgegangen, geben das Signal zum Aufstand von Berlin.

Außer sich vor Ueberraschung, Angst und Wuth, stieben die Massen auseinander, überall hin die Kunde des Geschehenen tragend. Der Angstruf: „Verrath!“ zetert, der Zornschrei: „Waffen und Rache!“ gellt durch die Straßen. Die Plünderung der Waffenläden hebt an, das Herrichten der Büchsen, der Kugelnguß, der Barrikadenbau.

In höchster Betroffenheit eilte der General von Pfuel nach dem Schlosse. Er erfuhr dort, daß er des Kommando's enthoben und dasselbe dem General von Prittwitz übertragen sei.

Also hatte jener Proletarier rechtgehabt, welcher um Mittag am Schloßportale dem Herrn von Savigny, der ihn herablassend belehren wollte, daß der König mehr bewilligt hätte, als verlangt worden sei, zur Antwort gegeben: „Alter, das verstehst du nicht; man hat nichts bewilligt“ —? Alles wäre nur Täuschung gewesen, um das Volk sicher zu machen und das sichergemachte desto leichter vergewaltigen zu können?

Diese Frage ist in den Abendstunden des 18. März in der preußischen Hauptstadt von Tausenden, von Hunderttausenden aufgeworfen und entschieden bejaht worden. Nur aus dieser allgemeinen Ueberzeugung, nur aus dieser Empörung der Gemüther erklärt sich die Thatsache, daß die Berliner, diese geborenen Reflexionsmenschen und gebildeten Ironiker, eine Revolution oder wenigstens ein Stück Revolution machten. Machten oder wenigstens machen ließen. Denn wenn ohne Weiteres zugestanden werden muß, daß nur ein kleiner Bruchtheil der berliner Bürgerschaft aktiv an dem Kampfe sich betheiligte, so war doch die passive Betheiligung der bürgerlichen Mittelklassen eine allgemeine. Die eigentlichen Kämpfer, d. h. die Walther vom Habenichts aus den gebildeten Ständen und die Arbeiter, sie hätten ohne diese Unterstützung, ohne dieses Gewährenlassen von Seiten des Bürgerthums gar nichts ausgerichtet und man hat ganz wahrheitsgemäß gesagt, daß kaum eine einzige Barrikade hätte errichtet werden können, so die Bürger es nicht wollten. Ein Bibelwort ging damals an diesen Bürgern von Berlin in Erfüllung: — indem sie nicht *für* die Regierung waren, waren sie *gegen* dieselbe. Da hilft kein nachträgliches Leugnen, Vertuschen und Beschönigen. Historische Thatsache ist und bleibt: die Vorgänge auf dem Schloßplatze hatten die ungeheure Mehrzahl der Bewohnerschaft der preußischen Hauptstadt revolutionär gestimmt,

und wer da einen Schulſack und in dem Trubel jener Stunden noch Zeit hatte, deſſelben ſich zu erinnern, der mag wohl mehr oder weniger artikulirt einen bekannten virgiliſchen Vers vor ſich hin parodirt haben: — Will es nicht biegen von *obenher*, ſo ſoll es brechen von *untenauf*!

8.

Aber wie war denn das Alles ſo gekommen?

Die es ſagen wollen, wiſſen es nicht; und die es wiſſen, wollen es nicht ſagen. Oder wüßte es vielleicht kein Menſch? Auch *das* iſt gar nicht unmöglich. Sagen und Mythen die Hülle und Fülle, geſchichtliche Gewißheit keine.

Am Abend des 18. März war in Berlin die Ueberzeugung allgemein, auf dem Schloßplatze ſei das Komplott des „ſtrammen" Militarismus, welcher für den Abſolutismus eingetreten, nachdem der „ſchlaffe" Bureaukratismus die Flagge geſtrichen, zur Exploſion gekommen. Schon damals wurde die Legende in Umlauf geſetzt, im entſcheidenden Augenblicke ſei der Adjutant des Prinzen von Preußen, der Major Graf von Königsmark, zu den Dragonern bei der Stechbahn herangeeilt und habe dem kommandirenden Offizier den Befehl: „Einhauen! Einhauen!" zugerufen. Hiſtoriſchen Werth hat natürlich dieſe unerwieſene Sage keinen, wenn nicht etwa als Stimmungs-Anekdote. Ebenſo ſind die im frommen Brütofen der dunkelrothen Reaktion nachträglich ausgebrüteten Lügenentenküchlein, in der Zeitungshalle hätte am Morgen des 18. März ein „Revolutionsausſchuß" geſeſſen und beſchloſſen, einen Konflikt mit der bewaffneten Macht um jeden Preis herbeizuführen; ferner, „Böswillige" hätten die bei der Stechbahn haltenden Dragoner beleidigt und gereizt, indem ſie „mit Stöcken und Regenſchirmen auf die Pferde und auf

die Schenkel der Reiter ſtießen“; ſodann, die beiden Infanteriegewehre hätten ſich im Gedränge „durch das Dazwiſchenſtoßen Uebelwollender mit Stöcken“ entladen; endlich, ein „dritter Schuß ſei, um als Signal zu dienen, aus einem Fenſter der benachbarten Häuſer abgefeuert worden“ und ſofort nach dieſen Schüſſen ſei es „ſichtbar geweſen, wie einzelne der vorher ſo wild auftretenden Haufen in faſt geordnet zu nennender Weiſe davoneilten, wahrſcheinlich nach ſchon vorher beſtimmten Sammelplätzen“ — ja, alle dieſe frommen Lügenentenküchlein ſind hiſtoriſch nicht zu verwerthen, ſind überhaupt nur etwa dazu zu gebrauchen, wozu der Sieur Gargantua des Rabelais gewöhnliche Entenküchlein zu verwenden pflegte.

Soweit die Akten bis jetzt vorliegen, wird ein über der Parteibornirtheit ſtehendes Urtheil dahin gehen, daß am 18. März die nachmittäglichen Ereigniſſe auf dem berliner Schloßplatz von keiner Seite mit Vorbedacht herbeigeführt worden, ſondern die Folge einer Verkettung von Zufällen geweſen ſind.

Gegen dieſes Urtheil werden nun freilich die Herren Geſchichtekonſtruktoren von der ſouverainen Höhe ihrer Katheder herab gelehrteſte Grimaſſen ſchneiden und werden verbohrte Demokraten wie verbiſſene Gottesgnadenthümler um die Wette dagegen anläffen. Das hilft aber alles nichts. Der Zufall, dieſer boshaft-luſtige Hofzwerg der Dame Hiſtoria, ſpielt in der bunten „Comoedia humana“ eine viel bedeutendere Rolle, als die Schulweisheit ſich träumt und die Parteidummheit begreifen kann.

Ganz blödſichtig vollends und blödſinnig iſt es geweſen, wenn man die Schloßplatzkataſtrophe mittelbar oder unmittelbar dem Könige auf Rechnung ſetzte. Niemand, ſoviel iſt ſicher, wurde durch dieſes „untoward event“ mehr und ſchwerer überraſcht als Friedrich Wilhelm ſelbſt und die furchtbare Wucht, womit es auf ihn fiel, wird bezeugt durch das ganze Verhalten und Gebaren des Monarchen während der folgenden Stunden

und Tage, d. h. durch eine Halt- und Fassungslosigkeit, welche zwischen Extremen des Empfindens und Wollens hin- und herschwankte, durch eine Rath- und Thatlosigkeit, welche aus der Lethargie gänzlicher Entmuthigung plötzlich zu einem Fieberanflug von Heroismus sich hinaufphantasirte, um dann ebenso rasch wieder kraftlos zusammenzusinken. Die Billigkeit kann in Friedrich Wilhelm, was sein Reden, Thun und Nichtthun vom Abend des 18. März an bis zum 22. betrifft; nur einen mitleidswerthen Kranken erblicken, welcher von Quacksalbern und Charlatanen hin- und hergezerrt ward und sich von solchen Wunderdoktoren selbst die abenteuerlichsten Recepte verschreiben ließ.

In dieser Staatskrisis sollte für alle sehenden und hörenden Menschen offenbar werden, daß Geistreichigkeit und Witzigkeit, Kunstgeschmack und Rhetorik, Mystik und Romantik noch lange keinen König ausmachen. Schlichter Verstand, fester Wille und geradaus blickende Energie hätten in dieser Krisis ganz anders gehandelt, hätten das Richtige getroffen.

Und das Richtige, was wäre das Richtige gewesen?

Die energische Niederwerfung des Aufstandes oder noch besser die unschwer zu bewerkstelligende Verhütung der Möglichkeit desselben. Dadurch wäre ja, nur Phantasten können es bezweifeln, dem preußischen Staatsgeist und Staatsbewußtsein unendlich viel besser entsprochen worden als durch ein halbes Kokettiren und Kapituliren mit der Revolution, unendlich viel besser als durch die schwächliche Hingabe an Phantasmen, welche zu verwirklichen man ja doch nicht die Kraft, ja nicht einmal den rechten Willen hatte. Die ganze Folgezeit hat den Beweis erbracht, daß nicht allein der Hof, sondern auch das Volk in Preußen die Märztage nur als einen bösen Traum betrachtete, welcher das naturgemäße, d. h. absolut-monarchische Staatsdasein unterbrochen habe. Die Minderheit, welche an das Märchen von der Reife und Befähigung des preußischen Volkes für das Selfgovernment redlich glaubte, war verschwindend klein.

An die Möglichkeit, eine preußische Republik zu schaffen oder auch nur zu denken, konnten vollends nur notorische Narren glauben. Daß aber etwa das berliner Volk eine Revolution gewagt oder gemacht hätte, um die systematisirte Prellerei, den Konstitutionalismus, zu erobern, das muß der gesunde Menschenverstand als eine Lächerlichkeit verwerfen.

Was folgt aus alledem?

Daß die berliner Revolution in der That das gewesen ist, als was ein weltgeschichtlich gewordenes Wort, das wir sogleich in Frakturschrift auf weißer Leinwand erscheinen sehen werden, sie bezeichnete: — ein Mißverständniß! Ein Mißverständniß von oben wie von unten, ein Mißverständniß von Seiten des Königs wie des Volkes, ein großes Mißverständniß von A bis Z!

9.

Als von 3 Uhr ab der Ruf nach Waffen und Rache durch die Straßen ras'te und das Volk die Rüstungen zum Kampf an die Hand nahm, sind von Seiten der Bürgerschaft wie von Seiten des Hofes noch Versuche gemacht worden, den Ausbruch der Gewaltsamkeiten hintanzuhalten oder ganz zu verhüten.

Der Kaufmann Gustav Hiller erzählt uns: „Nach dem Schlosse eilend traf ich an der Kurfürstenbrücke ein Regiment Infanterie, der Oberst an der Spitze. Ich schilderte ihm rasch, was in der Altstadt schon vorgefallen“ — (die Entleerung der Schwertfegerbuden, das Aufreißen des Pflasters, die Errichtung von Barrikaden, die gewaltsame Entwaffnung einzelner Soldaten und Wachtposten) — „und drang in ihn, sich wenigstens ins Schloß zurückzuziehen. Er sagte: „Bringen Sie mir den Befehl von oben und ich weiche sofort zurück.“ Durch dichtgedrängte Menschenmassen gelangte ich dann in den Schloßhof. Die weiße

Binde um den linken Arm verschaffte mir durch die vielen Offiziere, welche im Portal und im Hofe standen, so viel Raum, um bis zum General Fürsten Radziwill zu gelangen, welcher in der Mitte des Hofes stand. Auf meine dringende Vorstellung: „Noch ist das Blutbad zu vermeiden! Lassen Sie mich rasch zum Könige!“ folgte ich dem Fürsten bis an die königlichen Gemächer. Aber Minute nach Minute verrann, der Fürst kehrte nicht zurück und hoffnungslos, die Schrecken einer Revolution abzuwenden, kehrte ich zu meiner beängstigten Familie zurück.“ Wie dieser Zeuge haben noch mehrere Bürger und Stadtverordnete in Vermittelungsversuchen sich erschöpft. Es kam aber dabei vorderhand nichts heraus als ein Hin- und Hersprechen mit verschiedenen Ministern, Generalen und Prinzen auf dem Schloßhofe. Man wies die Vermittler vom Pontius zum Pilatus und umgekehrt. Jeder Bescheid, welcher ihnen gegeben wurde, schloß mit dem Refrain: „Das geforderte Zurückziehen der Truppen wäre gegen die Ehre der preußischen Armee.“ Vom Prinzen Karl wird gemeldet, derselbe habe den Bürgern zugesichert, daß er ihre Wünsche bei seinem königlichen Bruder befürworten werde. Der König selbst war vor dem Losbruch des Kampfes für die bürgerlichen Friedensboten unzugänglich. Umgeben von Ministern, Generalen und Hofwürdeträgern, hielt er sich in den inneren Gemächern des Schlosses, wo zwar zu dieser Stunde viel hastiges Kommen und Gehen, viel aufgeregtes Wispern und Flüstern, viel geflügeltes Frage- und Antwortspiel zu bemerken war, doch aber die gewohnte Haus- und Kleiderordnung noch ganz leidlich aufrecht blieb. Etliche Stunden später sah es freilich im Palast anders aus und zwar ganz so, wie es in Palästen auszusehen pflegt, wenn die Revolution Miene macht, in denselben ihre Aufwartung zu machen.

Aber wenn der äußere Anstand des Königthums noch beobachtet wurde, wie war es mit seinem inneren Halt bestellt? Wackelig, sehr wackelig! Allen Zeichen nach müssen sich die An-

ſchauungen und Entſchlüſſe in der Seele Friedrich Wilhelms wirbelwindig gejagt haben. Denn ganz Widerſprechendes iſt uns aus jenen Stunden überliefert. Die plötzliche Enthebung Pfuels vom Kommando und ſeine Erſetzung durch den General von Prittwitz wurde allgemein für eine Drohung und für ein Symptom angeſehen, daß die „ſtramme“ Militärpartei obenauf und zum Handeln entſchloſſen ſei. Allein zugleich mit dieſer Thatſache ging vom Schloſſe das Gerücht aus, der König wolle die liberaliſirenden Schwatzhelden des Vereinigten Landtags ins Miniſterium berufen, den Allerweltsvermittler Schwerin, den kölner Cicero Kamphauſen, den Säuſeler Beckerath oder gar auch noch die „Luſtige Perſon“ par excellence aller parlamentariſchen Poſſen der nächſten Jahre, den Herrn von Vincke. Gewiß iſt, daß in den leitenden Kreiſen vorübergehend Einflüſſe zur Geltung gelangt ſein müſſen, welche es nicht zum Aeußerſten kommen laſſen wollten. Allbekannte Thatſachen bezeugen das.

Die eine derſelben war jene Friedensmanifeſtation, die zu ſo vielen ſchlechten Witzen den Stoff geliefert hat, aber dennoch, falls ſie von Friedrich Wilhelm ſelber ausgegangen, dieſem nicht zur Unehre gereicht. Denn es lag ja darin das Eingeſtändniß, daß es ein grober Mißgriff geweſen, das angeordnet oder zugelaſſen zu haben, was um $2^1/_2$ Uhr auf dem Schloßplatze geſchehen war.

Etwa eine Stunde war ſeither verfloſſen, als aus dem Schloßportal durch zwei bürgerlich gekleidete Männer ein zwiſchen zwei Stangen befeſtigtes großes Stück Weißleinwand herausgetragen wurde, auf welcher mit großen ſchwarzen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „**Ein Mißverſtändniß!**“ Und darunter: „Der König will das Beſte!“ Dieſe Friedensſtandarte trugen ihre beiden Träger über den ganzen Platz hin bis zur Kurfürſtenbrücke. Ein dritter Bürger (der Stadtſyndikus Möwes?) ging vorauf, ſchwenkte den Hut und rief: „Der König lebe hoch!“ Es wollte jedoch keiner der Anweſenden — lauter Leute, die erſt

nach der Säuberung des Platzes durch die Truppen denſelben betreten hatten — in den Ruf einſtimmen. Die ganze Demonſtration vergeckte kläglich und that das Friedensbanner auch keine Wirkung, als es am ſpäteren Abend aus einem Fenſter des Schloſſes hing. Ebenſo wirkungslos blieben zwei weitere vom Palaſt ausgehende Beſchwichtigungsverſuche: zwei Proklamationen in Plakatform, die eine vom Miniſter von Bodelſchwingh, die andere vom Generaladjutanten des König, einem Herrn von Neumann, verfaßt. Beide ſind nur wenigen Perſonen zu Geſichte gekommen und haben gar keine Beachtung gefunden.

Es war zu ſpät, auch hier zu ſpät! Schon heulten die Sturmglocken und auf den Barrikaden flatterte die „Freiheitsfahne", das Schwarzrothgold.

10.

Zum erſten Opfer der anhebenden Straßenſchlacht war ein braver Soldat auserſehen, der Grenadier Theiſſen. Auf ſeinem Wachtpoſten bei der Bank in der Jägerſtraße von einem Volkstrupp mit der Aufforderung, ſeine Waffen abzugeben, überfallen, vertheidigte er mannhaft den Beſitz ſeines Gewehrs, bis dieſes im Ringen unverſehens ſich entlud und zwar in ſeine eigene Bruſt. Sterbend ins Lazareth getragen, hat er vor ſeinem Tode noch verordnet, daß, was er an Barſchaft beſitze, den Armen gegeben werden ſollte. Das erſte Opfer auf der Seite des Volkes war ein Dienſtmädchen, Karoline Kleinfeld. Die erſte Barrikade war an der Ecke der Werder- und Oberwallſtraße errichtet worden und gleichzeitig die zweite an der Ecke der Oberwall- und Jägerſtraße, zwiſchen der „Zeitungshalle" und dem gegenüberſtehenden Eckhaus. Die erſte Barrikade wurde, kaum errichtet, kurz nach 3 Uhr, von einer Kompagnie des 2. Garde-

regiments genommen. Auf die zweite ſprengte eine Schwadron Dragoner aus der Jägerſtraße heran, mußte jedoch, mit Steinwürfen unſanft empfangen, wieder zurückgehen. Hierauf nahm die Gardeinfanterie nach Ueberwältigung der erſten Barrikade auch die zweite. Von dem Dache der Zeitungshalle herab mit Steinwürfen angegriffen, richteten die Soldaten ihr Feuer in die Höhe. Im dritten Stockwerke des Hauſes war das erwähnte junge Mädchen gerade an's Fenſter getreten mit den Worten: „Seinem Schickſal kann man ja doch nicht entgehen!“ als eine von unten kommende Soldatenkugel ſie todt niederſtreckte. Eine andere Kugel tödtete in einem andern Gelaſſe des Hauſes den Schenkwirth der Leſeanſtalt. Als die Soldaten, ihren Erfolg ausbeutend, in die benachbarten Häuſer eindrangen, um „Rebellen“ zu ſuchen, begannen jene buntdurcheinander vorgenommenen Verhaftungen und jene barbariſchen Mißhandlungen der Gefangenen, welche ein ſo eigenthümlich düſteres Licht auf die berliner Märzkämpfe geworfen haben. Freilich darf man, um auch hier Gerechtigkeit zu üben, nicht außer Acht laſſen, daß es in der Natur von Straßenkämpfen liegt, die Truppen im höchſten Grade zu erbittern, weil dieſe leicht, ja mit Nothwendigkeit dazu kommen, in jedem Dachziegel eine Todesdrohung zu erblicken und hinter jedem Fenſter einen lauernden Todfeind zu wittern. Außerdem ſind ja ſolche Straßenſchlachten bekanntlich viel anſtrengender und erſchöpfender als Feldſchlachten, erregen, reizen und erboſen demnach die Soldaten auch mehr als die letzteren. Endlich ſind die Menſchen in Uniform eben auch Menſchen wie andere; folglich, wenn die Beſtie in ihnen einmal los iſt, will ſie ihre Beute haben und läßt ſich nicht ſo mir nichts dir nichts wieder an die Kette legen ....

Wie der ganze Straßenkampf zweifellos kein planmäßig vorbereiteter, ſondern ein plötzlich und inſtinktmäßig unternommener geweſen iſt, ſo war auch die Leitung deſſelben eine improviſirte und ſo zu ſagen rein naturaliſtiſche. Zwar werden uns

einige Führer und Barrikadenchefs genannt, wie die Herren Eichler und Berends, der Thierarzt Urban und der Drechsler Hesse, zwar sehen wir an der Spitze einer Kämpferschar einen jungen Polen in Ulanenuniform und die Konföderatkamütze auf dem Kopf erscheinen, zwar soll auch ein Junker und Rittmeister außer Dienst, ein Herr von B. auf einer Barrikade kommandirt haben; allein diese und andere Führergestalten tauchen nur ganz flüchtig aus dem Kampfwirrwarr auf, um sofort wieder anderen, ebenso flüchtig erscheinenden und wieder verschwindenden Platz zu machen. Der junge „Pole" hat sich schließlich gar als ein Russe entpuppt und also den Leibhistorikern der Reaktion ihr Phantasiegemälde von der berliner Märzrevolution um eine kostbare Figur ärmer gemacht. Daß „unsere Leut'" als Barrikadenkämpfer besonders sich hervorgethan hätten, ist auch nirgends erwiesen und so sei denn hier dem Mythus, daß „Polen und Juden" die eigentlichen Verursacher und Durchfechter des großen berliner „Mißverständnisses" gewesen, für immer der Abschied gegeben.

Das aber ist wahr, die Berliner wußten sich in die Sachlage, wie sie nun einmal war, ganz wundersam zu finden und zu schicken. Die Bevölkerung entwickelte ein gut Stück Revolutionsgenie und bemächtigte sich gleichsam durch Intuition aller Geheimnisse der Barrikadosophie. Alles wurde zu Waffen umgeschaffen oder wenigstens zu Mitteln der Vertheidigung und des Angriffs. Zwischen 5 und 6 Uhr Abends war die Stadt bis in die entlegensten Quartiere hinaus mit Barrikaden bedeckt, die zum Theil einen sehr soliden Bau aufwiesen. Als vollkommene Barrikaden-Meisterstücke thaten sich die Verschanzungen am Alexandersplatze und am köllnischen Rathhause hervor. Die Bewaffnung der Vertheidiger dieser Wälle war besonders zu Anfang eine sehr ärmliche und bunte und die Zaunpfähle, Mistgabeln, Schüreisen und halbverrosteten Sarrasse wurden nur sehr allmälig durch brauchbare Schießgewehre ersetzt. Der Umstand übrigens, daß so viele Soldaten durch Büchsenkugeln niedergestreckt worden

sind, weis't deutlich genug darauf hin, daß auch Besitzer von feinen Gewehren, d. h. wohlhabende Bürger, aktiv an dem Kampfe sich betheiligt haben müssen.

Falls das alberne Märchen von einer planmäßig in Scene gesetzten Empörung mehr als ein Märchen wäre, so müßten sich schlechterdings Spuren eines gemeinsamen Operationsplans der Rebellen auffinden lassen. Davon ist aber gar keine Rede, nicht von einer leisesten Spur. Der einzige Plan, der hier nachweisbar, war der Volksinstinkt, während die Methodik der Kampfführung durch die Traditionen der pariser Straßenkämpfe an die Hand gegeben worden sein mag.

Die Streitkräfte, womit die Regierung zur Niederwerfung des Aufstands verschreiten konnte und wirklich verschritt, waren beträchtlich. Sie hatte zu ihrer unmittelbaren Verfügung an 12,000 Mann schlagfertiger Infanterie, welche durch rasches Herbeiziehen nahegelegener Garnisonen auf die Stärke von nahezu 20,000 Mann gebracht wurde; ferner 3 Regimenter Reiterei, die Garde-du-Korps ungerechnet, und eine entsprechende Artillerie. Die Kavallerie kam wenig und nur zu Anfang des Kampfes zur Verwendung. Dagegen haben von den anwesenden Infanterieregimentern, Garde und Linie, so ziemlich alle mehr oder weniger am Gefechte sich betheiligt. Des Generals von Prittwitz Feldzugsplan soll dem ähnlich gewesen sein, welchen der Marschall Bugeaud in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar entworfen hatte. Die Verbindung zwischen dem Schloßplatze, dem Gensdarmenmarkt und der Straße unter den Linden sollte unbedingt offen gehalten werden. Diese Oertlichkeiten sollten der Mittelpunkt aller Operationen sein und bleiben. Von hier aus sollten Kolonnen in die einzelnen Stadttheile entsendet werden, aber diese Kolonnen müßten stets miteinander Fühlung haben und sollten schließlich den außerhalb der Stadt aufgestellten Truppen die Hand reichen, um mittels eines gleichzeitigen und allgemeinen Angriffs von innen und außen die Rebellion zu

zerquetſchen. Dieſer Plan mochte nicht übel ſein, aber mit der Ausführung happerte es.

11.

Zur gleichen Zeit, wo in der Oberwallſtraße der erſte Truppenangriff auf die Verſchanzungen der Empörung ſtattgefunden hatte, war vor dem oranienburger Thor der erſte Kartätſchenſchuß auf das Volk losgebrannt worden. Studenten waren, die deutſchen Farben an den Hüten und die Schläger in den Händen, zu Fuß und zu Pferde dorthin geeilt, um die Arbeitertauſende der großen Maſchinenbauwerkſtätten zum Kampf aufzurufen, und es iſt eine charakteriſtiſche Thatſache, daß unter dieſen ſtudentiſchen Rufern zum Kampfe gerade ſolche die eifrigſten waren, welche man zwei Tage zuvor, als ſie mit ihrem loyalen Anerbieten ins Schloß gekommen, daſelbſt ſo ſchnöde hatte abblitzen laſſen.

Der maſſenhafte Eintritt der „Feuerarbeiter“ in den Kampf gab dieſem erſt ſeinen rechten Schick und ſeine rechte Wucht. Nachdem ſie ſich mit Eiſenſtücken nothdürftig bewaffnet hatten, begannen ſie damit, das Straßenpflaſter vor dem Thor aufzureißen und daſſelbe zu einer Barrikade aufzuthürmen, weil es hieß, Reiterei, die draußen in den Dörfern lag, wollte in die Stadt rücken. Da kommt ein Offizier aus der Stadt zu der in der Nähe des Thors gelegenen Artilleriekaſerne geſprengt als Ueberbringer des Befehls: „Vier Geſchütze nach dem Schloſſe!“ und das gibt der Sache eine andere Wendung. Die Abfahrt der Kanonen ſoll verhindert werden. Ein Student zu Pferde ſetzt ſich an die Spitze einer Arbeiterſchar und führt dieſelbe über die Barrikade hinweg zum Angriff auf die Kaſerne. Der Offizier tritt an der Spitze ſeiner Artilleriſten dem Angriff auf dem

Kaſernenhof entgegen. Der Student feuert ein Piſtol auf den Offizier ab, ohne ihn jedoch zu treffen, und greift ihn dann mit dem Schläger an. Die Arbeiter folgen ihrem Führer und treiben die Kanoniere in die Kaſerne zurück, vermögen jedoch nicht in dieſelbe einzudringen. Während dieſer Angriff ſtattfindet, wirft ſich ein anderer Arbeitertrupp auf das am Thorgebäude befindliche Montirungsmagazin, erbricht daſſelbe und vertheilt die drinnen erbeuteten Waffen. Da kommt eine Haubitze, welche die Kaſerne durch das Hinterthor verlaſſen hat, im Galopp um die Ecke und in die Friedrichsſtraße hereingefahren, protzt ab und gibt Feuer. Es war nur ein blinder Schuß. Die Arbeiter ſtürzen auf das Geſchütz los, andere verſuchen das Thor zuzuſchlagen. Aber das gelingt ihnen nur mit dem einen Flügel. Der andere bleibt offen und durch dieſe Oeffnung kracht ein zweiter Schuß, eine vollwichtige Kartätſchladung von 40 bis 50 ſechslöthigen eiſernen Kugeln in die dichte Menſchenmaſſe hinein, welche ſich in der Thorhalle zuſammengedrängt findet. Die Wirkung iſt, wie ſie ſein muß. Eine Anzahl von Getroffenen, darunter auch der ſtudentiſche Führer, ſtürzt todt oder tödtlich verwundet zu Boden und in wildeſter Flucht ſtiebt und ſpritzt die Menge unter fürchterlichem Wuth- und Rachegeſchrei nach allen Seiten hin auseinander.

Hunderte von Arbeitern und Tauſende ſind wohl erſt durch dieſen Mordſchuß in die Reihen der Aufſtändiſchen getrieben worden. Noch vor Einbruch der Nacht bildeten dieſe gliederſtarken Geſellen die Hauptwehr der Barrikaden. Die Volksrache jedoch ließ ihren Grimm über das von Seiten der Artillerie Erlittene zunächſt an den koloſſalen, mit Kriegszeug aller Art angefüllten, an der Straße nach Oranienburg gelegenen „Wagenhäuſern der Artillerie“ aus, welche in Brand geſteckt wurden und die ganze Nacht hindurch lichterloh brannten.

Anderwärts kam das Straßengefecht von beiden Seiten in immer hitzigeren Gang. Die Truppen, welche jene erſte Barri-

kade bei der Zeitungshalle genommen hatten, rückten von dort bis zu der Ecke vor, welche durch die Oberwallstraße und den Hausvogteiplatz gebildet wird. Hier jedoch wurden sie mit einem so heftigen Gewehrfeuer empfangen, daß die Kolonne stockte. Insbesondere von dem Dache des Eckhauses, wo die Mohren- und die Jerusalemerstraße zusammenlaufen, regnete es Kugeln auf die Soldaten. Eine Umgehung wurde versucht, indem eine Kompagnie der Garde durch die Mohrenstraße nach dem Hausvogteiplatze gelenkt ward. Diese Kompagnie richtete mehrere Salven nach den Dächern und verschritt zur Wegnahme der ihren Weg sperrenden Barrikaden, vermochte das aber nicht zu vollbringen, weil der von allen Dächern auf sie niederprasselnde Steinhagel sie zum Innehalten zwang. Dann machten die Truppen Kehrt und zogen sich möglichst rasch nach dem Gensdarmenmarkt zurück.

Der Abend verging und die Nacht kam, eine weiche, warme Lenznacht, deren Milde und Stille mit dem wilden Toben der Straßenschlacht wundersam kontrastirte. Der Vollmond stand groß und klar in der Himmelswölbung und überschüttete die Gassen und Plätze mit seinem weißen Licht. Das war wie ein blasses Lächeln der Ironie über ein Treiben, welches so gar nicht berlinisch, so ganz nicht preußisch aussah. Vielleicht aber hat sich der alte Geselle nicht sehr darüber verwundert, was er da unten erblickte. Er hat ja hinlänglich Zeit gehabt, zu erfahren, daß der alte und ewige Krieg aller gegen alle bei Nacht so wenig stillsteht als bei Tage, daß die Menschen denselben sogar in ihren Träumen fortführen. Warum also erstaunen, wenn dieser Krieg in der preußischen Hauptstadt zur Abwechselung einmal die absonderliche Form des Barrikadenkampfes angenommen hatte? Der gute Mond mochte denken: Das alte Lied, die alte Leier —

„Was soll uns denn das ewige Schaffen?
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen!"

Aber in die Berliner war eine helle Empörung

gefahren. Der Kampflärm hatte seine berauschende Wirkung gethan. Mehr und mehr nahm sich die Gesammtheit oder wenigstens die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung hilfreich der kämpfenden Rebellen an. Kaufleute öffneten denselben ihre Magazine, Krämer ihre Läden, Frauen und Mädchen trugen ihnen Speise und Trank zu, Knaben gossen Kugeln für sie. Die berliner Anstelligkeit bot ihren ganzen Witz auf, die Vertheidigungsmittel zu mehren und Angriffswaffen zu beschaffen. Man möchte fast sagen, daß der Humor der Oberkommandant auf den Barrikaden gewesen sei: so kordial-witzig ging es hinter den Brustwehren dieser Verschanzungen her. Beim Anrücken der Truppen zerstreuten sich die plaudernden und lachenden Gruppen, um fröhlich den Kampf aufzunehmen. Jeder ging an seinen Posten, die Einen an die Schießlöcher der Barrikaden, die Andern auf die Dächer der anstoßenden Häuser, um von dort herab das Steinwurfgeschütz wirken zu lassen.

Zu den am besten gebauten und am tapfersten vertheidigten Barrikaden gehörte die schon erwähnte am köllner Rathhaus. Ihr Erbauer, der Mechaniker Siegrist, leitete auch die Vertheidigung. Ein Augenzeuge, der von seiner Wohnung in der Breitenstraße aus die Vertheidigung mitansah, hat darüber so berichtet: — „Es dunkelte. An der Barrikade sah man Lichter funkeln, auch rothe Bivouaksflammen fingen an zu leuchten. Da fielen, etwa um 7 Uhr, die ersten Schüsse. Bald darauf rückte die Infanterie in breiten Zügen an, theilte sich und fiel zu beiden Seiten der Straße ab, auf dem Bürgersteige an den Häusern vorgehend. Alle Hausthüren waren geschlossen, die Häuser der Straße nach dem köllner Fischmarkte zu erleuchtet. Nun hörten wir Pelotonfeuer, dann anhaltendes Schießen. Nachdem dasselbe eine Viertelstunde angehalten, kehrten die Truppen vereinzelt zurück. Es wurden Verwundete geführt, Gefangene fortgeschleppt. Genommen war die Barrikade nicht, doch hatte man verschiedene Häuser, aus denen geschossen worden, erstürmt und dort die Gefangenen gemacht.

Nach kurzer Frist wieder Schüsse von der Barrikade her und sofort erneueter Angriff durch die Truppen. Gegen 9 Uhr, nachdem der Kampf etwa dreimal begonnen und wieder aufgehört hatte, ertönten die Straßen plötzlich vom rasselnden Dröhnen der Kanonen. Die Infanterie hatte sich nach beiden Seiten geöffnet und wir sahen Geschütze auffahren, die zwei Häuser vor dem meinigen Halt machten und abprotzten. Die Geschütze krachten, die Fenster zitterten. Die Artillerie protzte auf, ging zurück, die Infanterie abermals vor. Es erneuerte sich alles schon Vorhergegangene und so wiederholte sich, ohne daß irgendein erheblich abweichendes Moment, irgendeine Krisis sichtbar geworden wäre, der entscheidungslose Kampf vier oder fünf Mal. Die Artillerie rückte immer näher und ihre Kugelsendungen wechselten mit dem Peloton- und Einzelfeuer der wiederholt angreifenden Infanterie. Von Zeit zu Zeit hörten wir das Brausen eines wilden Männergeschrei's von der Barrikade her; doch es war weder das Zeichen eines Sieges noch das einer Niederlage. Bis nach 1 Uhr in der Nacht dauerten diese Kämpfe. Dann wurde es still . . .“

Als ein Stück proletarischen Heldenthums muß der Versuch anerkannt werden, die schwache Barrikade zu vertheidigen, welche die Jägerstraße von der Friedrichsstraße abtrennen sollte. Als die Truppen von den Linden heranrückten, zogen sich die Vertheidiger nach einer an der Ecke der Taubenstraße errichteten Verschanzung zurück. Nur zwei blieben, der neunzehnjährige Schlossergeselle Glasewald und der siebzehnjährige Schlosserlehrling Ernst Zinna. Der Geselle feuerte seine Büchse auf die Soldaten los, erhielt aber im gleichen Augenblick einen Schuß, welcher ihm den Arm zerschmetterte und ihn kampfunfähig machte. Wie nun die Truppen sich anschicken, die Brustwehr der Barrikade zu erklimmen, stürzt der Lehrling aus derselben hervor, wirft sich auf den Offizier und versetzt demselben mit seiner Waffe, einem alten Krummsäbel, einen Hieb in den Hals. Ein Halbdutzend Gewehre entladen sich sofort auf den kühnen Knaben. Gewandt sich

bückend, entgeht er den Kugeln, rafft drei Pflastersteine auf und schleudert dieselben einen nach dem andern den Soldaten entgegen. Da schlägt ihm eine tödtliche Kugel in den Unterleib. Er bedeckt die Wunde mit beiden Händen, flüchtet sich in eine offene Hausthüre, sinkt um und stirbt ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben.

Wenn also der arme Knabe auf der Seite des Volkes ein Beispiel von naivem Heroismus gab, so hat dagegen auf der Seite der Truppen ein Offizier, Hermann Tüpke vom 37. Infanterieregiment, ein Beispiel gegeben, wie ein gebildeter und tapferer Mann mit bewußtem Heldenmuthe dem Tod ins Antlitz sieht. Den Angriff auf eine Barrikade in der neuen Königsstraße mit Entschlossenheit leitend, ist er durch einen Schuß in die Brust lebensgefährlich verwundet worden. Nach einigen Tagen verschied er, nachdem er in der Todesstunde zu einem Freunde die Worte gesprochen hatte: „Der dem Geiste der Zeit widersprechende Gegensatz zwischen Bürger und Soldat muß aufgehoben werden. Weil dies nun, wie es scheint, nur auf gewaltsamem Wege geschehen kann, so müssen nothwendig Opfer fallen, und darum schmerzt es mich nicht, eines der Opfer für Deutschlands Wiedergeburt zu sein.“

Wenn solche Einzelzüge aus dem düsteren Nachtgemälde hell hervorleuchten, so wird dasselbe auch durch einen denkwürdigen Generalzug gekennzeichnet: durch die Abwesenheit aller Gemeinheit auf Seiten des Volkes. In all dem anarchischen Wirrwarr dieser Kampfnacht war eine gewisse sittliche Ordnung und die Barrikadenleute haben sich — nur nichtswürdige Lakaien von vornehmer und geringer Sorte können das bestreiten wollen — in Betreff der Humanitätsrücksichten wie der Eigenthumsverhältnisse musterhaft benommen. Unter den 700 Gefangenen (in runder Summe), welche am 18. März und während der folgenden Nacht vom Militär gemacht und die in den Kellern des Schlosses wie auf dem Transport nach Spandau so barbarisch

Nach kurzer Frist wieder Schüsse von der Barrikade her und sofort erneueter Angriff durch die Truppen. Gegen 9 Uhr, nachdem der Kampf etwa dreimal begonnen und wieder aufgehört hatte, ertönten die Straßen plötzlich vom rasselnden Dröhnen der Kanonen. Die Infanterie hatte sich nach beiden Seiten geöffnet und wir sahen Geschütze auffahren, die zwei Häuser vor dem meinigen Halt machten und abprotzten. Die Geschütze krachten, die Fenster zitterten. Die Artillerie protzte auf, ging zurück, die Infanterie abermals vor. Es erneuerte sich alles schon Vorhergegangene und so wiederholte sich, ohne daß irgendein erheblich abweichendes Moment, irgendeine Krisis sichtbar geworden wäre, der entscheidungslose Kampf vier oder fünf Mal. Die Artillerie rückte immer näher und ihre Kugelsendungen wechselten mit dem Peloton- und Einzelfeuer der wiederholt angreifenden Infanterie. Von Zeit zu Zeit hörten wir das Brausen eines wilden Männergeschrei's von der Barrikade her; doch es war weder das Zeichen eines Sieges noch das einer Niederlage. Bis nach 1 Uhr in der Nacht dauerten diese Kämpfe. Dann wurde es still ..."

Als ein Stück proletarischen Heldenthums muß der Versuch anerkannt werden, die schwache Barrikade zu vertheidigen, welche die Jägerstraße von der Friedrichsstraße abtrennen sollte. Als die Truppen von den Linden heranrückten, zogen sich die Vertheidiger nach einer an der Ecke der Taubenstraße errichteten Verschanzung zurück. Nur zwei blieben, der neunzehnjährige Schlossergeselle Glasewald und der siebzehnjährige Schlosserlehrling Ernst Zinna. Der Geselle feuerte seine Büchse auf die Soldaten los, erhielt aber im gleichen Augenblick einen Schuß, welcher ihm den Arm zerschmetterte und ihn kampfunfähig machte. Wie nun die Truppen sich anschicken, die Brustwehr der Barrikade zu erklimmen, stürzt der Lehrling aus derselben hervor, wirft sich auf den Offizier und versetzt demselben mit seiner Waffe, einem alten Krummsäbel, einen Hieb in den Hals. Ein Halbdutzend Gewehre entladen sich sofort auf den kühnen Knaben. Gewandt sich

bückend, entgeht er den Kugeln, rafft drei Pflastersteine auf und schleudert dieselben einen nach dem andern den Soldaten entgegen. Da schlägt ihm eine tödtliche Kugel in den Unterleib. Er bedeckt die Wunde mit beiden Händen, flüchtet sich in eine offene Hausthüre, sinkt um und stirbt ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben.

Wenn also der arme Knabe auf der Seite des Volkes ein Beispiel von naivem Heroismus gab, so hat dagegen auf der Seite der Truppen ein Offizier, Hermann Tüpke vom 37. Infanterieregiment, ein Beispiel gegeben, wie ein gebildeter und tapferer Mann mit bewußtem Heldenmuthe dem Tod ins Antlitz sieht. Den Angriff auf eine Barrikade in der neuen Königsstraße mit Entschlossenheit leitend, ist er durch einen Schuß in die Brust lebensgefährlich verwundet worden. Nach einigen Tagen verschied er, nachdem er in der Todesstunde zu einem Freunde die Worte gesprochen hatte: „Der dem Geiste der Zeit widersprechende Gegensatz zwischen Bürger und Soldat muß aufgehoben werden. Weil dies nun, wie es scheint, nur auf gewaltsamem Wege geschehen kann, so müssen nothwendig Opfer fallen, und darum schmerzt es mich nicht, eines der Opfer für Deutschlands Wiedergeburt zu sein.“

Wenn solche Einzelzüge aus dem düsteren Nachtgemälde hell hervorleuchten, so wird dasselbe auch durch einen denkwürdigen Generalzug gekennzeichnet: durch die Abwesenheit aller Gemeinheit auf Seiten des Volkes. In all dem anarchischen Wirrwarr dieser Kampfnacht war eine gewisse sittliche Ordnung und die Barrikadenleute haben sich — nur nichtswürdige Lakaien von vornehmer und geringer Sorte können das bestreiten wollen — in Betreff der Humanitätsrücksichten wie der Eigenthumsverhältnisse musterhaft benommen. Unter den 700 Gefangenen (in runder Summe), welche am 18. März und während der folgenden Nacht vom Militär gemacht und die in den Kellern des Schlosses wie auf dem Transport nach Spandau so barbarisch

mißhandelt wurden, hat sich amtlicher Untersuchung und Bezeugung zufolge nicht ein einziger kriminalisch Bestrafter befunden! Von dem unmenschlichen Wüthen der Soldaten gegen Kämpfer und Nichtkämpfer, gegen Gefangene und ganz Unbetheiligte, ja sogar gegen Greise, Frauen und Kinder sticht auch sehr vortheilhaft ab der gutmüthige Humor, womit das Volk bei Gelegenheit seine wehrlosen Feinde behandelte. Zeugniß hiefür gibt z. B. jener hochkomische Auftritt, als am Morgen des 19. März in der Nähe des Schlosses ein hochgestellter und tiefverhaßter Staatsbeamter von der Menge erkannt und unter allerdings nicht gerade höflichen Redensarten umringt wurde. Der Jammermann flüchtete aus dem Kreise und verbarg sich in einem nahen Kellerloch, ward aber dort aufgespürt und hervorgezogen. Um ihn Bedrohlichem zu entziehen, fiel es einem Proletarier ein, dem Zitternden mit Kreide und in großen Buchstaben auf den Rücken zu schreiben: „National-Eigenthum" — und dieser Witz fand solchen Beifall, daß die lachenden Leute den Angstmenschen nicht nur ungeschoren laufen ließen, sondern auch denselben schützend zu seinem Hause geleiteten.

12.

Die Truppen thaten mit Muth und Ausdauer ihren mühsäligen und gefahrvollen Dienst. Sie litten schwere Noth und erfuhren beträchtliche Verluste an Todten und Verwundeten*).

*) Nach den amtlichen Listen 274 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Es hieß freilich, die wirkliche Zahl der Gefallenen und Verwundeten sei viel größer gewesen, aber Beweise für diese Aussage sind keine beizubringen. Auf Seite des Volkes sind etwa 230 Personen, darunter auch Frauen und Kinder, gefallen oder tödtlich verwundet worden. Leider darf nicht verschwiegen werden, daß unter diesen Opfern eine nicht kleine Anzahl sol-

Die Antibarrikadentaktik war im März von 1848 noch nicht erfunden; sie ward es erst drei Monate später und kam dann sofort im größten Stil in Anwendung, als in Paris die schreckliche Juni-schlacht geschlagen wurde. Aus den ganz neuen Umständen und Ueberraschungen, welche der nächtliche Straßenkampf für die preußischen Truppen mit sich brachte, wird ein gerechter Sinn die gräßlichen Auftritte, welche die Wuth der Soldaten herbeigeführt hat, zwar nicht ganz, aber doch zu einem guten Theil erklären.

Zu leugnen sind diese Barbareien nicht. Sie beschönigen, heißt einer Infamie, sie verschweigen wollen, heißt einer Geschichtefälschung sich schuldig machen. Nicht dadurch wird die schwärende Wunde einer furchtbaren Erinnerung geheilt, daß man das Pflaster der Lüge darüber klebt, sondern dadurch, daß man sie mit dem Feuer der Wahrheit ausbrennt.

Es ist ein Zeuge da von anerkannt königlich-preußischer Gesinnung, ein Mann, gegen dessen Glaubwürdigkeit von keiner Seite her die leiseste Einwendung vorgebracht werden konnte, Herr August, damals Direktor des köllner Gymnasiums zu Berlin. Dieser Gelehrte hatte eine Amtswohnung im köllner Rathhause, vor welchem eine der gewaltigsten Barrikaden errichtet war. Den Erbauern und Vertheidigern derselben gegenüber hielt sich Herr August, wie er sich ausdrückte, „auf dem Standpunkte der versöhnenden Neutralität“. Sie ihrerseits versprachen, im Inneren des Gebäudes keinerlei Verheerung und Zerstörung vorzunehmen, und hielten gewissenhaft ihr Wort. Um 10 Uhr Abends fingen die Kanonen gegen die Barrikade zu feuern an. Die Vertheidi-

---

cher sich befanden, die beim Eindringen der Soldaten in die Häuser oder aber als Gefangene wehrlos niedergemacht wurden. „Das ist der Krieg!“ pflegt man bei solchen Vorkommnissen zu sagen. Die Mehrzahl der gefallenen Barrikadenkämpfer gehörte dem Handwerkerstande an, die Minderzahl bestand aus Gelehrten, Künstlern, Studenten und Kaufleuten. Geheimeräthe, Justizräthe, Konsistorialräthe und Kommerzienräthe waren allerdings nicht darunter.

ger behaupteten dem furchtbarsten Kartätschfeuer zum Trotz ihre Verschanzung bis nach Mitternacht. Dann erst entschlossen sie sich, da ihnen die Munition gänzlich ausgegangen, zum Ab- und Rückzug. Nun drangen die „Potsdamer" über die Barrikadentrümmer hinweg in das Rathhaus. „Ich ergriff schnell das Klingelschild meiner Eingangsthüre — berichtet Herr August — rief den Offizieren zu, daß hier eine Privatwohnung mitten im Rathhause sei, nannte mich, versicherte mit Verpfändung meines Lebens, dies sei die einzige Thüre meiner Wohnung. Man möge sie besetzen, ich würde meine Familie rekognosciren, dann könne man verhaften; aus meinen Fenstern sei nicht geschossen, Verwundete zu pflegen sei Christenpflicht. Meine Worte wirkten nicht; es zeigte sich hier die grausame Wirkung der Maßregel, fremde Regimenter zur Aufrechthaltung der Ordnung nach Berlin berufen zu haben. Offiziere hiesiger Garnison hätten mich leichter erkannt oder hätten die Wahrheit meiner Worte schneller begriffen. Hier trat Unkunde zur Wuth, die an sich schon blind war. Ich fühlte den Degen eines Offiziers in meinem Gesicht und sah mein Blut herabrieseln. An Ausrufungen der Verwünschung ließen es die Herren auch nicht fehlen. Kolbenstöße, Bajonnettstiche, Schüsse bedrohten mein Leben. Ich riß mir die Kriegsmedaille ab und rief den Wüthenden entgegen, daß ich für das Vaterland und den König gefochten, noch ehe sie lebten, daß ich Kriegssitte kenne, daß ihre Grausamkeit und Mordlust ein Schandfleck für das preußische Heer sei. Durch diese meine Rede entging ich dem Tode, aber nicht den Mißhandlungen. Meine Bitte für die Meinigen fand kein Gehör. Diese waren in dem engen Raume der Küche, dem einzigen, der nach keiner Straße hinausliegt, zusammengedrängt. Meine Frau, drei erwachsene Töchter, meine beiden jüngsten Kinder noch in Betten, mein halberwachsener Sohn in Gesellschaft zweier Schwestersöhne meiner Frau. Ohne mich anzuhören, packten mich die Gardisten fest, dann riß man zuerst meinen Neffen, den stud. jur. Hermann

von Holtzendorff, am Barte von der Seite meiner Frau, als ob dieſer Bart beſonders verdächtig ſei; nach ihm meinen zweiten Neffen, den Schulamtskandidaten Georg Zelle. Auch mein Sohn Richard entging der Wuth nicht; an den Haaren aus den Armen der Mutter, der man das Bajonnett auf die Bruſt hielt, fortgezerrt, wurde er draußen auf dem Flur zu anderen geſtellt, die man in meiner Wohnung gefunden hatte. Inzwiſchen verſchwendete ich fruchtloſe Bitten an die Offiziere, mich bei den Meinigen zu laſſen. Ich wurde mit allen Verhafteten fortgeſchleppt und erhielt auf der Treppe viele Kolbenſtöße, zuletzt noch an der Ecke der Scharrenſtraße von einem Tambour Schläge auf den Kopf mit dem Trommelſtock, ohne daß ihn der Offizier davon zurückhielt. So allgemein war das Vergnügen an Mißhandlungen bei den potsdamer Garden verbreitet. In der Breitenſtraße gelang es mir, mich einigen höheren Offizieren bemerklich zu machen. Die Generale von Aſchoff und von Rauch befreiten mich und meinen Sohn und erwieſen mir auf meine Bitten die Liebe, mich durch die höchſt aufgebrachten Soldaten, die bei jedem Schritt auf mich Blutenden eindringen wollten, zu den geängſteten Meinigen zu führen. Der Herr Oberſt von Bonin trat zu mir heran und ſagte mir die baldige Befreiung meiner beiden Neffen zu. Einer derſelben, Georg Zelle, der bei ſeiner Feſtnehmung einen Bajonnettſtich in den Arm erhalten hatte, wurde um 2 Uhr frei. Der andere aber, Hermann von Holtzendorff, war bereits ein Opfer ſoldatiſcher Wuth geworden. Er wurde zuerſt ganz rückſichtslos fortgeſchleppt und von zwei Soldaten, die den Weg zum Schloſſe nicht kannten, in die Roßſtraße, mitten unter die erbitterten Bürger geführt. Auf den Ruf „Loslaſſen!“ entließ ihn einer der Gardiſten. Da erſchoß ihn der andere und dieſe Unthat brachte das ſchmerzlichſte Unglück über einen Familienverband, der treue Anhänglichkeit an den König nie verleugnete ...“ Unanfechtbare Zeugniſſe ſtellen es feſt, daß die „Potsdamer“ überall ſo oder ähnlich verfuhren wie hier. Ja, ſo wurde in

allen Häusern verfahren, von denen die Soldaten glaubten oder angaben, daß daraus geschossen worden oder daß „Rebellen“ darin eine Zuflucht gesucht. Ob Schuldige oder Unschuldige, ob auch nur Greise, Frauen und Kinder vorgefunden wurden, gleichviel — „man druff!“ Es stand in der Willkür der Offiziere und Soldaten, ob die gemachten Gefangenen sofort niedergeschossen oder aber nach ausgesuchten Mißhandlungen weiteren Qualen entgegengeführt werden sollten. Einer der vielen blutigen Auftritte, welche an die Gräuel der spanischen und mexikanischen Bürgerkriege erinnern, hat in einem Eckhause des Spittelmarktes gespielt. Unter Führung eines Herrn Hauptmanns von Pannewitz waren Soldaten vom 2. Garderegiment in dieses Haus gedrungen. In einem Zimmer fanden sie zwei gutgekleidete, fast noch dem Knabenalter angehörende junge Leute bewaffnet vor. Sogleich befahl der Herr Hauptmann, die Rebellen niederzuschießen, was auf der Stelle geschah. Die Wände und Möbeln des Zimmers waren von der umhergespritzten Gehirnmasse der armen Knaben bedeckt.

Genug des Gräßlichen und überflüssig auch, die sämmtlichen Straßengefechte vor Augen zu führen. Sie wurden von den Empörern ohne Zusammenhang, wie ohne einheitliche Leitung gefochten. Am heißesten ging es her bei Vertheidigung der Barrikaden in der Taubenstraße und am köllner Rathhause, beim Angriff auf das Landwehrzeughaus in der Lindenstraße, ferner bei der Hausvogtei und auf dem Alexanderplatz. Auch in der Luisen- und Dorotheenstraße ist hartnäckig und blutig gekämpft worden. Endlich ebenso in der Königsstraße, einer Hauptpulsader der Stadt, die zu den schmaleren Straßen gehört und deßhalb zum Barrikadenkrieg sehr geeignet war. Hier reihte sich denn auch Schanze an Schanze. Schon gegen 5 Uhr Abends schritt das erste Garderegiment von der langen Brücke her zum Angriff. Aber die ganz unerwartete Kraft des Widerstandes machte die Sturmkolonne stutzen und sogar, als in ihren Reihen die ersten

Verwundeten niederſtürzten, zurückweichen. „Wie, die Garde weicht?“ rief der auf dem Schloßplatze ſtehende General von Neumann den Wankenden zu, worauf es ſofort wieder vorwärts ging. Allein der Infanterieangriff wollte doch nicht klecken. Man mußte Artillerie zu Hülfe nehmen. Um 5 Uhr ſauſ'ten die erſten Granaten und bald darauf praſſelten Kartätſchenladungen von der langen Brücke her in die Königsſtraße hinein. Wie erbittert Angriff und Vertheidigung geweſen, zeigte am folgenden Tage das Ausſehen der Straße, ein jammervolles Bild der Zerſtörung. Um 7 Uhr war die Garde unter dem Schutze des Geſchützefeuers Schritt für Schritt bis gegen die Königsbrücke vorgedrungen. Hier ſetzten die an der neuen Königsſtraße und anderen Stellen des Alexanderplatzes erbauten Barrikaden ihrem weiteren Vorſchreiten ein Ziel. Das Feuern von beiden Seiten währte aber mit kurzen Pauſen die ganze Nacht hindurch.

13.

Das hätte ſich der gute Andreas Schlüter, der geniale Erbauer des berliner Königsſchloſſes, gewiß nimmer träumen laſſen, daß dereinſt ein Tag oder vielmehr eine Nacht kommen könnte, wo ſein ſtolzer Bau halb ein Bivouak und halb ein Gefängniß ſein würde. Und doch war nun ſo eine Nacht gekommen, die Nacht vom Samſtag auf den Sonntag, vom 18. zum 19. März 1848.

In den Kellerräumen des Palaſtes waren die Hunderte von Gefangenen zuſammengedrängt, welche nach Entbrennung der Straßenſchlacht von allen Seiten hierher gebracht und hier verwahrt wurden, bis ſie Morgens 4 Uhr ihren Martergang nach Spandau antreten mußten, jenen Martergang, welcher damit anhob, daß ein Stabsoffizier unter den Linden den Soldaten des

1. Bataillons vom 2. Linienregiment, welches die Eskorte bildete, zurief: „Nehmt die Kanaillen nur ordentlich zusammen! Wenn einer nicht fort will, so gebraucht die Kolbe, und wenn sich jemand widersetzt, so nehmt die Bajonnette!“

Ueber den Kellerräumen sah es ebenfalls wirr und wild und wüst genug aus, wie vielfache Schilderungen von Augenzeugen übereinstimmend darthun. „Im Portal — erzählt einer derselben — sah man unordentlich hin und wieder verstreutes Stroh; auf den Treppen lagerten einzelne Leute, Offiziere und Gemeine durcheinander. Der Schloßhof glich einem Bivouak, Geschütze standen angespannt, Stroh in größeren Massen zur Lagerstätte für Pferde und Menschen war aufgeschüttet, Kavallerie und Infanterie stand in dicht zusammengezogenen Abtheilungen. Offiziere in Menge, vom General ab, wogten durcheinander, halb im Paradeanzug, halb in Feldbekleidung, Mänteln, Ueberröcken, Feldmützen, wie der Augenblick es gebot oder gestattete.“ Das Wirrsal wiederholte sich im Innern des Schlosses in verschiedenen Abstufungen und mit allerlei Kulissenstellungen. Im Vorzimmer des Königs ein Gewimmel von Prinzen, Ministern, Generalen, Offizieren und Staatsbeamten jeden Ranges und bunt dazwischengesprenkelt Schloßdiener und Lakaien aller Sorten. Man kam, man ging, man fragte, man berieth. Mit dem Vorschritt der Nacht gestaltete sich das Thun und Treiben in den königlichen Gemächern immer anarchischer. Es kam dann gegen Morgen zu soweit, daß alle Unterschiede von Rang und Stand sich verwischten, daß die Etikette spurlos wegschwand, daß alles durcheinander lief, ging und kam und wieder ging, wer mochte und wollte, berliner Bürger sich erschöpft auf die Lehnstühle und Ottomanen der königlichen Zimmer warfen, Leute, die sonst den Palast nur sehr aus der Ferne gesehen, ohne Umstände an die königliche Frühstückstafel sich setzten*). Das war freilich ein

*) Diese Anarchie macht es erklärlich, daß uns über die Vorgänge im Schlosse während jener Unglücksnacht so viele Einzelnheiten, zum Theil sehr

gewaltiger Scenenwechsel seit dem Abend des 18. März, wo, als die Angriffe der Truppen begannen, die entschiedenste Zuversicht im Schlosse herrschte, eine so entschiedene, daß einer der Schloßdiener laut ausrief: „Wenn einige Rebellen purzeln, wird das Spektakel bald ein Ende haben!“

Freilich, nicht sämmtliche Bewohner des Palastes haben diese Zuversicht getheilt. Man erzählt, die Königin Elisabeth, welche sich unbäßlich befand und darum den beängstigenden Eindrücken der Sachlage in erhöhtem Maße zugänglich war, hätte sich, als der erste Kanonenschuß gefallen war, dem Könige zu Füßen geworfen und ihn „um Gottes willen“ gebeten, nicht schießen zu lassen, mit Beifügung der Worte: „Fliehen wir! Wir haben ja keine Kinder und Vermögen genug.“ Eine andere Ueberlieferung will, die Fluchtfrage sei allerdings zwischen dem königlichen Paare zur Sprache gekommen, allein erst später, mitten in der Nacht, und da habe die Königin, welche bislang Schweigen beobachtete, geäußert: „Ich will auch einmal sprechen! Der König hat so richtiges Gefühl. Wenn er ihm folgt, hat er immer recht. Will er fliehen, so werde ich mit ihm gehen; will er bleiben, so bin ich bereit, hier alles mit ihm zu theilen.“

Sicher ist, daß Friedrich Wilhelm zu Anfang der Schreckensnacht keineswegs an Flucht gedacht hat. Denn er war damals noch ganz und gar überzeugt, daß nur die „Kanaille“, die „Krapule“, nur die „fremden Revolutionsmacher“, der „Auswurf der Hölle“ an der Rebellion sich betheiligten und daß man daher mit dieser leicht und rasch fertig werden würde. Die dem Monarchen

---

pikanter Natur, durch Augenzeugen überliefert sind. Ich werde jedoch von bloß mündlichen Ueberlieferungen entweder gar keinen Gebrauch machen oder wenigstens denselben nur einen legendarischen Werth beilegen und diesen stilistisch („Es geht die Sage“ — „Man erzählt“ — „Es soll“ u. s. w.) andeuten. Historische Bedeutung kommt nur den schriftlichen, mit Namensunterschrift versehenen Schilderungen von solchen Augenzeugen zu, deren Wahrhaftigkeit außer Zweifel steht.

lichen Wühlereien zweier höchst harmloser Literaten redend, sagte: „Ich weiß schon, was diese Herren wollen“ — und, zu dem Deputirten gewendet, hinzufügte: „Auch Sie, Herr Schauß, wissen es“. Der Gute wähnte sich ebenfalls der Wühlerei bezichtigt, wankte, erblaßte und fiel um.

Während noch vor eingebrochener Dämmerung das Gefecht in der Königsstraße hitzigen Fortgang nahm, hatten sich in der alten Roßstraße vier angesehene Bürger zusammengethan, drangen durch das Getobe nach der Brüderstraße vor und baten den dort wohnenden Bischof Neander, sich an ihre Spitze zu stellen, da sie den König um Einstellung des Kampfes anflehen wollten. Der Bischof warf sich in seinen Ornat, die Fünfe gelangten unter vielen Schwierigkeiten zum Schlosse und dort nach Ueberwindung von allerhand Hindernissen vor den Monarchen. Sie meldeten, die Bevölkerung sei kampffertig und kampfentschlossen; die Folgen eines allgemeinen Straßenkampfes seien nicht zu berechnen. Dann baten sie beweglich um die Zurückziehung der Truppen, weil diese die Vorbedingung einer Friedensstiftung sei. Friedrich Wilhelm wollte davon nichts hören, ließ sich jedoch im Verlaufe der Audienz zu dem Zugeständniß herbei, die Herren Deputirten könnten ja die Mission von Vermittlern und Friedensboten übernehmen. Gelänge dieselbe, d. h. würden alle „aggressiven“ Versuche von Seiten des Volkes eingestellt, so sollte sofort die Zurückziehung der Truppen angeordnet werden. Dann scheint aber der König doch wieder anderen Sinnes geworden zu sein; denn er habe plötzlich den Ton geändert und, auf die Schloßplatzvorgänge, wie dieselben ihm dargestellt worden waren, zurückkommend, gesagt: „Was wollen Sie? Es ist eine sehr einfache Geschichte. Ich saß bei ernsten und wichtigen Arbeiten, da kamen die Leute vor die Thüre und störten mich. Das kann ich nicht dulden. Daß ein paar Gewehre losgegangen sind, dafür kann ich nicht, und ohne Plempe wird Keiner verwundet und die Plempe ist nicht gezogen, ich gebe ihnen mein Wort darauf.

Uebrigens geht mich die Sache nichts an. Ich habe dem Kommandanten meine Befehle gegeben und der Kommandant thut seine Schuldigkeit. Ich habe nur eine Bombe in die Königsstraße werfen lassen und schon gehört mir die Straße; die anderen werde ich auch nehmen." Die Abordnung wurde ungnädig entlassen. Dem Könige war während der Audienz eine schwarzrothgoldene Fahne in die Augen gefallen, welche auf einem Hause an der Roßstraßenecke flatterte und seinen Zorn reizte. „Schafft mir diese Fahne aus den Augen!" rief er unwirsch den Bürgern zu, indem er sie entließ ... Auch diesem Vorgange hat sich einer jener komischen Schnörkel angehängt, womit Miniaturmalerin Anekdote das Buch der Geschichte zu verzieren oder auch zu verunzieren liebt. Gegen Morgen zu, als das Schießen allmälig aufgehört hatte, soll der König den Maler Hensel zum Bischof Neander geschickt haben, um demselben zu sagen, daß, falls die Barrikaden nicht augenblicklich abgetragen würden, das Feuer von neuem beginnen werde. Dem Herrn Bischof ging darob die christliche Lammgeduld völlig aus. „Aber was soll denn mir das? Was habe ich denn da zu sagen? Das ist ja Unsinn!" rief er wüthend und die Frau Bischöfin riß sich gar vor Erbosung über die ihrem Manne gemachte Zumuthung die Haube vom Kopfe, als wollte sie dieselbe dem Boten ins Gesicht werfen.

Glaubhaften und übereinstimmenden Berichten zufolge hat in der Nacht vom 18. auf den 19. März und noch am letzteren Tage eine vortretende Rolle im Schlosse innegehabt der Freiherr von Vincke, auf unbestimmte Zeit beurlaubter Generalstabsmajor, ein Vetter der „lustigen Person", aber in keiner Weise mit dieser zu verwechseln. Es war dies derselbe Herr von Vincke, welcher den Prinzen von Preußen bis nach Hamburg begleitete, als Friedrich Wilhelm am 19. März für angemessen erachtete, seinem Bruder eine „vertrauliche Mission" an die Königin Viktoria von England zu übertragen, um dem berliner Volkszorn einen seiner vorragendsten Gegenstände aus den Augen zu thun. Denn

die ſonſt ſo leichtbeſchwatzliche Menge wollte ſich, obzwar halb- und ganzamtliche Auslaſſungen verſicherten, der Prinz habe alle die Tage her gar kein Kommando geführt und überhaupt mit den militäriſchen Veranſtaltungen nichts zu thun gehabt, die einmal liebgewonnene Vorſtellung nicht ausreden laſſen, daß Se. königliche Hoheit der Verurſacher des „Mißverſtändniſſes“ auf dem Schloßplatze geweſen ſei. Nun, der Prinz ſollte eine zwar ſpäte, aber deſto glänzendere Genugthuung für dieſes „Mißverſtändniß“ erhalten. Dieſelbe Menge, welche ihm am 19. März von 1848 ihr „Kreuzige!“ nachſchrie, hat ihn am 20. September von 1866 mit einem jubelnden „Hoſianna!“ begrüßt. Eingedenk der traurigen Wahrheit, daß die Menge unzuverläſſig wie Flugſand und wetterwendiſch wie ein Apriltag, wird er als verſtändiger Mann jenes Kreuzige und dieſes Hoſianna gleich hoch gewerthet haben ....

Der Major, von ſeinem Landgut in Schleſien herbeigeeilt, habe ſich ſchon am 18. oder gar ſchon am 17. März Zutritt beim Könige verſchafft und demſelben, zu nicht geringem Entſetzen der anweſenden Höflinge, zum Gruße die Worte zugerufen: „Majeſtät, ich ſehe die Krone auf Ihrem Haupte wanken!“ Dann habe er, unbeirrt durch das Abmahnen der Schranzen, dem Könige mit Freimuth den ganzen Ernſt der Umſtände dargelegt, und es gereicht Friedrich Wilhelm nur zur Ehre, daß er dieſen Freimuth keineswegs übelnahm. Herr von Vincke war es weiterhin, der ſich in der Nacht des Straßenkampfes durch eigene und gewiſſenhafte Beobachtung überzeugte, daß keineswegs nur die „Kanaille“ und „Krapule“ dieſen Kampf führte, und er hat es dem Monarchen offen geſagt, daß ein nicht geringer Theil der berliner Bürgerſchaft aktiv und die überwiegende Mehrzahl derſelben paſſiv mit den Barrikadenkämpfern einverſtanden ſei.

Das waren wuchtvolle Worte aus dem Munde eines Mannes, an deſſen treue Unterthanſchaft ein Zweifel auch nicht von ferne herantreten konnte. Friedrich Wilhelm fühlte das

ganze Gewicht dieſer Enthüllung und die Spannung ſeiner künſtlich aufgebauſchten Entſchloſſenheit ließ mehr und mehr nach. Der Anblick und die Thränen ſeiner leidenden Frau, welche ſich fortwährend weigerte, ohne den König abzureiſen, und wiederholt erklärte, ſie wolle und werde auf jede Gefahr hin bei ihrem Gemahle bleiben, mögen auch nicht wenig den Monarchen mitbeſtimmt haben, in ſeiner Weiſe gegenüber der Bevölkerung von Berlin einen Verſöhnungsverſuch und Friedensvorſchlag zu machen. Mitten in der Nacht ſetzte er ſich hin und verfaßte jenen Aufruf „An meine lieben Berliner“, welcher ſo mancherlei Kommentare erfuhr, aber ſeine Wirkung auf die lieben Berliner, in deren Hände er übrigens erſt in den Morgenſtunden des 19. März kam, zunächſt verfehlte. Ein merkwürdiges Aktenſtück ohne Frage! Ganz Friedrich Wilhelm der Vierte! Viel Unklarheit und Romantik zu Anfang — denn die Proklamation ging ja durchweg von den Mythen über die Entſtehung des Kampfes aus, welche man dem Könige weisgemacht hatte — und viel Gemüth hintendrein! In Worten die augenſcheinlich aus einer gequälten Seele kamen, beſchwor der Monarch die „Einwohner ſeiner geliebten Vaterſtadt“, zum Frieden zurückzukehren und die Barrikaden zu räumen. Geſchähe dies, ſo würden ſogleich die Truppen aus den Straßen zurückgezogen und nur zur Beſetzung des Schloſſes, des Zeughauſes und „weniger anderer Gebäude“ verwendet werden. Charakteriſtiſch lautete auch der Schluß des Aufrufs: — „Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die ſehr leidend darniederliegt, vereinigt ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen“. Herr von Bodelſchwingh, welcher überzeugt war, daß die „herzlichen Worte“ der Proklamation den „beſten Erfolg“ haben müßten, beförderte dieſelbe im erſten Morgengrauen zur Druckerei. Eine ultrareaktionäre Hiſtorik — sit venia verbo — hat ſpäter erklärt, Se. Majeſtät habe mit dieſem Aufruf bezweckt, „dem beſſer geſinnten Theile der Bevölkerung Berlins einen Anlaß zu

muthigem Hervortreten zu geben“. Wer bildete nun aber den „besser gesinnten Theil der Bevölkerung?“ Doch wohl die Herren Geheimen-, Justiz-, Konsistorial- und Kommerzienräthe? Und diesen Herren muthete man ein „muthiges Hervortreten“ zu, unter obwaltenden Umständen wohl gar ein Hervortreten in Waffen? „Difficile est satiram non scribere.“ Viel näher, ja sogar ganz nahe der Wahrheit kommt man, so man die Proklamation einfach als eine Gemüthserleichterung Friedrich Wilhelms nimmt, ohne weithergeholte Tiftelei ganz naturgemäß dem Drange des Augenblickes entsprungen.

Gegen Morgen zu muß aber der König zeitweilig wieder mehr Kraft gewonnen haben. Wenigstens hat er einem der vielen Vermittler zwischen der Krone und dem Volke, welche sich aus eigener Machtvollkommenheit dazu ernannten, ja er hat dem literarischen Kurzwaarenhändler Ludwig Rellstab gegenüber, der in der Morgenfrühe des 19. März nach dem Schlosse geeilt war, mit Bestimmtheit geäußert, daß er „zu jeder gütlichen Ausgleichung bereit sei, daß aber die Truppen erst dann in ihre Kasernen zurückgezogen werden könnten und sollten, wann die Bürger die Barrikaden verließen und niederrissen“. „Suchen Sie sie dazu zu bewegen“, fügte er hinzu: „Ich will den Kampf, den ich nicht begonnen habe, auch nicht erneuern“. Darauf will Herr Rellstab entgegnet haben: „Darf ich wagen, Eurer Majestät zu äußern, wie hoch ich den Einsatz halte, der in diesem furchtbaren Spiele gewagt wird? Es handelt sich nicht allein um die Krone Eurer Majestät, sondern vielleicht um die Dynastie der Hohenzollern überhaupt, ja um das Geschick des ganzen deutschen Vaterlandes“. Wogegen Friedrich Wilhelm: „Ich weiß, was auf dem Spiele steht. Ich habe mir jeden Ausgang vorgestellt, allein ich bin auf das Vollkommenste vorbereitet“. — „Also soll ich hoffnungslos scheiden, Majestät?“ — „Oh nein, auch ich wünsche ja nichts sehnlicher als das Ende dieses traurigsten aller Kämpfe. Sie können mit dazu beitragen. Nehmen Sie diese Blätter („An

meine lieben Berliner“*), verbreiten Sie sie unter die guten, ehrenhaften Bürger, die ja die größte Mehrzahl in Berlin bilden. Sagen Sie ihnen, wie ich denke, und noch besser, bringen Sie mir sogleich zwanzig, dreißig, funfzig Bürger von guter Gesinnung. Ich will selbst mit ihnen reden. Eilen Sie!“

14.

Um 5 Uhr Morgens am 19. März war vom Schloß aus an die Truppen der Befehl ergangen, nicht mehr angriffsweise vorzugehen, sondern ruhig in ihren Stellungen zu verharren.

Diese Anordnung thut unzweifelhaft dar, daß der Wunsch und Wille des Königs, diesen „traurigsten aller Kämpfe“ beendigt zu sehen, ein aufrichtiger war, immer aber unter der Bedingung, daß die Abrüstung und Entwaffnung zuerst auf Seiten des Volkes vor sich gehen müßte. Der gute Wille und aufrichtige Wunsch Friedrich Wilhelms kann, unbefangen beurtheilt, um so weniger in Frage gezogen werden, als der Monarch in der Morgenfrühe durchaus überzeugt war, die Truppen hätten in der nächtlichen Straßenschlacht einen Sieg, einen vollständigen Sieg davongetragen.

Das war aber eine vollständige Illusion, insofern die Bevölkerung der Stadt zur energischen Weiterführung des Kampfes entschlossen und dermalen auch im Besitz ausreichender Kampfmittel war.

Die Umgebung des Königs hatte übrigens scheinbar Ursache, denselben glauben zu machen, daß er bereits Sieger sei. Denn die innere Stadt war zur Stunde, wo das Feuer allmälig aufhörte, im Besitze der Truppen. Diese hatten das Schloß mit dem Lustgarten bis Monbijou inne, sodann den zwischen den Linden und der Spree gelegenen Stadttheil, die Friedrichsstadt mit

Ausnahme der Mauerstraße, die Jägerstraße und den Hausvogteiplatz, die Brüderstraße und die Breitestraße, die Königsstraße bis zur neuen Königsstraße und das Quartier zwischen der ersteren und dem Flusse. Mit diesen Stellungen war ihnen auch der Besitz von zwei Stadtthoren, des potsdamer und des brandenburger, gesichert. Nimmt man nun aber einen Plan von Berlin vom Jahre 1848 zur Hand, so findet man, daß das von den Truppen genommene und festgehaltene Gebiet noch nicht die Hälfte der Stadt ausmachte und daß gerade das volkreichste Quartier, das Voigtland — der Faubourg Saint-Antoine Berlins, so zu sagen — noch gar nicht angegriffen war. In allen von den Truppen nicht besetzten Quartieren, namentlich in dem Stadttheile vom Dönhofsplatz bis zum hallischen Thore, sowie in den Umgebungen des Alexanderplatzes, stand das Volk kampfbereit hinter vortrefflich gebauten Barrikaden. Kampfbereit und kampftüchtig; denn die Wegnahme von drei Kasernen und die nach einem mörderischen Gefecht erfolgte Erstürmung des Landwehr-Zeughauses hatten ihm eine Fülle von Waffen und Munition geliefert. Wie wenig die Kampflust der Aufständischen durch die Ereignisse der Nacht geschwächt worden, weis't schon der Umstand auf, daß die Vertheidiger der Barrikade an der neuen Königsstraße, berliner „Bürgerschützen“, also kein „fremdes Gesindel“, sondern rechte Eingeborene und richtige Bürger Berlins, in der Morgenfrühe des 19. März die eingetretene Waffenruhe ihrerseits thatsächlich kündigten, indem sie das Feuer auf die ihnen gegenüberstehenden Truppen und zwar zu nicht geringem Nachtheil derselben wieder eröffneten. Ebenso wenig wie die Thatsache, daß die Barrikadenleute am Morgen des 19. frisch, rüstig und munter gewesen sind, ist die wegzuleugnen und wegzulügen, daß die Truppen, obzwar ihrer soldatischen Pflicht durchweg treu, von dem mühseligen Dienst ermüdet, von den erbitterten Kämpfen erschöpft waren und daß ihnen eine sorgsame Verpflegung abging. Es konnte das auch gar nicht anders sein.

Die hier sich aufdrängende Frage, wer denn wohl bei fortgesetztem Kampfe in Berlin schließlich Sieger geworden sein würde? ist im Grunde eine ganz müssige und mag Konjekturalhistorikern zur Austiftelung überlassen bleiben. Wenn jedoch vom hohen Streitroß militärischer Unfehlbarkeit herab behauptet werden wollte und will, daß, falls der Straßenkampf weitergeführt worden, die Truppen unbedingt gesiegt haben müßten, so sind solche unfehlbare Herren etwa auf das zu verweisen, was der Marschall Marmont, gewiß kein Dummkopf und kein Feigling, über die Natur solcher Straßenkämpfe und über seine während der Julirevolution gemachten Erfahrungen geäußert hat; und nicht weniger auf die Thatsache, daß der Marschall Radetzky, gewiß auch kein Dummkopf und kein Feigling, im März von 1848 nach mehrtägigem Straßenkampf in Mailand es für unumgänglich nöthig erachtete, mit seinem Heer aus der aufständischen Stadt zu weichen ....

Derweil ist Herr Ludwig Rellstab — daß auch er zum Friedensmittler zwischen Krone und Volk nicht nur sich aufwerfen konnte, sondern auch als solcher allerhöchst anerkannt wurde, das beweis't tragikomisch, wie sehr am Morgen des 19. März in der preußischen Hauptstadt alles aus Rand und Band gewesen sein muß — ja, derweil ist Herr Ludwig Rellstab, „besser gesinnter Bürger" von Charakter und Theaterrezensent von Handwerk, an die Erfüllung seiner Mission gegangen. Zwar der königliche Zuruf „an die lieben Berliner" fand, den Denkwürdigkeiten des biederen Missionärs zufolge, gar keinen günstigen Widerhall. Selbst von den „besser gesinnten" Bürgern „schenkten nur die wenigsten der Darstellung über die Veranlassung des Angriffs u. s. w. Vertrauen", — und was gar den „roheren Theil des Volkes" betraf, so gerieth dieser rohere Theil „in Erbitterung und trat die Proklamation mit Füßen, schreiend: Das sind alles Lügen; sie haben uns schändlich verrathen!" Trotzdem brachte der eifrige Vermittler, obzwar mit Ach und Krach, eine Anzahl „gut-

gesinnter “ Bürger zusammen und kehrte mit denselben ins Schloß zurück. Der König empfing die Herren gnädig und herzlich, erklärte aber, daß er an seinen in der Proklamation geäußerten Anschauungen und Entschlüssen festhalten müßte und würde. Das sollten die Bürger in der Stadt verkünden. „Gehen Sie und thun Sie, was in Ihren Kräften ist, daß nicht ferneres beklagenswerthes Unheil die Stadt und die Bürger treffe“. Herr Rellstab suchte darauf seine Vermittlerrolle auf den Straßen weiterzuspielen; aber — berichtet er wehmüthig — „der wilde, trübe Strom der Volksmassen schwoll zu heftig und ungedämmt entgegen, als daß es irgend möglich gewesen wäre, ihm Widerstand zu leisten “.

Bald nachdem diese Abordnung unverrichteter Dinge den Palast verlassen hatte, erschien, gegen 8 Uhr zu, daselbst eine andere Bürgerdeputation, welche unter Führung des Oberbürgermeisters Krausnick den Empfangsal betrat. Der König war von Prinzen und Generalen umgeben und hatte die Königin zur Seite. Er sah angegriffen und verstört aus, bemühte sich aber doch, heiter zu scheinen und freundlich zu sprechen. „Nun, meine Herren, Sie haben wohl auch diese Nacht nicht schlafen können?“ Der Herr Oberbürgermeister hielt eine feierliche Ansprache, der Majestät dringend an's Herz legend, für das Heil der Stadt zu sorgen. Friedrich Wilhelm beharrte in seiner Antwort darauf, daß erst die Barrikaden weggeräumt werden müßten, bevor die Truppen zurückgezogen werden könnten, und gab zu verstehen, das Militär sei ja nicht weniger zum Schutze der Bürgerschaft als der Krone da. Hierauf setzte einer der Bürger, Herr Nobiling, auseinander, daß und warum der Entschluß, die Ruhe der Stadt durch Militär herzustellen, unzukömmlich sei, und empfahl eine „auserwählte Anzahl“ von Bürgern sofort mit Wehr und Waffen zu versehen und dieser Bürgergarde den Schutz des Königs und der Stadt zu übertragen. „Nein!“ scholl es kurz und barsch aus der Umgebung des Monarchen. Wogegen der

Bürger Neumann: „Wer wagt es hier, Sr. Majestät dem Könige vorgreifen zu wollen?“ Friedrich Wilhelm: „Eine Bewaffnung der Bürger verträgt sich nicht mit dem System der Regierung. Dem Militär allein liegt die Pflicht ob, Ordnung und Gesetz zu schützen, und wenn alle meine Mahnungen, vom Aufruhr abzustehen, nichts fruchten, so werde ich mit meinen Truppen zu siegen wissen“. Darauf wieder der Kaufmann Neumann: „Ein solcher Sieg, Majestät, würde eine Niederlage sein!“ Wohl das kühnste Bürgerwort, welches jemals innerhalb der Wände des berliner Schlosses lautgeworden. Im Uebrigen verlief auch diese Audienz ohne unmittelbares Ergebniß.

Nicht aber ohne mittelbares. Die Vorstellungen der Bürger, die man doch unbedingt nicht der mythischen „Rotte fremder Bösewichter“ beizählen konnte, machten im Schlosse doch einen bedeutenden Eindruck. Das von draußen hereinschallende, ohne Unterlaß fortgehende Sturmglockengeheul, welches den Sonntag in sehr eigenthümlicher Weise einläutete, sowie das Geknatter des da und dort von Seiten der Barrikadenleute wieder angehobenen Gewehrfeuers, sie konnten auch nicht sehr auf die Beruhigung der Nerven hinwirken. Daß die Episode der Gefangennahme des Generals von Möllendorf zeitig genug im Palast bekannt geworden, um ein weiteres Motiv der Nachgiebigkeit abgeben zu können, ist geradezu unmöglich. Der General erschien ja etwa um 8 Uhr vor der großen Barrikade am Alexanderplatz und verlangte, ein weißes Tuch schwingend, freien Durchgang zu einer nahegelegenen Kaserne, um dort, wie er sagte, die Einstellung der Feindseligkeiten anzuordnen. Der Kommandant der Barrikade, der Thierarzt Urban, gewährt den Durchpaß. Aber die Barrikadenleute, die überall „Verrath“ wittern, umringen den General, werfen ihn zu Boden und ein vierzehnjähriges Bürschlein von Weberlehrling stipitzt ihm den Degen weg und schreit: „Sie sind mein Gefangener!“ Nun fulminirt der General über Verrath, worauf man ihm den Degen

zurückgibt, aber ihn als „Geisel“ zurückhält und der Obhut von Bürgerschützen überliefert.

Möllendorf mußte, als er vor die Barrikade trat, schon ganz bestimmte Kunde haben, daß der Wind im Schlosse umgeschlagen. Der Berg kam nicht zum Mohammed, also kam Mohammed zum Berge. Die Barrikaden wurden nicht verlassen und weggeräumt, also zog der König die Truppen zurück. Von Logik war hiebei allerdings wenig zu spüren, nämlich von Schul-Logik. Denn die Logik der Thatsachen machte sich bemerkbar genug.

Es ist klar, im entscheidenden Augenblicke versagte dem Monarchen der Entschluß zur That, und so blieb nichts anderes übrig als nachzugeben. Schade, daß damals das große manteuffelische Wort: „Der Starke weicht muthig einen Schritt zurück“ — noch nicht erfunden war. Dem Herzen Friedrich Wilhelms mag dieses Zurückweichen zur Ehre gereichen, dem preußischen Staat aber gereichte es nicht zum Heile. Denn das Volk erwies sich ja ganz und gar unfähig, die „glorreichen Märzerrungenschaften“ festzuhalten, und die Logik dieser Thatsache konnte keine andere sein als die mühselige, widerliche und verlustvolle Umkehr von dem Scheinregiment der liberalen Schwätzer zum Seinregiment des „strammen“ Militarismus.

Eine Stunde mochte verflossen sein, seit die vom Oberbürgermeister eingeführte Abordnung das Schloß verlassen hatte, als daselbst eine Rathschlagung der anwesenden hochgestellten Civil- und Militärbeamten stattfand, wie es scheint, auf Anregung des Ministers von Bodelschwingh. Der König selbst saß dieser Versammlung vor, in welcher sich das Gefühl nachdrücklich geltend machte, daß etwas geschehen, daß man etwas thun, so oder so handeln müßte. Die Mehrheit der Versammlung wurde schlüssig, man sollte die Truppen zunächst auf einigen Punkten zurückziehen, ohne weiter auf der bislang festgehaltenen Vorbedingung dieses Rückzugs zu bestehen. Das würde auf die Rebellen

einen versöhnenden Eindruck machen und so könnte dadurch der Friede rascher angebahnt werden. Zu deutsch: die Krone sollte nachgeben. Eine Minderheit bestritt diesen Rathschlag, aber derselbe erhielt die Billigung des Königs.

So war denn beschlossen, versuchsweise der berliner Bürgerschaft halb ihren Willen zu thun. Aber diese halbe Maßregel verwandelte sich unter der Hand in eine ganze, wozu ohne Zweifel das Erscheinen des Bürgermeisters Naunyn an der Spitze einer dritten Deputation im Schlosse bedeutend mitgewirkt hat. Herr Naunyn hat in seinem amtlichen Berichte hierüber folgende Angaben gemacht. Er traf am frühen Morgen eine große Menge höchlich erbitterter Bürger in der Nähe der Barrikade in der großen Friedrichsstraße unfern der Einmündung der Zimmerstraße. Bis zu dieser Barrikade war das 2. Garderegiment während der Nacht kämpfend vorgerückt. Der Bürgermeister, um an dieser Stelle dem Wiederbeginn des Blutvergießens vorzubeugen, übernahm es, zunächst das Zurückziehen der Truppen bis in die Nähe der Leipzigerstraße zu vermitteln, und weiterhin, von dem Könige das Zurückziehen sämmtlicher Truppen von allen Plätzen und Straßen der Hauptstadt zu erwirken. Die erste Aufgabe zu lösen gelang ihm sofort. Denn auf Naunyns Ersuchen ging der in der Friedrichsstraße kommandirende Major von Rauchhaupt mit seinen Truppen bis in die Nähe der Leipzigerstraße zurück. Sodann ins Schloß geeilt, traf er daselbst den Stadtrath Duncker, den Advokaten Stieber und ein Dutzend anderer Bürger, welche in derselben Absicht gekommen waren. Unter Vortritt des Bürgermeisters betraten sie den Audienzsal und nach einstündiger Verhandlung sagte der König den Bürgern die unbedingte Gewährung ihrer Bitte zu. Straßen und Plätze sollten sofort von den Truppen geräumt und diese theils in ihre Kasernen zurück, theils aus der Stadt geführt werden. Die allgemeinen Wünsche des Landes sollten, soweit es möglich, zur Erfüllung gelangen und ein neues Ministerium würde mit der Lei-

tung der Staatsgeſchäfte betraut werden. Dagegen vertraue der König nun aber auch, daß es den Bürgern gelingen werde, die Barrikaden zu entfernen und die Ruhe wieder herzuſtellen.

Dies die Subſtanz des bürgermeiſterlichen Berichts. Derſelbe geht aus bürgermeiſterlichen Gründen über die Einzelnheiten der Audienz flüchtig hinweg und verſchweigt, daß noch zu allerletzt von der „ſtrammen“ Militärpartei ein durch den Miniſter Bodelſchwingh ausdrücklich bezeugter Verſuch gemacht wurde, die unbedingte Gewährung des Königs einzuſchränken. Friedrich Wilhelm trat, durch die Auseinanderſetzungen und Vorſtellungen der Bürger ſichtbar bewegt, aus dem Empfangſal in ſein Kabinett und winkte dem Miniſter von Bodelſchwingh und dem Grafen von Arnim, ihm zu folgen. Kurz darauf kamen die beiden Herren wieder in den Sal heraus. Herr von Bodelſchwingh hält ein Papier in der Hand und ſagt: „Se. Majeſtät zieht die Truppen zurück.“ Der Prinz von Preußen tritt heran und bemerkt: „Das heißt, wenn die Barrikaden weggeräumt ſind.“ Darauf Bodelſchwingh: „Es iſt dies meine letzte Handlung als Miniſter; ich bringe hier den Befehl des Königs, wie er iſt.“ Nun reden und rufen viele darein. Der Stadtrath Duncker aber macht dem Wirrſal ein Ende mit den Worten: „Wir alle ſind Unterthanen des Königs und dürfen an deſſen Willen und Worten nichts drehen oder verändern. Se. Majeſtät hat unbedingt befohlen.“

Drunten im Schloßhofe ſtellte der kommandirende General von Prittwitz die nöthige Anzahl von Offizieren den Bürgern zur Verfügung, um den Befehl zum Abzuge der Truppen überallhin zu tragen. Die Neuigkeit verbreitete ſich pfeilgeſchwind in der Stadt. Um 11 Uhr war der königliche Befehl ſämmtlichen Militärabtheilungen mitgetheilt und von denſelben ausgeführt worden. Die Haltung der Truppen war eine muſterhaft geordnete, gehaltene und gefaßte. Das preußiſche Schiboleth „Kommando und Gehorſam!“ erwies auch hier ſeine Macht. Nur da

und dort hat der Pöbel seinen Muthwillen an den abziehenden Truppen auszulassen versucht. Meist ließ das Volk die Regimenter und Bataillone schweigend an sich vorüberziehen; an einer Stelle wurde eine Regimentsmusik, welche einen lustigen Marsch spielte, von der Menge bedeutet, eine Trauermelodie anzustimmen, welchem Verlangen mittels Intonirung eines Chorals entsprochen wurde.

Aber wie kam es, wer hat es verursacht, daß der Abzug der Truppen von den Plätzen und aus den Straßen zu einem Abmarsch aus der Stadt wurde? Die Geschichte weiß bis zur Stunde auf diese Frage keine zuverlässige Antwort zu geben. Eine Sage will, Friedrich Wilhelm habe, als er Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr wahrgenommen, daß das Schloß nicht mehr von Truppen besetzt sei, ausgerufen: „Um Gotteswillen, wo ist das Militär hin? Wer hat das befohlen?“ und darauf habe der General Prittwitz geantwortet: „Ich nicht, Majestät. Ich habe nichts befohlen, die Truppen sind mir aus der Hand gekommen.“

Zeitig in den Nachmittagsstunden des 19. März thaten Maueranschläge der Bevölkerung zu wissen, daß der König ein neues Ministerium berufen und zu dessen Präsidenten den Grafen von Arnim ernannt habe. Der Herr von Auerswald sei zum Minister des Inneren, der Graf von Schwerin zum Minister des Kultus, der Steuerdirektor Kühne zum einstweiligen Leiter der Finanzen bestellt. Von den bisherigen Ministern blieben „einstweilen“ die Herren von Rohr und von Stolberg auf ihren Posten. Am folgenden Tage wurde dann bekannt gegeben, daß der Graf von Stolberg entlassen und der kölner Handelsbaron Kamphausen ins Ministerium berufen, auch der bisherige Präsident des Obercensurgerichts, Herr Bornemann, zum Justizminister ernannt sei. Ein „reines“ Märzministerium, in Berlin auch das „Beschwichtigungsministerium“ genannt, kam erst 10 Tage später zu Stande. Herr Kamphausen erhielt dann die Präsidentschaft,

Herr Hanſemann aus Aachen (Autor des „In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf!“) die Finanzen, Herr von Auerswald behielt das Innere, Graf Schwerin Kultus und Unterricht, Kriegsminiſter wurde der General von Reyher, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten der frühere Geſandte in Paris, Herr von Arnim-Strik.

15.

Während und unmittelbar nach dem Abzug und Ausmarſch der Truppen ſuchte Berlin in ſeinem ungewohnten militärloſen Zuſtande ſich zurechtzufinden, ſo gut es gehen wollte. Aus den Fenſtern der reicheren Stadtquartiere flaggten weiße Fahnen, wie um das friedensfrohe Aufathmen der Bevölkerung nach den Schrecken der Nacht und den Ungewißheiten des Tages zu ſymboliſiren. Im Vorſchritt der Stunden miſchte ſich dann mit dem harmloſen Weiß immer häufiger und immer größer zugeſchnitten die deutſche Trikolore, wie um den Sieg der Bewegung frohlockend zu ſignaliſiren.

Das Volksgewühl in den Straßen war ungeheuer. Volksredner an allen Ecken und Enden ſchreiend und geſtikulirend, die Abwiegler übrigens an Zahl und Erfolg bei weitem die Aufwiegler überholend. Zwei dieſer Abwiegelungskünſtler thaten ſich beſonders hervor: der Dichter Karl Gutzkow, von Geburt ein berliner Kind, und der Fürſt Felix von Lichnowsky, ein viel, wenn auch nicht ſehr rühmlich berufener Abenteurer, welcher mit ſeinem „ritterlichen“ Degen dem ſtupideſten aller Pfaffenknechte, dem Don Karlos, in Spanien gedient hatte und jetzo, am 19. März von 1848, in Berlin die Doppelrolle eines Volkstribuns auf den Straßen und die eines zudringlichen Rathgebers im Schloſſe mit gewohnter „Ritterlichkeit“ durchzuführen unternahm.

Dieſe und andere Beſchwichtiger hatten nicht ohne Nutzen die Walfiſchfängeranekdote geleſen, daß man aufgeregten und erboſ-ten Walfiſchen, ſo man nicht gerade in der Verfaſſung ſei, ihnen zu Leibe zu gehen, einſtweilen leere Tonnen zum Spielen hinzu-werfen pflege, und die Nutzanwendung hievon iſt geweſen, daß man dem armen aufgeregten berliner Wal auch ſo ein Spielzeug geben müſſe. Die leere Tonne fand ſich und hieß Bürger-bewaffnung.

Die nächſten Sorgen der Menge waren jedoch die Gefalle-nen und die Gefangenen der Straßenſchlacht. Die Todten wur-den von den Barrikaden herab und aus den Häuſern auf die Straßen getragen, auf Bretter, Bahren und Leiterwagen gelegt, mit Tüchern, Bändern und Blumen geſchmückt und ſo durch die Straßen getragen und gefahren. Aus weſſen Mund da zuerſt der Ruf: „Zum Schloſſe!“ gegangen, iſt nicht nachzuweiſen; aber daß dieſer Ruf raſch einen tauſendſtimmigen Widerhall fand, iſt gewiß. Der Maſſenſchwall wälzte ſich dem Palaſte zu, über-flutete den Schloßplatz und warf ſeine Brandungswogen in die Höfe hinein. „Die Gefangenen! Wir wollen die Gefangenen heraushaben!“ ſcholl es deutlich aus dem Gebrauſe. Doch zeigte der ganze Auftritt vorerſt noch viele Aehnlichkeit mit dem auf, welcher 24 Stunden zuvor auf demſelben Platze ſtattgefun-den, d. h. er hatte noch vorwiegend einen friedlich-demonſtrativen Charakter. Und heute, wie geſtern, erſchien der König auf dem Schloßbalkon. „Ich habe gehört — rief er herab — ihr wün-ſchet, daß die Gefangenen von heute Nacht freigelaſſen werden. Ich will ſie euch ſchicken.“ Sofort wurden die noch in den Schloß-kellern befindlichen Gefangenen freigegeben und nach Spandau hinaus Befehl gegeben, die dorthin geſchleppten ebenfalls zu entlaſſen.

Zwiſchen der Schloßbrücke und der Schloßfreiheit ſtand Kopf an Kopf die Arbeiterbevölkerung. In dem Luſtgarten drängte ſich Kopf an Kopf die berliner Bürgerſchaft. „Bürger-

bewaffnung!“ rief es hier, „Volksbewaffnung!“ schrie es dort. Der Wallfisch wollte seine Tonne haben.

Eine Abordnung, bestehend aus den drei Bürgern Helbein, Hiller, Schweidnitz und dem Assessor Wache, wurde zum Könige hinaufgesandt und zum Führer derselben „durch Akklamation der Versammelten“ der Herr Polizeipräsident von Minutoli ernannt, — auch eine absonderliche Thatsache! Friedrich Wilhelm empfing die fünf Herren eben an der Treppe und führte sie in den nächsten Saal. Hier that Herr Helbein die Ansprache: „Eurer Majestät sprechen wir im Namen aller gutgesinnten Bürger Berlins den einstimmigen Wunsch aus, sofort die Bewaffnung der Bürgerschaft zu gewähren und den einzigen Mann, welcher das höchste Vertrauen und die ganze Liebe aller Bürger unserer Stadt verdient, den Herrn Polizeipräsidenten mit der Organisation der Bürgerbewaffnung zu beauftragen und ihn an die Spitze der bewaffneten Bürgerschaft zu stellen, da nur durch diese Maßregel die Ruhe der Stadt herzustellen ist“. Der König mochte sich erinnern, daß er am Tage zuvor erklärt hatte, die Bewaffnung der Bürger vertrage sich nicht mit dem System der Regierung. Er stand unschlüssig. Aber die Herren Hiller und Schweidnitz reden lebhaft auf ihn ein: — „Majestät, begeben Sie sich unter die drunten harrenden Bürger! Sie werden dadurch die Bürgschaft erhalten, daß Sie sich unter dem Schutze derselben sicherer befinden als unter dem Schutze aller Kanonen“. Friedrich Wilhelm kehrt sich zum Fenster, wie um aus demselben zu sprechen. Doch die beiden genannten Herren ergreifen im Ueberschwang ihres Eifers den Arm des Monarchen mit den Worten: „Kommen Sie! Eilen Sie, Majestät!“ und führen ihn hinunter und hinaus auf die Schloßterrasse. Hier spricht er die versammelten Tausende also an: „Meine lieben Bürger, Sie haben gewünscht, daß ich unter Ihnen erscheinen möge. Ich bin gekommen. Sie haben mich durch einige ihrer Mitbürger überzeugt, daß die Ruhe der Stadt auf der Bewaffnung der Bürger beruhe. Ich gewähre

Ihnen gerne die Bewaffnung.“ Jubelndes „Hurrah und Hoch der König!“ Worauf Friedrich Wilhelm: „Und nun lege ich die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, welche durch Sie am beſten bewahrt werden kann, in Ihre Hände“.

Eine Stunde ſpäter wurde die bezügliche Bekanntmachung ausgegeben und um 6 Uhr Abends bezog der erſte Trupp Bürgerwehr die Schloßwache.

Der König aber mochte, von der Palaſtterraſſe in ſeine Zimmer zurückgekehrt, ſich dem Glauben hingeben, daß die Prüfungen dieſes Tages endlich vorüber ſeien. Er irrte ſich: die bitterſte ſtand ihm noch bevor ...

Zwiſchen 2 und 3 Uhr des Nachmittags war es. Friedrich Wilhelm hatte gerade ſeine Anſprache an die im Luſtgarten verſammelten Bürger gehalten, als — während der König von der Schloßterraſſe wieder die Palaſttreppe hinaufſtieg, ehrfurchtsvoll von einer Bürgerdeputation geleitet — der Vortrab der ſchrecklichen Todtenparade von den Linden her auf den Schloßplatz einbog. Voran ein Student, barhaupt, mit fliegenden Haaren, den Schläger in der Hand. Hinter ihm ein Wagen mit 9 Leichen, deren klaffende Wunden bloßgelegt waren; dann noch 3 oder 4 Bahren mit Todten und als Trauergefolge eine Schar von Proletariern, ſo, wie ſie von den Barrikaden kamen.

Die Menge auf dem Schloßplatze gab dem düſteren Zuge Raum, ſo daß derſelbe in den Hof des Palaſtes gelangen konnte. Schar um Schar folgte dieſem Vortrab, die Zahl der herbeigebrachten Todten, welche in langen Reihen hingelegt wurden, fort und fort mehrend.

Ein Augenzeuge hat unmittelbar nach dieſem in der Weltgeſchichte einzig daſtehenden Auftritt mit bebender Hand denſelben alſo ſchriftlich feſtzuhalten verſucht: — „Eine Scene, welche an tragiſchem Pathos alles überbot, was jemals in Trauerſpielen der antiken und romantiſchen Kunſt an den erſchütterten Gemüthern vorübergezogen iſt! Denn welch ein Schauſpiel ward uns

bereitet! Von allen Seiten zogen durch die Portale des Schloſſes die Barrikadenkämpfer herein, mit wilden, verſtörten Geſichtern, in der Hand noch die mörderiſche Waffe, auf den Schultern die Bahren mit den Leichen der gefallenen Brüder, deren Wunden zu gräßlicher Schau ſie offen gelegt, deren blutige Stirnen im Vorübertragen von Frauenhänden mit Immortellen und Lorbeer geſchmückt worden waren. Die Volksmenge, durch welche ſie hindurchſchritten, ſtand lautlos, ehrfurchtsvoll nahm ein jeder den Hut ab, die Lippen bebten, in den Augen zitterten Thränen, nur die feſten Tritte der Träger hallten in dem Schloßhofe wider und von Zeit zu Zeit der Name eines der Gefallenen, von einem Träger laut ausgerufen mit näherer Angabe, wie: „Familienvater von 5 unerzogenen Kindern!“ — „Auf der Barrikade am köllner Rathhauſe niederkartätſcht!“ — „Ohne Pardon niedergeſtochen, nachdem er ſich ergeben hatte!“ — „Eine Wittwe, Mutter von 7 Waiſen!“ — „Fünfzehn Jahre alt, an meiner Seite niedergeſchoſſen, mein einziger Sohn!“ — Es war ein grauſamer Inſtinkt, welcher in den entlegenſten Theilen der Stadt das Volk ohne irgendeine Verabredung trieb, die Todten nach dem Schloßhofe zu bringen. Schon hatte ſich der innere Hof, in welchem die Wendeltreppen zu den königlichen Gemächern führen, mit Bahren und blutigen Leichen gefüllt, als das Volk nach dem Könige zu rufen begann. Der Fürſt Lichnowsky, welcher, nachdem der Kampf vorüber war, mit einigen der Barrikadenhäupter fraterniſirt hatte, verſuchte es, ſeine guten Freunde zu bedeuten, daß Se. Majeſtät ſich zurückgezogen hätte und daß man ihr einige Ruhe gönnen möge. Allein der Ruf: „Der König ſoll kommen!“ erſcholl mit verzehnfachter Gewalt, daß die Schloßfenſter davon erzitterten. Schon nahmen die Träger die Leichen wieder auf und ſchickten ſich an, dieſelben die Wendeltreppe hinauf in die königlichen Gemächer zu tragen, da erſchienen oben auf der Galerie die Grafen Arnim und Schwerin, um zu beſchwichtigen, vermochten aber nicht, gegen die höher und höher ſchwellende

Flut aufzukommen. „Der König! Der König soll kommen!“ gellte und grollte es immer drohender. Da trat auf die offene Galerie heraus der tiefgebeugte Monarch, an seinem Arme die vor Angst und Entsetzen bleiche Königin. „Hut ab!“ Er entblößte das Haupt. Die Träger nahmen die blutigen Leichname wieder auf, sie hoben die Bahren hoch zu dem Könige hinauf unter schrecklichem Zuruf der Männer und dem Wehklagen der Frauen: „Gib uns unsere Brüder! Unsere Väter, unsere Söhne, unsere Männer gib uns wieder!“ Der König und die Königin vermochten nur mit Thränen das tiefgefühlte Beileid des gebrochenen Herzens zu bezeugen. In den blutgetränkten Gewändern der Gefallenen erblickten sie den königlichen Purpur zu ihren Füßen im Staube liegen. Da plötzlich stimmte das Volk den Choral an „Jesus meine Zuversicht“ — der König verweilte mit unbedecktem Haupte, bis der feierliche Todtengesang geendet, und führte dann die kaum sich noch aufrechthaltende Königin in ihre Gemächer zurück.“

Die Wirkung dieser Scene auf die Schloßbewohner mußte eine furchtbare sein. Alle auf uns gekommenen Ueberlieferungen lassen errathen, daß man in den Räumen des Palastes fürchtete, ein 10. August von 1792 stehe bevor oder sei gar mit dem heutigen Tage schon angebrochen. Sehr bemerkbar lichtete es sich um den König her und Potsdam füllte sich mit vornehmen Flüchtlingen. Der Herr Polizeipräsident soll so sehr den Kopf verloren gehabt oder die Sachlage für so drohend angesehen haben, daß er dem von der Todtenparade zurückkehrenden Monarchen entgegeneilte mit den Worten: „Majestät, es ist jetzt die höchste Zeit! Sie müssen Berlin verlassen!“ Diesem Rathschlage sei aber der Herr Oberbürgermeister mit Erfolg entgegengetreten. Ein in Berlin zurückgebliebenes Mitglied der Abordnung aus Köln, Herr Klaeſſen, begleitete eine Dame, welche zur Prinzessin von Preußen wollte, in den Palast, gerade als dort die Verwirrung, Niedergeschlagenheit und Sorge „ihren höchsten Grad

erreicht hatten“, wie der genannte Augenzeuge ſich ausdrückt. Tauſende von Neugierigen wälzten ſich beſtändig durch die Schloßportale, Höfe, Treppen und Korridore. Militärwachen, welche man abzulöſen vergeſſen hatte, lagen da und dort ſchlafend mit dem Gewehr im Arm am Boden. Nur mit Mühe vermochte Herr Klaeſſen ſeine Schutzbefohlene durch die Volkshaufen bis zu dem Zimmer zu bringen, in welchem ſich „der Ueberreſt der königlichen Familie im beſolateſten Zuſtande befand“. Die Umgebung des Königs war auf wenige Perſonen zuſammengeſchmolzen, ein General ſaß abgemattet und ſchlaftrunken in einem Lehnſeſſel, „alle Anweſenden ſchienen beſtändig in banger Erwartung der Dinge, die noch kommen würden“ ....

In dem tragiſchen Akt der Leichenſchau gipfelte der Sieg der berliner Bewegung und kündigte ſich zugleich ſchon ihr Umſchlag an. Kein Zweifel, in den ſchweren Wehen jener furchtbaren Augenblicke wurde die Reaktion geboren.

Vom royaliſtiſchen Standpunkt aus betrachtet, war die Todtenparade vom 19. März im Hofe des berliner Schloſſes ein unſühnbarer Frevel; mit republikaniſchen Augen angeſehen, war ſie eine begreifliche, aber kaum verzeihliche Grauſamkeit. Beurtheilt man jedoch dieſen Auftritt völlig parteilos und kaltverſtändig, ſo wird man darin eine Dummheit der Dummheiten erkennen müſſen. Man darf einen König nicht *alſo* demüthigen, wenn man weder die Kraft noch auch nur den Willen hat, das Königthum zu vernichten. Friedrich Wilhelm *konnte* dieſe Beſchimpfung nicht vergeben und vergeſſen, auch wenn er es aufrichtig *wollte*. Es war mehr, als Fleiſch und Blut zu ertragen vermochten. *Der* Pfeil blieb im Herzen haften und die ſchmerzende Wunde ſchrie nach Rache.

16.

Am Abend des 19. März schien jedoch jeder Mißton im brausenden Jubeleinklang verschwinden zu wollen. Die Stadt, glänzender als jemals beleuchtet, glich einem Lichtmeer: strahlte ja doch sogar der Palast des Kaisers von Rußland unter den Linden in vollem Beleuchtungsschmuck. Die später im großen Stil betriebene Kunst der Katzenmusikdarbringung ist an diesem Abend allerdings auch zuerst zur Ausübung gekommen — vor den Wohnungen der Exminister Eichhorn und Thile, sowie des Oberbürgermeisters Krausnick — jedoch erst nur dilettantisch-schüchtern und konnte sie darum als ein keineswegs störsames „Scherzo" in der großen Friede- und Freudesymphonie erscheinen. Etwas früher am Abend waren freilich zwei weniger idyllische Akte von „Volksjustiz" vorgekommen: die Zerstörung der Wohnung des Majors von Preuß im Eckhause der Königs- und Poststraße und die Verheerung eines Ladens unter den Linden, welcher dem Handschuhmacher Wernicke gehörte. Die beiden Herren waren beschuldigt, Volkskämpfer an die Soldaten verrathen zu haben. An beiden Orten wurde alles zerbrochen, zerrissen und zerschmissen, aber nicht für eines Pfennigs Werth entwendet und mitgenommen.

Die historische Gerechtigkeit verlangt auch an dieser Stelle wieder den lauten Ausspruch, daß das Gezitter und Gezeter des Brozenthums im Frühjahr 1848 überall nur aus dem eigenen bösen Gewissen kam und nirgends auf Thatsachen fußte, welche die dem Proletariat unterstellte Vernichtung der Heiligkeit des Eigenthums erwiesen hätten. Der schwärzeste Schwarzseher ist der Geldsack in seiner Angst. Wer sein Gezappel und Geklapper im „tollen" Jahre nicht mitangesehen und mitangehört hat, weiß eigentlich gar nicht, wie erbärmlich Menschen sein und sich gebaren können....

Am 20. März war die preußische Hauptstadt der „siegreichen Revolution zur Beute hingeworfen", wie man emphatisch gesagt

hat. In Wahrheit, Berlin war ohne Behörden, ohne Militär, ohne Polizei, ohne Arbeit, in voller Anarchie. Weder die Stadt noch der Staat ging deßhalb zu Grunde. Man ſuchte und wußte ſich zu helfen. Zunächſt äußerte ſich die Theilnahme für die Hinterlaſſenen der Opfer des Straßenkampfes in reichlichen Spenden. Weiterhin ſuchte die befreite Preſſe Ordnung in das Chaos zu bringen und rührte auch, die „Errungenſchaften“ zu mehren und zu ſichern, das improviſirte Vereinsrecht geflügelte Zungen, die freilich häufig ſo ſchnell flogen, daß der arme geſunde Menſchenverſtand weit hinter ihnen zurückbleiben mußte. Allmälig erholten ſich auch wohl die Behörden von ihrem Starrkrampf, ja ſogar die Börſe erwachte allmälig wieder aus ihrer Schreckensohnmacht und ließ Reden fallen, die in ihrem Munde ganz märchenhaft klangen, bewundernde Reden über den Heldenmuth und die Enthaltſamkeit des Volkes.

Zur Mittagsſtunde wurde auf dem Schloßplatze verkündigt, daß der König für alle politiſchen und preßlichen Vergehen eine Generalamneſtie gewährt habe. Dieſe kam zunächſt den im Staatsgefängniß vor dem „neuen“ Thore ſitzenden Polen zu gut, welche ſeit ihrer 1846 in Poſen verſuchten Inſurrektion verhaftet geweſen waren. Der Triumphzug, in deſſen Mitte man Ludwig Mieroslawski und ſeine Schickſalsgenoſſen durch die Stadt führte, geſtaltete ſich zu einer gemeinſamen deutſch-polniſchen Kundgebung gegen Rußland. Der genannte Polenhäuptling hielt vor der Univerſität, wo die bewaffneten Studenten ihn und ſeine Gefährten begrüßten, auf einem Wagen ſtehend und eine ſchwarzrothgoldene Fahne in der Hand tragend, eine Rede, welche ſich zu dem Satze zuſpitzte: „Das polniſche Banner wird von jetzt an in Eintracht neben dem deutſchen wehen.“ Auch ſo eine nebelhaft-koſmopolitiſche Märzphantaſie! Schon im April ſtanden in Poſen Deutſche und Polen im mörderiſchen Kampfe einander gegenüber.

Gegen den Abend zu verbreiteten ſich wunderliche Gerüchte

handelnden Publikums mittels eines wohlfeilen Spektakels beschäftigen wollen, um über den Drang des Augenblickes hinwegzukommen? Das ist möglich, aber es würde nur eine noch härtere Verurtheilung der Minister begründen. Denn es ist doch wohl das leichtfertigste aller Spiele, die Monarchie dadurch retten zu wollen, daß man den Nimbus der Monarchie zum Einsatz macht ...

Um 10 Uhr wurden die im Kastanienwäldchen bei der Universität exercirenden Studenten in die Aula gerufen, wo der von den akademischen Würdeträgern umgebene Kultusminister Schwerin diese Ansprache an sie richtete: — „Meine Herren, ich halte es für meine Pflicht, die akademische Jugend, welche sich in den letzten Tagen so tüchtig bewährt hat bei Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, von den Maßregeln in Kenntniß zu setzen, welche Se. Majestät im Sinne des Fortschritts zu nehmen gedenkt. Se. Majestät will sich an die Spitze des konstitutionellen Deutschlands stellen. Sie will die Freiheit unter dem Schutze der konstitutionellen Monarchie nicht nur für Preußen, sondern für ganz Deutschland. Sie hat daher auch die schleunige Bildung eines deutschen Parlaments anzubahnen beschlossen und wird sich auch hier an die Spitze des Fortschritts stellen. Der König rechnet dabei auf den Schutz und Beistand seines treuen Volkes. Sind sie nicht auch der Meinung, daß er es kann? — (Jubelndes „Ja wohl! Ja wohl!") — Der König wird sofort, geschmückt mit den deutschen Farben, in den Straßen erscheinen und rechnet darauf, daß die akademische Jugend sich um ihn scharen werde. Meine Herren, es lebe unser wahrhaft deutscher König! — (Neuer Jubelsturm.) — Meine Herren, wir sind Sr. Majestät verantwortliche Minister, aber unsere Seele ist der König, der Fortschritt, die Freiheit seiner Gedanken; für die Ausführung sind wir verantwortlich. Die Verantwortlichkeit der Minister hoch!"

Die Verantwortlichkeit, ei freilich! Hätte der Herr Minister

ſich dieſelbe recht zu Herzen genommen, ſo würde er nicht ſo ſchw — eriniſch geſchwatzt haben.

Kurz nach dieſem Auftritt in der Aula der Univerſität begann der berühmte „Umritt“ Friedrich Wilhelms mit den deutſchen Farben, ein — wie „Tante Voß“ hochbegeiſtert meldete — „ein fröhlicher herzlicher Zug, wie ihn unſere Fürſten ſelbſt in den beſten Zeiten der früheren Monarchie unter dem Schutze der Soldaten wohl nicht erlebt haben“.

Gegen 11 Uhr kam der König die Wendeltreppe des inneren Schloßhofes herab, um am Fuße derſelben zu Pferde zu ſteigen. Es wird erzählt, daß ihm mitten auf der Treppe ein altpreußiſch geſinnter Mann, der General von Rauch, ſonſt preußiſcher Militärbevollmächtigter in Petersburg, dermalen aber in Berlin anweſend, entgegengetreten ſei mit der Bitte, Se. Majeſtät möchte doch den Schritt, d. h. den Ritt, welchen er zu thun im Begriffe ſei, erſt reiflicher überlegen. Allein der König habe den beſorgten Warner, welcher ihn franzöſiſch angeſprochen hatte, abgefertigt mit den Worten: „Non, non, c'est décidé; nous allons monter à cheval“.

Schloßhof und Schloßplatz waren voll von Volk. Friedrich Wilhelm trug die Uniform des 1. Garderegiments und den Helm. Um ſeinen linken Arm war ein breites ſchwarzrothgoldenes Band geſchlungen. In ſeinem Gefolge befanden ſich die in Berlin anweſenden Prinzen und die neuen Miniſter, ſammt und ſonders mit den deutſchen Farben geſchmückt.

Die Menge begrüßte den Monarchen mit ſtürmiſchem Beifall. Er dankte und ſagte: „Es iſt keine Uſurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutſchen Freiheit und Einheit berufen fühle. Ich ſchwöre zu Gott, daß ich keine Fürſten vom Throne ſtoßen will; aber Deutſchlands Einheit und Freiheit will ich ſchützen. Sie muß geſchirmt werden durch deutſche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen konſtitutionellen Verfaſſung.“

Wiederum großer Beifall, worauf der Zug sich in Bewegung setzte. Vorauf die Minister, der Generaladjutant von Neumann und andere Herren zu Pferde, dann der Bürgerschütze Krause zu Fuß, eine mächtiggroße schwarzrothgoldene Fahne vor dem Könige einhertragend. Dem Monarchen zur Seiten ritten der Doktor Stieber und der Stadtverordnete Gleich. Eine ganz abenteuerliche Figur bewegte sich ebenfalls in der unmittelbaren Nähe des Monarchen, der Thierarzt, Volksredner und Barrikadenhäuptling Urban, barhaupt, wallenden Haares, mit auf die Brust fallendem Schwarzbart, lang, hager, bleichen Antlitzes, spukhaft, eine gemalte Kaiserkrone in der Hand haltend.

Auf den Schloßplatz herausgekommen, hielt die Prozession an und Friedrich Wilhelm wiederholte bei diesem Halt so ziemlich mit den gleichen Worten, was er schon drinnen im Hofe gesagt hatte, auch hier wieder seine Verwahrung gegen eine „Usurpation" betonend. Gerade das aber ist das Kläglichste an diesem ganzen, höchst ungeschickt in Scene gesetzten Versuche gewesen. Sollte derselbe wirklich etwas bedeuten, sollte er gelingen, so mußte der König in dem Augenblicke, wo er die deutschen Farben anlegte, sich als König oder Kaiser von Deutschland proklamiren. Das wäre in Wahrheit eine rettende That gewesen und sie mußte, auch nur halbwegs mit Verstand und Entschlossenheit durchgeführt, zweifelsohne glücklich ausschlagen. Allein die mystische Halbheit, die romantische Ohnmacht verdarben alles. Dieses klägliche Wollen und Nichtwollen, dieses halbe Zugreifen und scheue Zurückfahren, diese Verwahrungen und Verklausulirungen stießen die Nation zurück und erbos'ten doch die Höfe höchlich, wie denn z. B. die Nachricht von dem „Umritt" Friedrich Wilhelms in Wien den Hof und das Volk gleichmäßig in Harnisch jagte*).

*) Depesche Effingers vom 27. März: — „Die unmittelbar nach den Metzeleien in Berlin doppelt unerwartete Erklärung des Königs von Preußen, daß er an die Spitze des sich verjüngenden Deutschlands trete, hat hier bei allen Klassen der Bevölkerung eine außerordentliche Aufregung hervorge-

Aber was hätte denn Oestreich damals gegen eine thatkräftige preußische „Usurpation“ aufzuwenden gehabt? Worte, weiter nichts ...

Der königliche Umzug passirte derweil die Schloßfreiheit und hielt bei der Hauptwache am Zeughaus. Die Bürgerwehr trat ins Gewehr, der König ritt an sie heran und sagte: „Ich sehe euch hier auf der Wache, ich kann nicht genugsam in Worte kleiden, was ich euch danke; glaubt's mir!“ Da rief — eine widerwärtige Unterbrechung des „herzlichen fröhlichen Zuges“ — eine gellende Stimme: „Nein, glaubt ihm nicht!“ Der also protestirende Proletarier wurde aus der Menge herausgegriffen und in die Wache geschleppt, schrie aber im Hinweggeschleppt-werden fortwährend: „Ihr mögt mich zerreißen, aber ich rufe doch: Glaubt ihm nicht!“ Wie um den übeln Eindruck dieser Episode zu verwischen, erhob eine andere Stimme den Ruf: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!“ Worauf der König: „Nicht doch! Das will, das mag ich nicht.“

Nachdem die Prozession durch die Behrenstraße und unter den Linden hingegangen, machte sie am Universitätsgebäude Halt. Hier trugen drei Studenten das deutsche „Reichsbanner“ herbei und schwenkten es grüßend vor Friedrich Wilhelm, während ihre Kommilitonen bewaffnet in Reih' und Glied standen, Se. Magnificenz der Herr Rektor im Amtstalar an ihrer Spitze. Der König zügelte sein Pferd, da, wo jetzt Rauchs großer Fritz auf seinem Postamente reitet, und sprach die Studirenden also an: „Mein Herz schlägt hoch, daß es meine Hauptstadt ist, in der

bracht und die Regierung wird von allen Deutschen Oestreichs bei den Schritten, die sie unternehmen wird, um Preußen die alleinige Suprematie in Deutschland zu bestreiten, unbedingt unterstützt werden. Nächste Folge des persönlichen Aufrufs des Königs war hier die Ernennung des Grafen Kolloredo-Waldsee zum Bundespräsidial-Gesandten mit der Instruktion, gegen die (gefürchtete) Uebersiedelung des Bundestags nach Potsdam zu protestiren.“

ſich eine ſo kräftige Geſinnung bewährt hat. Der heutige Tag iſt ein großer, unvergeßlicher, entſcheidender. In Ihnen, meine Herren, ſteckt eine große Zukunft, und wenn Sie in der Mitte oder am Ziele ihres Lebens zurückblicken auf daſſelbe, ſo bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk. Die Studirenden machten den größten Eindruck auf das Volk und das Volk auf die Studirenden. Ich trage die Farben, die nicht mein ſind; aber ich will damit nichts uſurpiren, ich will keine Krone, keine Herrſchaft, ich will Deutſchlands Freiheit, Deutſchlands Einigkeit, ich will Ordnung, das ſchwöre ich zu Gott! Ich habe nur gethan, was in der deutſchen Geſchichte ſchon oft geſchehen iſt, daß mächtige Fürſten und Herzöge, wann die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und ſich an die Spitze des Volkes ſtellten, und ich glaube, daß die Herzen der Fürſten mir entgegenſchlagen werden und daß der Wille des Volkes mich unterſtützen wird. Merken Sie ſich das, meine Herrn, ſchreiben Sie ſich's auf, was ich Ihnen ſage, denn es iſt für die Nachwelt: ich will nichts uſurpiren, will nichts als deutſche Freiheit und Einheit. Ich trete an die Spitze von Deutſchland, in deſſen Einheit und Freiheit beſteht fortan Preußen, nicht anders! Schreiben Sie ſich's auf und ſagen Sie es der abweſenden ſtudirenden Jugend. Es thut mir unendlich leid, daß nicht alle da ſind. Sagen Sie es allen!"

Die Studenten ſchlugen huldigend und Hoch rufend ihre Waffen zuſammen und der Zug ging, von einer ungeheuren Menge begleitet, aber durch keinen unliebſamen Zwiſchenfall mehr geſtört, weiter. Beim Halt am köllner Rathhauſe redete der König zu den dort aufgeſtellten Stadtbehörden und Bürgerwehrmännern: „Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht ſtark bin durch die Waffen meines gewiß ſtarken und tapferen Heeres, daß ich nicht ſtark bin durch meinen gefüllten Schatz, ſondern nur durch die Herzen und Treue meines Volkes. Und, nicht wahr dieſe Herzen, dieſe Treue werdet ihr mir ſchenken? Ich ſchwöre es euch, ich will nur das Gute für euch und Deutſchland!"

Es soll dem Monarchen nicht der Nachruhm entzogen werden, daß er — die Thatsache ist gar nicht anzuzweifeln — auf seinem Umritte nachdrücklich die Vertheidigung seines Bruders, des Prinzen von Preußen, übernommen hat, was, wie die Sachen lagen, gar nicht unbedenklich war. Friedrich Wilhelm erklärte in einer seiner Ansprachen, daß sein Bruder „Soldat durch und durch“ sei, daß derselbe „den biedersten und offensten Charakter besitze, aber es nicht verstehe, der Masse zu schmeicheln und sich beliebt zu machen“. Das sei der Grund der über den Prinzen verbreiteten „böslichen Gerüchte“. Er, der König, gebe sein Ehrenwort, daß sein Bruder „unschuldig sei an allen den Handlungen, deren er von einigen Böswilligen bezichtigt werde“.

Genau zur selbigen Zeit, wo der schwarzrothgoldene Umritt stattfand, wurden in der Staatskanzlei zwei merkwürdige, vom 21. März datirte Aktenstücke zu schleuniger Bekanntmachung fertig gemacht. Das eine war eine an den Kriegsminister gerichtete königliche Kabinettsordre, also lautend: „Da ich mich ganz der deutschen Sache widme und in der Theilnahme Preußens die entschiedene Förderung derselben erblicke, so bestimme ich, daß die Armee sogleich neben der preußischen die deutsche Kokarde anzustecken hat. Friedrich Wilhelm.“ Das andere war eine Proklamation des Königs „An mein Volk und an die deutsche Nation“, in welcher Friedrich Wilhelm erklärte: „Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten dringenden Gefahr kann nur aus einer innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen und Deutschland wird sich mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des

deutſchen Reiches geſtellt. Preußen geht fortan in Deutſchland auf."

Im April von 1850 war aus „ökonomiſchen" Gründen die deutſche Kokarde ſpurlos von den preußiſchen Soldatenhelmen verſchwunden und im Hochſommer von 1866 wurde Deutſchland in Preußen aufgegangen ....

Als Friedrich Wilhelm von ſeinem nur halb gewagten und darum ganz mißlungenen Kaiſerritte zum Schloß zurückkehrte, flatterte auf der höchſten Zinne deſſelben, auf dem Gerüſte der im Bau noch unvollendeten Kuppel eine große dreifarbig-deutſche Fahne. Nach wenigen Stunden war ſie wiederum weggeweht. Ihr Gewebe iſt viel zu ſchwach geweſen, um dem Winde widerſtehen zu können, welcher ſchneidend von Potsdam herein und ſchneidender noch vom Winterpalaſt an der Newa herüber ſchnob.

Und ſo muß es denn Summa Summarum von dieſem vielbeſchrieenen, vielbeklagten, vielverwünſchten und vielbelachten 21. Märztag des Jahres 1848 heißen: Schattenſpiel an der Wand!

An keinem der berliner Bewegungstage iſt ſo klärlich und kläglich offenbar worden wie gerade an dieſem, daß die Hebekraft der ganzen preußiſchen „Revolution" nicht mächtig genug war, einen Mann, auch nur einen über das ordinäre Mittelmaß emporzutragen. Alles verharrte „in Reih' und Glied" der Mittelmäßigkeit, auf gut preußiſch des Kommando's harrend. Da jedoch das entſchloſſene, thatfroh-zugreifende Kommando, wie es vor Zeiten der große Friedrich geführt, fehlte, ſo blieb der Kaiſerritt, welcher ein weltgeſchichtlicher, die Geſchicke Deutſchlands, ja Europa's beſtimmender hätte werden können, ein hohler Mummenſchanz und war der 21. März ſtatt ein anbrechender Schickſalstag nur ein verſpäteter Faſchingstag.

17.

Es ist sehr charakteristisch, daß die glänzendste Feierlichkeit, zu welcher die preußische, die deutsche „Revolution“ es bringen konnte, eine Todtenfeier war, die auf den 22. März angeordnete Bestattung der berliner Barrikadenkämpfer. Auch hier wieder — wie, ach, so oft! — glaubt man um die Winkel von Klio's strengem Mund einen Zug grausamer Ironie spielen zu sehen.

Wie sehr die auf der Volksseite gefallenen Opfer der Straßenschlacht ein Gegenstand der ehrfurchtsvollen Theilnahme auch auf Seiten der Regierung waren, beweis't schlagend der Umstand, daß die „Allgemeine preußische Zeitung“, also das Regierungsblatt, am Abend des 22. März mit einem Trauerrande erschien und seinen spärlichen Umfang und Inhalt mit den Worten entschuldigte: „Ganz Berlin hatte am heutigen Tage eine heilige Pflicht zu erfüllen. Den heldenmüthigen Opfern eines tief zu beklagenden, durch ein Zusammentreffen unglücklicher Zufälle, Gerüchte, Mißverständnisse und Irrungen entstandenen Kampfes waren die letzten Ehren zu erweisen. Auch die an unserem Blatte Beschäftigten sind dieser Pflicht gefolgt.“ Und nicht nur die Regierungspresse sprach aus dieser Tonart, sondern auch die orthodoxe und die pietistische Kanzel. Einer der Hauptpauker der letzteren, Herr Krummacher, predigte von den Barrikadenkämpfern, daß sie „mit weißen Kleidern, Palmen in den Händen, als selige, verklärte Entrinner von der Erde in den Himmel eingegangen seien“ . . .

In der Nacht vom 21. auf den 22. waren in und vor der neuen Kirche auf dem Gensdarmenmarkte Hunderte von Arbeitern in Thätigkeit, an der großen Freitreppe vor der Säulenhalle einen kolossalen Katafalk aufzubauen und zu schmücken. Dieser Katafalk trug 183 Särge, worunter die von 5 Frauen und 2 Knaben sich befanden. Jeder Sarg war bekränzt.

Mit Tagesanbruch war die ganze Stadt in feierlicher Re-

gung und Bewegung. Von den Häusern wehten neben der deutschen Trikolore lange Trauerflaggen. Auf den Zinnen und Balkonen des Königsschlosses, sowie auf den Stadtthoren waren schwarze Fahnen aufgepflanzt. Alle Männer trugen den Trauerflor um die Hüte oder um die Arme, alle Frauen, welche auf den Straßen, den Balkonen und an den Fenstern erschienen, waren schwarzgekleidet. Unzählbar stand die Menge, ruhig, ernst und schweigend zu beiden Seiten der Straße, durch welche der Leichenzug gehen sollte, und füllte den ganzen Raum vom Gensdarmenmarkte bis zum landsberger Thor. Es war ein milder, heller Tag, voll Sonnenschein und Frühlingshoffnung.

Gegen Mittag kamen die Bataillone der Bürgerwehr, der Studentenharst, die Gilden der Gewerke und sonstige Korporationen, auch die Abordnungen deutscher Städte und Hochschulen angezogen und stellten sich auf den ihnen bezeichneten Plätzen auf. So auch der berliner Magistrat, die Stadtverordneten und die Schützengilde, welche die Ehrensalven über der Gruft abfeuern sollte. Die Geistlichkeit aller Konfessionen fehlte ebenfalls nicht. Den Angehörigen der Todten reichte man frische Blumensträuße, welche aus den königlichen Gärten kamen, wie denn der reiche Blumen- und Blüthenschmuck des Trauerfestes insbesondere der Fürsorge des Hofmarschallamtes zu danken war. Sämmtliche Züge, die nicht unter Waffen gingen, wurden von eigenen Trauermarschällen geordnet und geführt. Man hörte in dieser ganzen ungeheuren Menge kein lautes Wort. Dieses in wundervoller Ordnung und feierlichem Schweigen verharrende Menschenmeer, im Hintergrund überragt von dem inmitten seines Blumenschmuckes düsteren Katafalk, brachte einen mächtigen Eindruck hervor. Drinnen am Altar der Kirche empfing der Bischof Neander die leidtragenden Hinterlassenen der Todten mit Worten des Trostes.

Um 2 Uhr begannen die Glocken aller Thürme zu läuten und stimmte ein Chor von Posaunen den Choral an: „Jesus

meine Zuversicht“. Von dem zu Füßen des Katafalks errichteten Altar aus hielten dann nach einander der evangelische Pastor Sydow, der katholische Kaplan Ruland und der Rabbiner Sachs kurze „Weihereden“. Hierauf fielen die Posaunen wieder ein und der Zug setzte sich langsam in Bewegung, von Hunderten umflorter Fahnen überragt. Eine durch Tausende von Bürgern, Studenten und Arbeitern rechts und links gebildete Kette schuf dem Leichengeleite Bahn bis hinaus zum Friedrichshain vor dem landsberger Thor, eine Wegstrecke von etwa $1^1/_2$ Stunden. Die Spitze des Zuges hatte den Friedrichshain schon erreicht, als das Ende noch auf dem Gensdarmenmarkte stand.

Unter Vortritt eines Trauermusikkorps eröffnete die berliner Schützengilde, vereinigt mit Abordnungen auswärtiger Schützenvereine, die grandiose Prozession. Hierauf 15 schwarzgekleidete Mädchen, auf weißen Kissen Kränze tragend. Dann die Angehörigen der Todten und diese selbst in ihren 183 Särgen, deren jeder 6 Träger hatte. Zwischen den Särgen marschirten die Gewerke mit ihren Fahnen und Emblemen, so daß jedes Gewerk die ihm angehörigen Todten führte. Unter den verschiedenen Korporationen und Vereinen, welche die Särge geleiteten, erblickte man auch einen Trupp Italiener mit der grünrothweißen und einen Trupp Polen mit der rothweißen Fahne. Folgte nun die Geistlichkeit der verschiedenen Bekenntnisse, geführt von dem Bischof Neander. Dann die Professoren- und Studentenschaft, jene in ihren Amtstalaren, diese im Waffenschmuck, an der Spitze Alexander von Humboldt und der Rektor Magnificus Trendelenburg. Hierauf die Schriftsteller und Journalisten, die Deputationen deutscher Städte, der Magistrat und die Stadtverordneten, die städtischen Schulen, der Herr Polizeipräsident in großer Uniform, die Innungen der Handwerker und die Gruppen der Maschinenbauarbeiter.

Der Zug ging zunächst durch die Charlottenstraße nach den Linden. Eine große Rührung überkam die Tausende und wieder

Tausende, als die Prozession in feierlichem Schweigen über den Opernplatz zog und nun mit einmal die tiefergreifenden Klagetöne eines von dem Dom-Chor angestimmten Trauerliedes über dem Menschenmeere schwebten. Und geradezu erschütternd wirkte es, daß beim Vorüberziehen des Leichengeleites am Schlosse der König zur Begrüßung desselben auf den Balkon heraustrat, umgeben von seinen Ministern und Adjutanten. Links und rechts am Balkone war eine schwarze und in der Mitte die schwarzrothgoldene Fahne zu sehen. Die Fahnen wurden zum Gruße vor den Särgen gesenkt, Friedrich Wilhelm nahm den Helm ab und blieb barhäuptig, bis der letzte Sarg vorüber war.

Draußen im Friedrichshain waren lange Reihen von Gräbern zum Empfange der Todten bereit. In der Mitte erhob sich ein Mast, geschmückt mit dem deutschen Adler, mit dem Wappen der Stadt Berlin, mit Lorbeer- und Cypressenzweigen. Die vereinigten Männerchöre Berlins stimmten die Grabgesänge an, begleitet von einem Hautboistenchor, welchen die Musikbanden verschiedener Regimenter der Armee gestellt hatten. Dann wurden die Särge hinabgesenkt und der Pastor Sydow hielt die Grabrede, in welcher er die Gefallenen als „Märtyrer unserer Freiheiten und Rechte" feierte. Zum Schlusse sprach der Bischof Neander den „Segen" und wurde die Ehrensalve gefeuert.

Wenige Monate darauf aber legte ein deutscher Dichter, zum zweiten Mal ins Exil wandernd, den Todten des Friedrichshains das Zornwort „an die Lebenden" in den Mund: —

„Weh' euch! Wir haben uns getäuscht! Vier Monden erst vergangen
Und alles feig durch euch verscherzt, was muthig wir errangen!
Was unser Tod euch zugewandt, verlottert und verloren" — — —

18.

Zuvörderst freilich war der Meinung der Menge gemäß ein belachenswerther Hypochonder oder, wie man sich auf patriotischen Bierbänken damals auszudrücken beliebte, eine „Schwarzgallenblase“ und „Trübsalspritze“, wer nicht mitjubelte in dem allgemeinen Freiheitsjubel oder gar zu prophezeien wagte, die herrlichen „Errungenschaften“ würden bald genug zu Zersprungenschaften werden. So in Berlin, in ganz Preußen, in ganz Deutschland. Das Wehen der deutschen Trikolore von den Zinnen der Hofburgen zu Wien und Berlin machte den Liberalismus schwindelig vor Vergnügen und drehend vor Vertrauen. Die ganze Nation taumelte in einem Vertrauensrausch umher, der etliche Wochen anhielt, unwiederbringlich kostbare Wochen, während welcher man hätte handeln müssen statt zu jubiliren und zu illuminiren.

Doch warum nicht jubiliren, da sich ja alles ringsher so glatt und leicht, so ganz von selber zu machen schien? Der Märzsturm durchfuhr ja schier ganz Europa mit unwiderstehlicher Gewalt. Seht, an demselben 18. März, wo in Berlin das verhängnißvolle „Mißverständniß“ geschehen, erhob sich jenseits der Alpen die Hauptstadt der Lombardei zu heldischem Kampfe gegen die östreichische Fremd- und Zwingherrschaft und nach viertägigen mörderischen Straßengefechten sah sich der alte Feldmarschall Radetzky, der „beste Mann Oestreichs“, gezwungen, Mailand zu räumen, was ihm nur mit äußerster Anstrengung am 22. März gelang, — an demselben 22. März, wo zwei der gelungensten Exemplare von metternichtig-östreichischen Thron- und Altarsäulen, der Herr Civilgouverneur Graf Palffy und der Herr Militärgouverneur Graf Zichy, mittels schmachvollster Kapitulation die aufgestandene Lagunenstadt Venedig dem Volkstribun Manin übergaben. In denselben Tagen erhoben sich auch Parma und Modena und jagten ihre dreimal abscheulichen Herzoge-Tyrannen von dannen.

Und nicht nur heißblütige Italiener, sondern auch kaltblütige Deutsche rührten sich rebellisch. Am 18. März begann mit einer Zusammenkunft von Abgeordneten der Ständeversammlungen von Schleswig und Holstein zu Rendsburg der lange, wechsel- und jammervolle Lostrennungskampf der deutschen Elbeherzogthümer von Dänemark, in dessen Hauptstadt zur gleichen Zeit die heftigste demokratische Gährung hochaufkochte. Viel kühneren Rebellenmuth jedoch als die sehr bedächtigen Schleswig-Holsten offenbarten die Unterthanen Heinrichs des Zweiundsiebzigsten. In Wahrheit, das Reich Reuß-Lobenstein-Ebersdorf befand sich in offener Revolution; denn das Unglaubliche geschah: die getreuen Reuß-Lobenstein-Ebersdorfer schossen ihres Landesvaters vielgeliebte Hirsche und Wildschweine in seinen Parken todt, schossen sie todt unter seinen allerhöchsten Augen. Ob solchem Gräuel ergrimmete Heinrichs des Zweiundsiebzigsten Herz im Busen und er machte sich auf, zu fliehen gen Gera. Aber siehe, hier suchten ihn heim seine getreuen Unterthanen mit einer „Sturmpetition", vor welcher der Durchlauchtige schleunigst Reißaus nahm, seine „sämmtlichen Staaten" räumend und auf Schloß Guteborn in der Lausitz eine Zuflucht suchend. Von dort aus erließ er dann später (im Juli) sein „Letztes Wort an mein Volk", das sich den berühmtesten „Edikten" des gewesenen Selbstherrschers von 6 Quadratmeilen würdig anreihte. Es begann: „Meine Aufrufe vom 12. und 22. März fußen auf dem Glück, wie ich mich damals ausdrückte, so gute, brave Landsleute in den Landleuten zu besitzen. In jenen Aufrufen, in allen Maßregeln seitdem ist allen Anforderungen die äußerste Rechnung getragen und sonach im Hinblick auf jenes glückliche Verhältniß der Grundsatz an die Spitze gestellt, daß wir Hand in Hand in die Umgestaltung treten wollten. Mein ganzes Leben gibt übrigens Bürgschaft, daß Volkeswohl und Fortschritt mir nicht bloß leere Worte sind. Die Verhältnisse haben sich geändert. Auf das Frechste ist jedes Band zwischen uns zerrissen. Der

schändlichste Undank auf mein, ich darf es sagen, unschuldiges Haupt gehäuft“ u. s. w. Hierauf erklärte er, abdanken zu wollen, um „in irgend einem fernen Ort über den Wechsel menschlicher Dinge nachzudenken“, und ließ folgende Begründung dieses Entschlusses folgen: „Nicht das Auferstehen Teutschlands, sondern die Masse von Erbärmlichkeit, die in der Flachsenfingerei eines kleinen Staates mit dem März auftauchte, hat mich vertrieben. Im Anfange gänzliche Unkunde und Schwäche der Civilbehörden, durch die die Wühlerei erst großgezogen ward und natürlich weiterfraß und alles ansteckte. Mein im Kleinen ausgebildetes Wehrsystem unbenutzt. Da ist mein Bleiben unmöglich, weil ich nichts halb sein will und überhaupt da Teutschland eine Einheit sein soll und die kleinen Herrscher eine Unmöglichkeit. Mein Entschluß, die Regierung niederzulegen, wird um so eiserner, als die bekannte infame Sturmpetition bei Gera unser ältestes Schloß entwürdigte. Dort dieselbe Traurigkeit der Behörden, die Bürgerwehr, 1200 Mann stark, ließ mich im Stich. Heinrich der Zweiundsiebzigste.“

Vom Lächerlichen bis zum Erhabenen ist mitunter auch nur ein Schritt, gerade wie umgekehrt. Der Miniatur-Selbstherrscher von Reuß entfloh vor einer Sturmpetition, der Folio-Selbstherrscher aller Reußen stand in der revolutionären Brandung Europa's wie ein unerschütterlicher Leuchtthurm des Absolutismus. Am 26. März erließ Czar Nikolaus einen Ukas an die russische Nation, in welchem er mit einem verachtungsvollen Seitenblick auf die der Revolution erlegenen Regierungen von Oestreich und Preußen seinem Machtgefühle stolzesten Ausdruck verlieh und seinen Entschluß kundgab, jedem allfälligen Herübergreifenwollen des Revolutionsgeistes nach dem „heiligen“ Rußland mit Unerbittlichkeit entgegenzutreten und ebenso jedem etwaigen Angriff auf die Gränzen des Reiches mit vollem Vertrauen auf seine treuen Unterthanen. „Wir sind überzeugt — schloß er — daß unser alter Kriegsruf: Für Glaube, Czar und

Vaterland! auch jetzt uns zum Siege führen wird. Dann rufen wir im Gefühle der Dankbarkeit, wie jetzt im Gefühle des Vertrauens auf Gott, einstimmig: Gott mit uns! Vernehmt es, ihr Heiden, (ihr fremden Völker), und unterwerfet euch, denn mit uns ist Gott!"

Man hatte in Deutschland keine Zeit, auf diese grollenden und drohenden Czarenworte zu achten, welche der Reaktion zuerst wieder Halt und Richtung gaben. Man hatte auch keine Zeit, zu ahnen, daß und wie bald ein Tag kommen werde, wo der Czar in übermüthigster Weise über die Geschicke Deutschlands schiedsrichterlich entscheiden würde. Man hatte nur Zeit und Lust, für die „Konstitutionelle Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage" zu schwärmen und zu lärmen. Dieser Spielball für die öffentliche Meinung war vom zur Scheinmacht gelangten Liberalismus aufgeworfen worden und das konstitutionelle Ballspiel, das unsittlichste aller Spiele, wurde insbesondere von den Hofdemokraten eifrigst empfohlen und überschwänglich gepriesen.

Diese „Hofdemokraten" dürfen unter den Figuren des historischen Gemäldes vom „tollen" Jahr nicht fehlen. Es waren Schößlinge und Nachschößlinge vom weiland „Jungen Deutschland", halb oder ganz um- und abgestandene Literaten, welche da und dort bei Hofe unterzuducken versucht und gewußt hatten. Schon vor 1848. In dem großen Sturmjahr kamen aber solche Hofdemokraten an den deutschen Höfen förmlich in die Mode. Wie man sich früher einen Zwerg, einen Mohren, einen Affen oder Papagei von seltenerer Art gehalten hatte, so hielt man sich jetzt einen Hofdemokraten. Ueberwand man sich vollends soweit, daß man gar einen Hofdemokraten aus einem der 12 Stämme Israel anschaffte, so hatte man gewiß im Zeitgemäßen das Fürstenmögliche geleistet. Diese Hofdemokraten haben sich um ihre Gönner ohne Frage höchlich verdient gemacht und demnach — da Jedermann weiß, daß „Fürstenwohl Volksglück" ist — auch um das deutsche

Volk. Im Uebrigen hat schon Lord Byron in der „Vision des Gerichts“ das Lob dieser Herren gesungen: —

„Sie haben Königsmördern Ruhm verlieh'n
Und später alle Könige gelobt;
Sie haben „Hoch die Republik!“ geschrie'n
Und später gegen Republik getobt.
Nun sind sie liberal, doch stets erbötig,
Den Rock zu wechseln und — die Haut, wenn nöthig.“

Der Konstitutionalismus hatte sein Spiel leicht zu gewinnen. Der Absolutismus hielt sich ja in Deutschland vorderhand mäuschenstill und der Republikanismus hatte zwar etliche Prediger, aber keine Gemeinde. Die konstitutionelle Monarchie war wenigstens eine bestimmte Losung, ein Programm, etwas Vorstellbares, während die Idee der Republik unfaßbar in dem blauen Himmel des Vertrauenschwindels umherflatterte und für blöde Philisteraugen auch unsichtbar. Außerdem versprach der Konstitutionalismus baldigst „Ruhe und Ordnung“ zurückzuführen und nach Ruhe und Ordnung lechzte die ungeheure Mehrzahl der Nation. Sehr begreiflich und sehr verzeihlich! Leben muß und will man und in unserer modernen Gesellschaft ist „Leben“ und „Geschäft“ gleichbedeutend, das Geschäft aber ohne Ruhe und Ordnung undenkbar.

Die Wahrheit frei herauszusagen, auch abgesehen von den unliebsamen Störungen und schweren Einbußen, welche der Frühlingsaufgang von 1848 für Handel und Wandel mit sich brachte und noch in Aussicht stellte, konnte und mußte es richtigen deutschen Unterthanen ungemüthlich, unlustig und unheimlich werden in diesem babylonischen Wirrwarr des März und April.

Was hat sich damals nicht alles lautgemacht, als die vormärzlichen Vorhängeschlösser von den Lippen der Menschen und die Knebel und Klammern von den Pressen gefallen waren! Es regnete Zeitungen, schneite Flugblätter und hagelte Karikaturen. Unendliche Redenkatarakte drohten die ganze Welt unter Wasser zu setzen. Der Eine sprach vom Elsaß, von Dänemark, von den

russischen Ostseeprovinzen, als hätte man sie bereits in der Tasche. Ein Anderer ließ ein Memorial drucken, wie die Schweiz wieder zum „Reiche“ zurückzubringen sei. Ein Dritter ekrasirte den Czaren, ein Vierter civilisirte den Sultan, ein Fünfter protestantisirte den Papst. Ein Sechster erörterte mit staatsmännischer Tiefe, wie die drei Farben auf der Nationalflagge zu ordnen seien und wie das künftige Reichssiegel gestochen werden müsse. Der Siebente erfand hochtönende Namen für die Orlogschiffe der künftigen deutschen Flotte. Der Achte sprach nur in Ausdrücken des englischen Parlaments, der Neunte radebrach die Tiraden des französischen Konvents. Der Zehnte entwarf eine Reichsverfassung, der Elfte eine männliche und weibliche Mustertracht; der Zwölfte schrie, man müsse vor allem die Frauen emanzipiren. Der Dreizehnte stiftete einen Hutnichtabziehungsverein, der Vierzehnte konstruirte Dampfguillotinen. Der Fünfzehnte pflanzte sich altdeutsche Bartwälder ins Gesicht, der Sechszehnte neufranzösische Rothfedern auf den Schlapphut. Der Siebzehnte verspürte in sich das vereinigte Feldherrentalent Cäsars und Napoleons, der Achtzehnte weissagte den ewigen Völkerfrieden. Und das alles schwirrte, klirrte, schimmerte, flimmerte, flunkerte, klunkerte, phantasirte, manifestirte, proklamirte, haselirte, randalirte, pokulirte, toastirte, glorifizirte, katzenmusizirte über-, unter und durcheinander — „auf breitester Grundlage“.

Also das Finale der „Exposition“ unserer weltgeschichtlichen Komödie. Mißtönig genug, ohne Zweifel. Und doch ist es nur wie ein schüchternes Instrumentestimmen gewesen, verglichen mit der höllischen Kakophonie, welche die „Peripetie“ uns vorführen wird. Mit dem März von 1848 war die Entwickelung des großen Drama's zu Ende, mit dem April hob die Verwickelung an.

Inhalt.

Seite

Prolog 1

Vorspiel: 39

I. „Evviva il santo padre!“ 41

II. „Im Hochland fiel der erste Schuß“ 66

III. Das Satyrdrama „Lola“ 92

I. Die Entwicklung: 113

I. Ein Kehraus 115

II. „Vive la république!“ 189

III. Alles provisorisch! 224

IV. Des Liberalismus Wonnemond 253

V. „Ich laß nit schießen!“ 273

VI. „Ein Mißverständniß!“ 319

Druck von Otto Wigand in Leipzig.